SLUB Dresden
mit
Beilage

SLUB Dresden
Kell
MAG

SLUB
Wir führen Wissen.

~~2449, FHA, N/ RH 65053 M946~~

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

DEUTSCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

WERTE DER DEUTSCHEN HEIMAT

Veröffentlichungen der Kommission für Heimatforschung

Band 8

SLUB
Wir führen Wissen.

ZWISCHEN MÜGLITZ UND WEISSERITZ

Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme
im Gebiet von Dippoldiswalde/Glashütte

Von Gerhardt Müller
Bearbeitet in der Arbeitsstelle Dresden

[lose]

Mit 31 Abbildungen, 16 Kunstdrucktafeln, 1 Übersichtskarte

1964

AKADEMIE-VERLAG · BERLIN

zell11 mOSS1 MAG / NM

TECHNISCHE UNIVERSITÄT DRESDEN
BIBLIOTHEK
DER FACHRICHTUNG ARCHITEKTUR
INVENTAR | SIGNATUR
150/64 | XVII a 665/8
1830 179 0665 008 00 1

Erschienen im Akademie-Verlag GmbH, Berlin W 8, Leipziger Str. 3—4

Copyright 1964 by Akademie-Verlag GmbH

Lizenz-Nr.: 202 · 100/165/64

Kartengenehmigung: Nr. 246/64 u. 1016/64

Gesamtherstellung: VEB Druckhaus „Maxim Gorki", Altenburg

Bestellnummer: 2084/8 · ES 15 D · Preis: 12,50 MDN

SLUB
Wir führen Wissen.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort VII
Mitarbeiterverzeichnis VIII
Verzeichnis der Suchpunkte IX
Überschau 1
Einzeldarstellung 13
Anhang 198
A. Tabelle: Einwohnerzahlen 16.—20. Jahrhundert . 198
B. Verzeichnis der Naturdenkmale 199
C. Literaturverzeichnis 200
D. Verzeichnis der Abbildungen 207
E. Verzeichnis der Bilder 208
F. Namenverzeichnis 209
G. Sachverzeichnis 216

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

VORWORT

Zwischen Müglitz und Roter Weißeritz im unteren östlichen Erzgebirge liegt ein überwiegend agrarisch bestimmtes Land, das für den Natur- und Heimatfreund wegen seiner geologischen, geographischen und botanischen Besonderheiten viele Anziehungspunkte besitzt. Die Ruhe und Schönheit dieses Gebietes bewirkten, daß die ausgedehnten Wälder um Bärenburg immer wieder Urlauber zu Erholungsaufenthalten in die bekannten Ferienorte, wie Bärenstein, Kipsdorf, Dönschten oder Falkenhain, anlocken.

Auch die Geschichte hat in vielfältiger Weise ihre Zeugen hinterlassen. Wir begegnen ihnen in frühen Straßen und Wegen, alten Mühlen, Kunstdenkmalen, Sagen, Resten alten Bergbaus und nicht zuletzt in den Wohnstätten der bäuerlichen Bevölkerung. Aus der historischen Entwicklung heraus ist auch das heutige Gesicht des mächtigen Schwermaschinenwerkes in Schmiedeberg, das der alten Amtsstadt Dippoldiswalde und das der weltbekannten Uhrmacherstadt Glashütte zu verstehen. Mit großer Liebe hat sich Gerhardt Müller, anfangs von dem verstorbenen Dr. Gotthold Weicker beraten und unterstützt, besonders dieser Dinge angenommen, so daß wir heute einen weiteren Band der „Werte der deutschen Heimat" vorlegen können. Dem Werk diente ferner in verständnisvoller Weise eine Reihe von Mitarbeitern und Gutachtern. Ihnen, aber auch den zahlreichen Helfern im Land sowie allen Dienststellen, die die Arbeit durch ihre Auskünfte unterstützten, sei vielmals gedankt. Für ausführliche Gesamtgutachten sind wir den Herren Nationalpreisträger Dr.-Ing. Hans Nadler und Dr. phil. habil. Karlheinz Blaschke zu Dank verpflichtet.

Wilhelm Unverzagt
Vorsitzender
der Kommission für Heimatforschung

SLUB
Wir führen Wissen.

MITARBEITERVERZEICHNIS

1. Gerhardt Müller, Dresden A 47, Tögelstr. 12 (Grundmanuskript).
2. Dr. Wolfgang Borsdorf, Dresden A 47, Klebaer Str. 9, und Heinz Grundig, Pirna, Otto-Walther-Str. 7 (Botanik).
3. Martin Hammermüller, Dresden A 27, Bernhardstr. 99 (Bärenstein).
4. Dipl.-Ing. Jochen Helbig, Institut für Ländliches Bauwesen der Technischen Universität Dresden. (Ausmessung von Bauwerken, Architekturzeichnungen).
5. Dr. Dietrich Zühlke, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Kommission für Heimatforschung, Arbeitsstelle Dresden (Geographie, Überschau).

Fachliche Begutachtungen:

1. Dr. Karlheinz Blaschke, Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden (Orts- und Landesgeschichte).
2. Dr. Werner Coblenz, Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte Dresden (Vorgeschichte).
3. Dr. Alfred Fiedler, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für deutsche Volkskunde, Forschungsstelle Dresden (Bauernhausaufnahme).
4. Dr. Heinrich Magirius, Institut für Denkmalpflege Dresden (Kunstgeschichte).
5. Dr. Hans Prescher, Museum für Geologie und Mineralogie Dresden (Geologie).
6. Dr. Hans Walther, Arbeitsgruppe Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig (Namenkunde).
7. Dr. Helmut Wilsdorf, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für deutsche Volkskunde, Forschungsstelle Dresden (Bergbaugeschichte).

Bearbeitung: Dr. Dietrich Zühlke

SLUB
Wir führen Wissen.

VERZEICHNIS DER SUCHPUNKTE

Die Nummern entsprechen denen am Rande des Textes sowie denen auf der Übersichtskarte

A 1 Dippoldiswalde 13
2 Reinholdshain 36
3 Denkstein bei Reinholdshain 38
4 Ochsenhübel 38
5 Tal der Roten Weißeritz . . 39
6 Elend 46
7 Ziegenrücken 47
8 Ulberndorf 47
9 Steinkreuz Flurgrenze Niederfrauendorf 49
10 Frauenberg 49
11 Schule zu Frauendorf . . . 49

B 1 Schrammberg 50
2 Fichticht 50
3 Reinhardtsgrimma 51
4 Lockwitzbach 61
5 Quergrund 63
6 Vogelberg 64
7 Niederfrauendorf 64
8 Luchberg 65
9 Luchau 68
10 Alte Eisenstraße 71

C 1 Reinhardtsgrimmaer Heide 72
2 Buschhäuser 73
3 Burgruine Grimmstein . . 74
4 Cunnersdorfer Bach 74
5 Cunnersdorf 76
6 Lerchenberg 77
7 Müglitztal 78
8 Schlottwitzer Achatgang . . 82
9 Schlottwitz 84
10 Herrenmühle 86
11 Friedensmühle 86
12 Großröhrsdorf 87
13 Totenstein 87
14 Lederberg 88

D 1 Obercarsdorf 90
2 Kohlberg 91
3 Oberfrauendorf 91
4 Quellfluren des Lockwitzbaches. 94
5 Unternaundorf 95
6 Molchgrund 96
7 Hochwaldstraße 96
8 Dreibrüderstein 97
9 Schmiedeberger Forst . . . 97
10 Schmiedeberg 99

E 1 Gleisenberg 115
2 Kalkhöhe 116
3 Wittichkreuz 118
4 Brießnitzbach 119
5 Sonnenleite 119
6 Folgen 121
7 Erben 121
8 Hahneberg 121
9 Gleisberg 122
10 Müglitzmäander bei Glashütte 123
11 Schüllermühle 123
12 Büttnermühle 125

F 1 Glashütte 125
2 Alte Straße nach Cunnersdorf 139
3 Wittichschloß 139
4 Rückenhain 140
5 Wachtberge 141
6 Neudörfel 141
7 Böhmischer Steig 143
8 Trebnitzgrund 143
9 Schützenhöhe 147
10 Ochsenkopf 147
11 Großer Kohlgrund 149

12 Dittersdorf 151
13 Wachtsteinrücke 155

G 1 Niederpöbel mit Pöbelthal . 156
2 Hoher Brand 158
3 Buschmühle 158
4 Dönschten 159
5 Langer Grund 162
6 Obere Rolle 163
7 Kurort Kipsdorf 163
8 Tellkoppe 165
9 Hirschstangenweg 165
10 Hofehübel 166
11 Böhmische Straße 170

H 1 Mayenburgwiese 171
2 Johnsbach 172
3 Kleine Straße 178
4 Bärenhecker Bach 178
5 Bärenhecke 180
6 Falkenhain 180
7 Knochen 183
8 Schenkens Höhe 183
9 Höhe 665 m 184
10 Waldidylle 185
11 Hegels Höhe 185

J 1 Bärenklau 185
2 Dittershöhe 186
3 Kleinbörnchen 186
4 Börnchen 187
5 Wildberg 189
6 Liebenauer Platte 189
7 Biela 189
8 VEB Sägewerk Bärenstein . 190
9 Schloß Bärenstein 190
10 Bärenstein, Dorf 194
11 Bärenstein, Stadt 195

Überschau

In der Reihe der zum östlichen Erzgebirge gehörenden Teilgebiete (s. Bd 4, Um Gottleuba, Berggießhübel und Liebstadt und Bd. 7, Um Altenberg, Geising und Lauenstein) stellt das Land zwischen Roter Weißeritz und Müglitz einen Ausschnitt dar, dem die bekannten Siedlungen Dippoldiswalde, Kurort Kipsdorf, Bärenstein und Glashütte angehören. Seine Charakteristik beginnen wir mit der Naturausstattung; denn sie tritt uns beim Betrachten dieses Landstriches zuerst entgegen, und mit ihr hatte sich der hier siedelnde Mensch auseinanderzusetzen.

Suchen wir nach Standorten, die uns das Gebiet überschauen lassen, so bieten der Rundgang um den basaltischen Luchberg (s. B 8) oder die Höhen um Börnchen (s. J 5) dazu Gelegenheit. Wir erkennen einzelne Teillandschaften, die auch auf einer Höhenschichtenkarte zur Geltung kommen (Abb. 1). Zwei Tiefenzonen verlaufen im Zuge der Täler der Roten Weißeritz und Müglitz in mehr oder weniger nordsüdlicher Richtung. Ein anderes, nur wenig höher gelegenes Niveau zieht sich im Norden zwischen Dippoldiswalde, Reinhardtsgrimma und Schlottwitz hin. Es gehört bereits der Hochfläche an, die sich zwischen den beiden Flüssen, der Erzgebirgsabdachung folgend, absenkt. Eine weitere Hochfläche östlich der Müglitz verläuft in der gleichen Richtung. Sie gehört nur mit ihrem westlichsten Teil zu unserem Gebiet und setzt sich um Gottleuba und Liebstadt bis zur Seidewitz, weiter südlich bis zum Flusse Gottleuba fort.

Betrachten wir diese Teillandschaften näher, so wird uns ihre Gestaltung und Beschaffenheit in einer starken Abhängigkeit vom geologischen Untergrund und von den tektonischen Verhältnissen deutlich.

Die große Hochfläche zwischen Weißeritz und Müglitz steigt im Süden des Gebietes auf mehr als 700 m über das Meer an und erreicht ihre größten Höhen in der Tellkoppe bei Kipsdorf mit 757,1 m (s. G 8) und wenig nordöstlich von Waldidylle mit 726,5 m. Dieses gegenüber der Hochfläche östlich der Müglitz auffällig hohe Niveau ist gesteinsbedingt und an den gegenüber den Kräften der Verwitterung sehr widerstandsfähigen Teplitzer Quarzporphyr gebunden (Abb. 2), dessen Ausbreitungsgebiet Neef und Richter (1959/60) als das Kernstück des oberen Osterzgebirges bezeichneten. Da sich der Quarzporphyr bis nahe Dippoldiswalde erstreckt, besitzt das östliche Erzgebirge an keiner anderen Stelle so weit nördlich ähnlich verhältnismäßig hohe Erhebungen. Das Porphyrgebiet läßt sich leicht abgrenzen, weil es — vor allem gegen den Grauen Gneis — meist mit einer deutlichen Stufe abfällt, die wir am Kohlberg besonders schön ausgeprägt finden (s. D 2). Wegen seiner größeren Höhen verzeichnet man darin

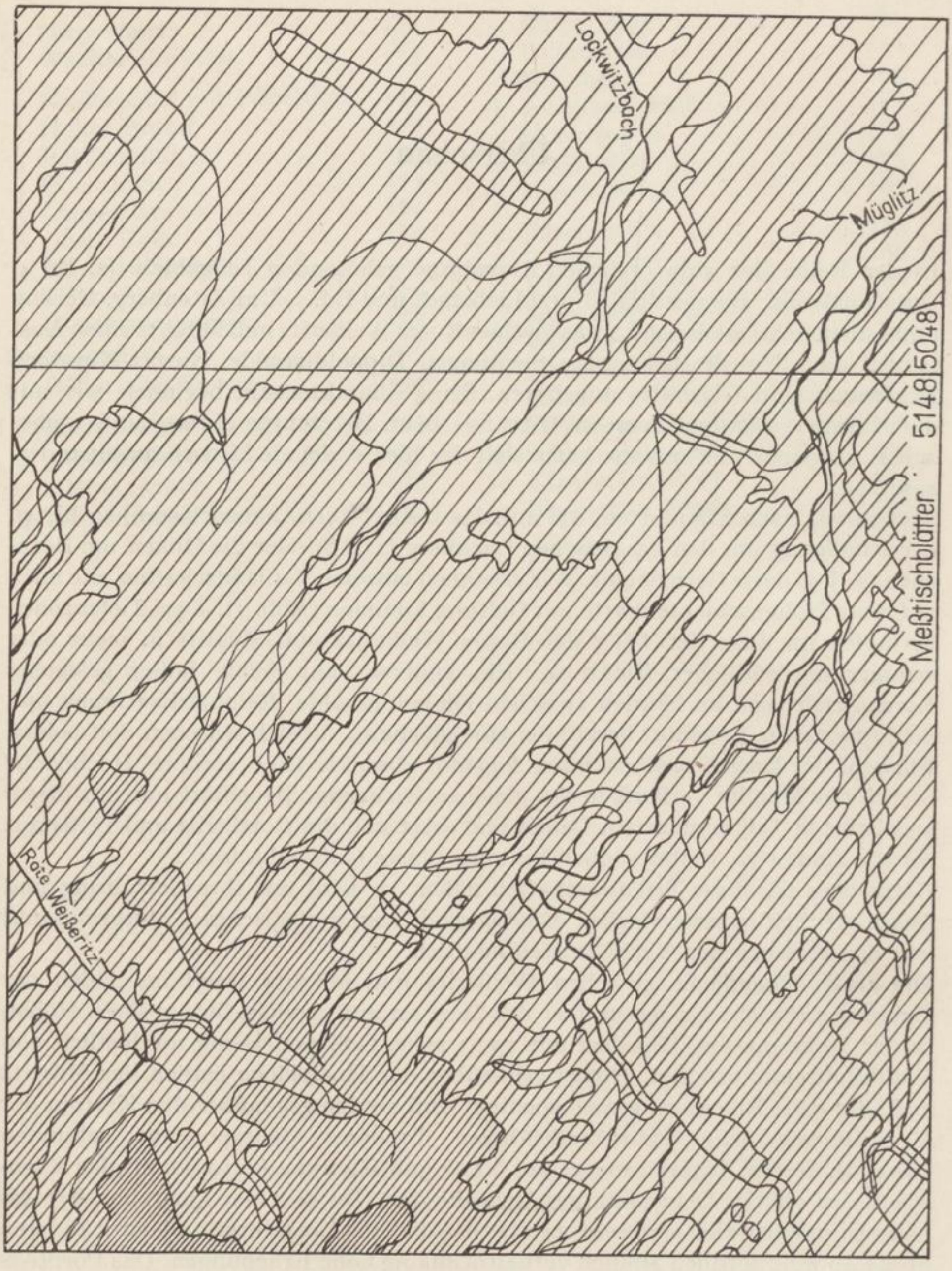


Abb. 1. Höhenschichtendarstellung

0 1 km

—300 m

300—400 m

400—500 m

500—600 m

600—700 m

über 700 m

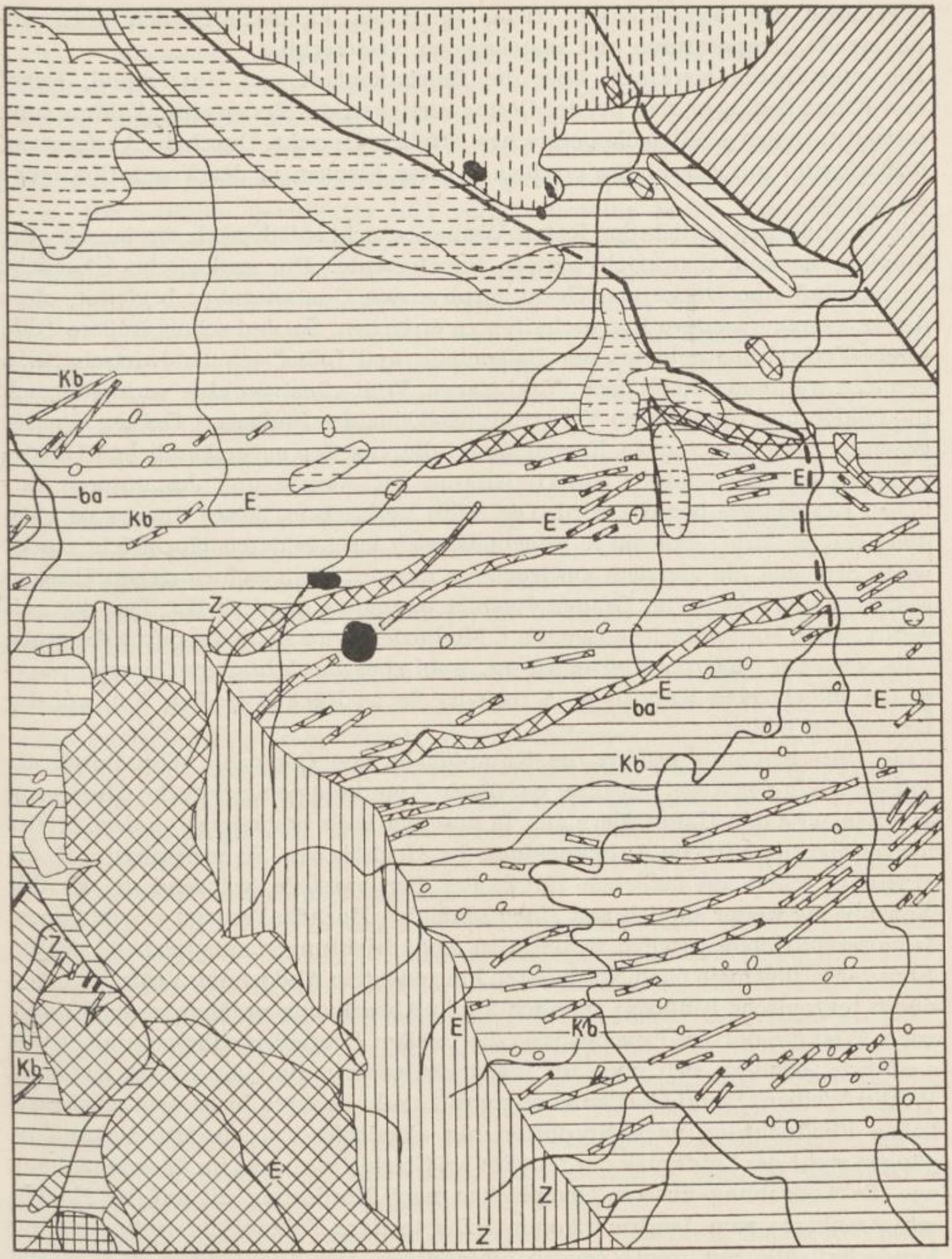


Abb. 2. Geologische Übersicht

- Freiberger Grauer Gneis
- Roter Gneis
- Quarzporphyr
- Granitporphyr
- Granit
- Rotliegendes
- Elbtalschiefersystem
- Kreidezeitablagerungen
- Basalt
- Amphibolit
- Verwerfung
- Z Zinnerz
- E Eisen- u. Manganerz
- Kb Kiesig-blendige Bleierzformation
- ba Barytische Blei-Silbererzformation

Maßstab s. Abb. 1.

gegenüber den benachbarten, tiefer gelegenen Landschaftsteilen auch abnehmende Temperaturen und ansteigenden Niederschlag.
Die angeführten Merkmale über die Beschaffenheit von Untergrund, Relief und Klima bedingen, daß bei der Geringwertigkeit des Bodens die Waldnutzung immer noch den größten ökonomischen Erfolg verspricht. Durch die Aufforstung überwiegend mit der Fichte erscheinen diese Flächen in der Vegetation recht einförmig.
Die Hochflächen östlich der Roten Weißeritz, schließlich auch die jenseits der Müglitz, kennen aber noch weitere Bauelemente. Die geologische Übersicht verrät, daß eine Decke von Granitporphyr den Quarzporphyr begleitet, ohne dessen extrem negative Eigenschaften zu erreichen. So sind schon größere Teile seines Verbreitungsgebietes um Falkenhain und Johnsbach landwirtschaftlich genutzt, während andere noch Wald tragen. Weit günstiger aber verhielten sich die milden und fruchtbaren Verwitterungsböden des Freiberger Grauen Gneises gegenüber der bäuerlichen Erschließung, die von der naturräumlichen Gliederung als entscheidendes Charakteristikum zur Abgrenzung des unteren östlichen Erzgebirges benutzt wird. Die weite Verbreitung dieses Gneises ist auch die Ursache dafür, daß die in seinem Bereich ausgebildeten Hochflächen über weite Strecken hin ziemlich ausdruckslos nur mit weitgeschwungenen Hängen gestaltet sind. So ist im Graugneisgebiet besonders deutlich der Typ der erzgebirgischen Rumpffläche ausgeprägt. Modifiziert wird sie kaum durch die große Zahl schmaler Quarzporphyrschwärme, wohl aber durch breitere Quarzporphyrgänge, die einzelne Kuppen (s. A 10) oder flache Rücken (s. E 1, E 2) auf der Hochfläche bilden.
Eine Unterbrechung erfährt die Rumpffläche von Ost nach West durch die Flüsse, die in der Regel mit ihrer parallelen Anordnung eine einfache Gliederung schaffen. Von den Haupttälern aus, in unserem Falle besonders von der Müglitz her, erfolgt die seitliche Aufschneidung der Hochflächen. So entspringt z. B. die Brießnitz schon am östlichen Rande der Porphyrstufe, während die kleinen Nebenbäche weiter südlich erst einen schmalen Hochflächenrand erfaßt haben. In unserem Gebiet gesellen sich zu den Abflußrichtungen entsprechend der im Erzgebirge allgemein nach Nordwesten hin geneigten Abdachung Veränderungen durch tektonische Einflüsse, nämlich durch Absenkungsvorgänge in der Elbtalzone. Weil die dortige Erosionsbasis die tertiäre Erzgebirgsanhebung nicht mit ausführte, sondern sich noch im Pleistozän senkte, sind die Flüsse zwischen Wilder Weißeritz und Gottleuba angezapft und aus ihrer bisherigen nordwestlichen Fließrichtung nach Nordosten hin abgelenkt worden. Mit diesen Vorgängen steht der Laufknick der Müglitz bei Glashütte ebenso im Zusammenhang wie die Abdachung unserer Hochflächen nach Nordosten, die auf der Höhenschichtenkarte zum Ausdruck kommt. Der tertiäre Vulkanismus selbst hat im Landschaftsbild nur wenig Zeugen hinterlassen. Der Luchberg (s. B 8) wurde neben den entfernteren Geising und Wilisch zur weithin sichtbaren Landmarke.
Infolge des nun verkürzten Abflusses von Roter Weißeritz und Müglitz zur Elbe belebte sich ihre Erosionstätigkeit wieder, und wir können als Ergebnis

das tiefe Einschneiden besonders der Müglitz unterhalb von Glashütte (s. F 3) werten. Wiederum anderen tektonischen oder gesteinsbedingten Ursachen schreiben wir auch einige Besonderheiten des Müglitzlaufes zu. So erfolgt die Bildung eingesenkter Mäander unter- und oberhalb von Glashütte (s. E 10) nicht nur im Bereich des Laufknickes dieses Flusses, sondern steht vielleicht auch mit dem gehäuften Auftreten von Quarzporphyrgängen in Zusammenhang. Die auffällig geradlinige und verhältnismäßig breite Talweitung von Schlottwitz ist sicherlich tektonisch bestimmt und wird vermutlich sogar durch ein Umbiegen der Wendischcarsdorfer Verwerfung nach Süden verursacht. Diese Störungslinie verläuft hart nördlich unseres Gebietes im Zuge des Höhenrückens Quohrener Kipse—Wilisch und hat starken Einfluß auf die Gestaltung des Hochflächenabschnittes zwischen Roter Weißeritz und Müglitz im nördlichen Bereich um Reinhardtsgrimma genommen. Die erzgebirgische Scholle verharrte gegenüber der nordöstlich an die Verwerfung anschließenden Zone in tieferer Lage, so daß Reste der kreidezeitlichen Sedimentdecke erhalten bleiben konnten (s. B 2, C 1). Diese Sandsteininseln tragen in der Regel trockene Kiefernforsten. Andererseits setzte der an der Verwerfung herausgehobene Höhenrücken besonders dem Durchbruch der Lockwitz einen gewissen Widerstand entgegen, so daß südlich davon der Fluß bis zum Durchschneiden dieser Barriere in die Seite erodierte und dabei die beckenartige Vertiefung um Reinhardtsgrimma ausräumte.

Als Teilglieder unseres Bereiches stehen somit die linearen nordsüdlichen Tiefenzonen, das Tal der Roten Weißeritz und das der Müglitz mit dem von rechts zustrebenden Trebnitzbach, den Hochflächen zwischen den Flüssen gegenüber, die verhältnismäßig einfach gestaltet sind. Das trifft vor allem auf die Fläche östlich der Müglitz, aber auch auf die im mittleren Teil zwischen Weißeritz und Müglitz zu. Modifizierungen treten dort aber einmal durch das Hochgebiet des Teplitzer Quarzporphyrs, zum anderen auch durch das nördliche Ausraumbecken um Reinhardtsgrimma auf.

Die Pflanzenwelt ist im Bereich zwischen Dippoldiswalde und Bärenstein in erster Linie wegen des Höhenunterschiedes von fast 480 m zwischen dem Norden und dem Süden des Gebietes und der damit verbundenen beachtlichen klimatischen Differenzierung sehr abwechslungsreich ausgebildet. Außerdem wird der Untergrund von verschiedenartigen Gesteinen aufgebaut, die durch die Verwitterung überaus unterschiedliche Böden ergeben. Ebenso nachhaltig wirken auf die Vegetation die mannigfaltigen Geländeformen — das Nebeneinander von sanft gewellten Rumpfflächenabschnitten und steilwandigen, windungsreichen Erosionstälern mit ständig sich ändernden Expositionen — und die stellenweise engräumig stark wechselnde Wasserführung im Boden.

Im nördlichen Abschnitt, etwa bis zur Breite von Glashütte, finden sich noch mehrfach Vorkommen des Traubeneichen-Buchen-Mischwaldes als Reste der hier natürlichen Waldgesellschaft; auf wärmebegünstigten Hangabschnitten gedeiht sogar noch die Hainbuche, deren Hauptverbreitung jedoch im wärmeren Hügel- und Flachland liegt. Für den südlich angrenzenden Teil wäre dagegen

SLUB
Wir führen Wissen.

ein Fichten-Tannen-Buchen-Mischwald kennzeichnend, der im Mittelalter — wahrscheinlich unter etwas anderen Klimabedingungen als heute — bis in wesentlich tiefere Lagen hinabgereicht haben muß (REINHOLD 1943).
Da die Wälder meist in Forsten umgewandelt und im Ackerbaugebiet zudem oft auf kleine Reste zusammengeschmolzen sind, bedient man sich zur pflanzengeographischen Gliederung besser der krautigen Pflanzen, also vor allem der Waldbodenflora und der Wiesenpflanzen.
Nach MEUSEL (1955) gehört das Aufnahmegebiet teils dem eigentlichen Osterzgebirge an, also der „montanen" Stufe, teils aber noch dem Osterzgebirgsvorland, der „submontanen" Stufe. Aus der noch tieferen „collinen" Stufe sind nur wenige Arten vereinzelt vertreten.
Von Berglandpflanzen (meist „süd- und mitteleuropäisch-montan") treten vor allem Bärwurz, Alantdistel und Hasenlattich hervor. Die Bärwurz (*Meum athamanticum*), vom Erzgebirgler meist „Köppernickel" genannt, treffen wir im Süd- und Westteil, ja sogar noch östlich von Dippoldiswalde und nordwestlich des Fichtichts, in Menge auf den Magerwiesen der flachgründigen, grusig-steinigen Böden, d. h. vorwiegend in den „Borstgrasrasen" (Nardeten) der Vegetationskundler (KREHER 1959). Öfters ist ihr noch die geschützte, dennoch vielgeplünderte Arnika (*Arnica montana*) beigesellt, die früher viel häufiger gewesen sein muß. Die Alantdistel (*Cirsium heterophyllum*) gedeiht als ansehnliche Hochstaude besonders auf frischeren Wiesenpartien und stellenweise entlang der Bäche, der Hasenlattich (*Prenanthes purpurea*) schmückt die Laub- und Mischwälder der besseren, frischen Standorte.
Seltener sind die Quirlblättrige Weißwurz (*Polygonatum verticillatum*), die unter Naturschutz stehende Mondviole (*Lunaria rediviva*) und die Weiße Pestwurz (*Petasites albus*). Sie gedeihen nur in besonders kühl-schattigen Lagen gut, so vor allem an Nord- und Osthängen. Weitgehend an die schattigen Bachtäler gebunden sind der stattliche Geißbart oder Johanniswedel (*Aruncus silvester*) — Naturschutz! — und der weniger auffällige Behaarte Kälberkropf (*Chaerophyllum hirsutum*), im ganzen ebenfalls echte Kinder des Berglandes, die aber in den feuchtkühlen Gründen noch weit ins Hügelland vordringen.
Von den „wärmeliebenden" Pflanzen, die wir von den lichten Wäldern und Triften des elbnahen Hügellandes her kennen, dringen nur wenige bis in unser Gebiet vor. Fast alle ihre Fundorte liegen in der engeren Umgebung des Müglitztales:
Auf sonnseitigen Triftwiesen und Wegböschungen kann man um Rückenhain und Glashütte bis in den Trebnitzgrund dem reizvollen Behaarten Günsel (*Ajuga genevensis*) und der giftigen Weißen Schwalbenwurz (*Cynanchum vincetoxicum*), im Müglitztal auch dem Borstenquendel (*Calamintha vulgaris*) und dem Echten Dost (*Origanum vulgare*) begegnen. Etwas weiter verbreitet ist die Pechnelke (*Viscaria vulgaris*), die an den warmen Müglitzhängen oft in Menge die Felsenvorsprünge besiedelt, aber auch noch an sonnigen Böschungen längs der Trebnitz und an dem Grimmsches Wasser benannten Teilstück des Lockwitzbaches zu finden ist. Sie teilt ihre Standorte nicht selten mit dem

Schwarzwerdenden Geißklee (*Cytisus nigricans*), einem Kleinstrauch, der seine goldgelben Blütentrauben in Sachsen besonders an den sonnigen Hängen der submontanen Stufe entfaltet. Er nimmt eine gewisse Mittelstellung zwischen den „wärmeliebenden", den submediterranen und südmitteleuropäischen, und den „montanen", den südmitteleuropäisch-montanen, Florenelementen ein. Ähnlich verhält sich der schöne, weitaus seltenere und geschützte Gelbe Fingerhut (*Digitalis grandiflora*).

In Abb. 3 ist versucht worden, einige der genannten gegensätzlichen Elemente zusammenzustellen und dadurch die Zonierung unseres Gebietes zu verdeutlichen. Man erkennt, daß die Grenzlinie zwischen dem eigentlichen Bergland und dem Erzgebirgsvorland bei einer pflanzengeographischen Betrachtung etwa durch die Orte Dippoldiswalde, Luchau und Glashütte markiert wird. In der westlichen Hälfte des Blattes reicht also der Einfluß des rauhen Klimas viel weiter in tiefere Lagen als ostwärts. Diese Erscheinung ist wohl als Folge des Kaltluftstaues vor dem Höhenzug der Wendischcarsdorfer Verwerfung (Borsdorf 1959) zu werten.

Das Müglitztal und noch mehr die östlich anschließenden Gebietsteile sind außerdem reich an südeuropäischen und vor allem kontinentalen Florenelementen (s. Bd. 4, Berggießhübel—Gottleuba—Liebstadt, ferner Grundig 1960).

Von den geschützten Pflanzenarten waren noch in den zwanziger Jahren mehrere Vertreter der Familie der Orchideen relativ reich verbreitet (Dressel o. J.). Im Jahre 1960 kam neben dem Breitblättrigen Knabenkraut (*Orchis latifolia*) vor allem das Männliche Knabenkraut (*Orchis mascula*) stellenweise noch gehäuft (bis zu 200 Exemplare) auf engem Raum vor, während die Kleine Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia*) vorwiegend einzeln auftritt. Aus Gründen ihres Schutzes wurde vielfach bei der Beschreibung der einzelnen Suchpunkte auf Fundortsangaben verzichtet.

Unter den Naturschutzgebieten zeichnet sich das am Luchberg durch seine naturnahe Laubmischwaldbestockung aus; das vom Herrenmüllerberg/Trebnitzgrund ist neben seinen artenreichen Laubmischwaldabschnitten auch noch durch seine typischen Bergtriften sowie durch die üppigen Hochstaudengemeinschaften entlang der Bachufer bekannt. Das Waldschutzgebiet Hofehübel nördlich Bärenfels ist das „größte und wertvollste Gebiet mit vorratsreichem, autochthonem hercynischem Mischwald im oberen Osterzgebirge" (Naturschutzgebiete der DDR. Berlin 1958).

Der auch unser Gebiet bedeckende Erzgebirgswald blieb bis in das Mittelalter hinein frei von Siedlungen. Erst um 1200 begannen ihn bäuerliche Kolonisten zu roden (Abb. 4). Es mag sein, daß die Inhaber der kleinen Feudalherrschaften von Reinhardtsgrimma und Bärenstein die Anlage der bekannten Waldhufendörfer unterstützten. Reinhardtsgrimma (s. B 3) und Bärenstein (s. J 10), dazu Reinholdshain (s. A 2), Nieder- (s. B 7) und Oberfrauendorf (s. D 3), Luchau (s. B 9), Cunnersdorf (s. C 5) sowie die östlich der Müglitz gelegenen Dittersdorf (s. F 12) und Börnchen (s. J 4) entstanden in der Regel im Ausbreitungsbereich des Freiberger Grauen Gneises. Nur die Fluren von Johnsbach (s. H 2) und

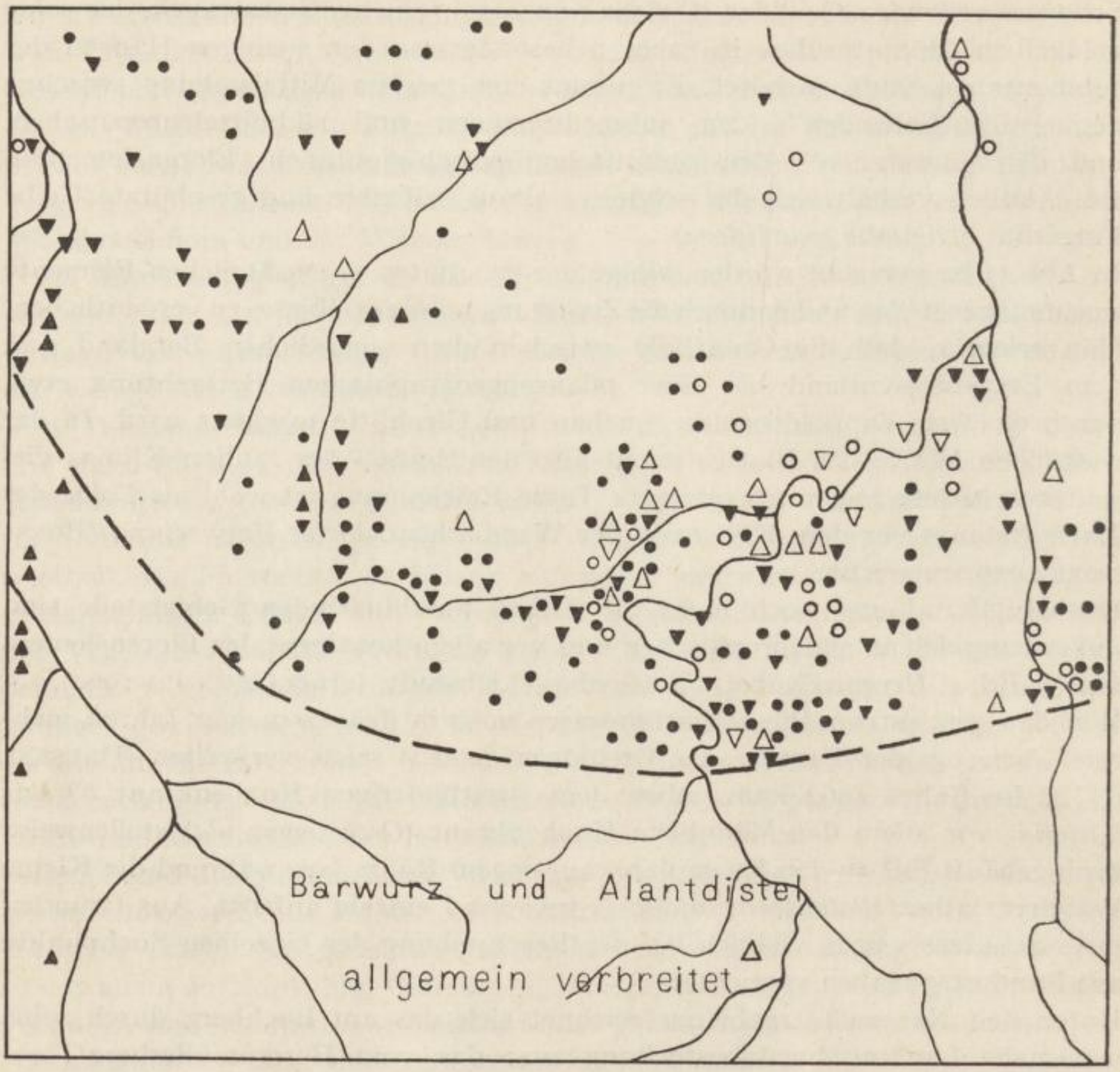


Abb. 3. Verbreitung einiger pflanzengeographisch bedeutsamer Arten

- • Bärwurz
- ▼ Alantdistel
- ▲ Quirlblättrige Weißwurz
- ○ Schwarzwerdender Geißklee
- △ Pechnelke
- ▽ Gelber Fingerhut

Kartenentwurf von Dr. W. BORSDORF und H. GRUNDIG, unter Mitverwendung von Kartierungsunterlagen des Institutes für Botanik der TU Dresden – Arbeitsgemeinschaft sächsischer Floristen – mit freundlicher Genehmigung von Herrn Prof. Dr. H. ULBRICHT. Maßstab s. Abb. 1.

Falkenhain (s. H 6) erstrecken sich zu größeren Teilen in den Granitporphyr hinein.

Als einzige städtische Gründung gehört Dippoldiswalde dieser bäuerlichen Erschließungsperiode an, allerdings hat hier doch wohl der Bergbau die erste Entwicklung begünstigt. Die beiden anderen Städte dagegen, Glashütte und Bärenstein, entstanden in Zusammenhang mit einer zweiten Siedlungsperiode, die man als bergmännische zu bezeichnen pflegt. Die Bergbauversuche, vor-

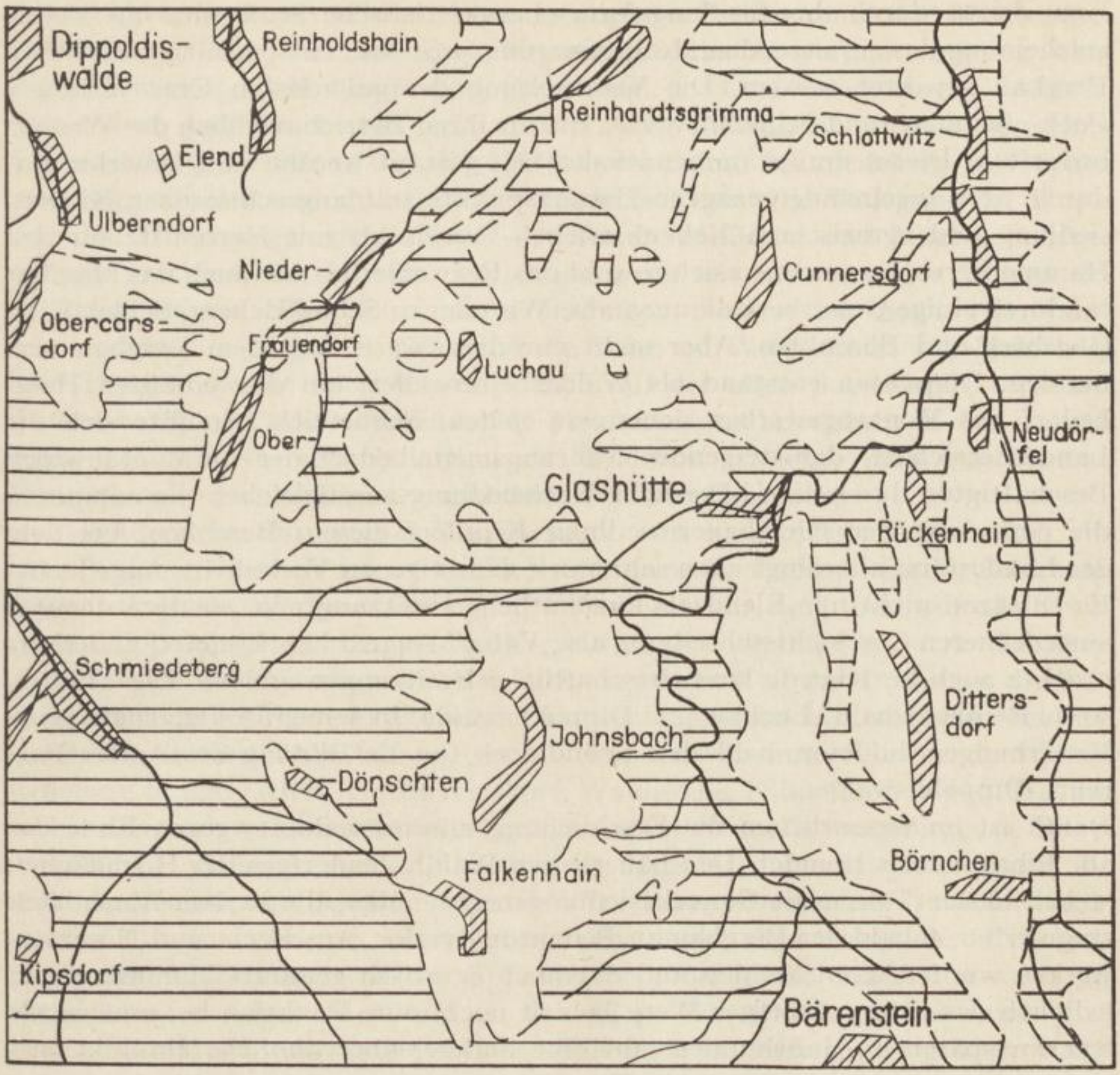


Abb. 4. Verteilung von Wald, landwirtschaftlich genutzten Flächen und Siedlungen (Maßstab s. Abb. 1.)

wiegend auf Silber, Zinn und Eisen, die dabei von diesen beiden Siedlungen, aber auch immer noch von Dippoldiswalde aus erfolgten, ergriffen auch die angrenzenden Fluren bereits bestehender Bauerndörfer (s. A 2, A 10). Verzeichnisse des 16. und 18. Jahrhunderts lassen erkennen, daß wir mit insgesamt 573 Gruben in den Bergbaurevieren um Dippoldiswalde (240), Glashütte (147), Bärenstein (65) und Schmiedeberg (121) zu rechnen haben. Allerdings sind es samt und sonders Kleinbetriebe gewesen, die der Landschaft ihren Einfluß nur punktförmig aufprägen konnten. Dennoch darf behauptet werden, daß dieser Reichtum des Bodens mit dazu beigetragen hat, daß in Dörfern wie Städten beachtliche Kunstdenkmale entstehen konnten, die in der Einzeldarstellung des näheren gewürdigt werden.

Eine dritte, durch ihre Siedlungsform charakteristische Stufe muß als Folgeerscheinung des einsetzenden Mechanisierungsprozesses im spätmittelalterlichen Bergbau gewertet werden. Die Verarbeitung der geförderten Erze verlangte Poch-, Schmelz- und Schmiedewerke, die für ihren Betrieb reichlich des Wassers bedurften. Dieses mußte immer wieder neu gestaut werden und bewirkte dadurch weit auseinandergezogene Betriebspunkte mit angeschlossener Kleinstsiedlung und agrarischem Nebenbetrieb — vereinzelt mit Herrensitz für den Hammerherrn. So zeichnen sich sowohl das Rotweißeritz- wie auch das Müglitztal durch einige Gewerbesiedlungen aus. Wir nennen Schmiedeberg, Schlottwitz, Gleisberg und Bärenklau. Aber nicht nur diese waren mit dem Bergbau verbunden. Dönschten entstand als Waldarbeiterweiler, um den erhöhten Holzbedarf des Montangewerbes sichern zu helfen. Schließlich bemühte sich die Landesherrschaft, den steigenden Nahrungsmittelbedarf der im Montanwesen Beschäftigten durch eine bäuerliche Nachsiedlung auszugleichen. So entsprang die Gründung der Kleinbauernsiedlung Kipsdorf diesem Bemühen, bei dem der Landesfürst allerdings auch sehr stark seine eigenen Vorteile im Auge hatte. Es entstand nicht nur Elend als kurfürstliche Besitzung neu, sondern der von einer früheren Geschichtsschreibung als „Vater" August bezeichnete Landesherr brachte auch bestehende landwirtschaftliche Besitzungen anderer Eigentümer, so in Reinholdshain, Luchau und Dippoldiswalde, in seinen Besitz. Diese seine Erwerbungen bildeten bald den Grundstock für die Bildung des Amtes Bereuth-Dippoldiswalde.

Damit ist im wesentlichen die Erschließung unseres Gebietes gegen Ende des 16. Jahrhunderts beendet. Den bäuerlichen Waldhufendörfern der Hochflächen stehen in den Tälern die Gewerbesiedlungen gegenüber, die in dem Augenblick stagnierten, sobald der Bergbau an Bedeutung verlor. Aus Poch- und Hammerwerken wurden dann Mühlen und nur noch agrarisch genutzte Hammergüter; lediglich das Schmiedeberger Werk behielt noch seine Funktion bei und wurde erst im späten 19. Jahrhundert auf eine andere, aber ähnliche Produktionsrichtung umgestellt (s. D 10c/d). Es wurde in jüngster Zeit zum bedeutenden VEB Maschinenbau „Ferdinand Kunert".

Unterdessen hatte auch Glashütte nach einem erfolglosen Versuch mit Strohflechterei durch die dort seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführte Uhrenfertigung und die bald folgende feinmechanische Industrie einen neuen Impuls erhalten. Er blieb lange Zeit auf das Städtchen selbst beschränkt und wirkte sich erst in unserem Jahrhundert in gewissem Umfang auf die umliegenden Bauerndörfer aus. Sie wurden nicht nur Wohnorte der in Glashütte beschäftigten Arbeiter, vielmehr entstanden auch dort zahlreiche feinmechanische Handwerksbetriebe, und Siedlungen wie Schlottwitz, Bärenstein, ja selbst Dippoldiswalde wurden in den Glashütter Industriebezirk eingegliedert.

Die zunehmende gewerbliche Durchdringung unseres Gebietes, die bald auch den oberen Teil des Erzgebirges (s. Bd. 7, Altenberg—Geising) erfaßte, verlangte schließlich eine bessere Verkehrserschließung, als sie bislang bestand. Lediglich einige Durchgangsverbindungen zwischen dem Elbtal und dem

SLUB
Wir führen Wissen.

Böhmischen Becken verliefen unter möglichster Vermeidung der hochwassergefährdeten Täler auf der Erzgebirgsrumpffläche in stetem Aufstieg über Dippoldiswalde, Falkenhain und Altenberg (s. D 7) oder über Glashütte, Dittersdorf und Lauenstein (s. F 2, F 7) nach Süden. Sie wurden von einer Eisenstraße geschnitten, die die Hüttenwerke von Schmiedeberg mit denen um Berggießhübel und an der Biela verband (s. B 10). Die Verlegung der Trasse von den Höhenwegen in die Täler der Roten Weißeritz und Müglitz erfolgte mit den verbesserten Mitteln des Straßenbaus seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Eisenbahnverbindungen entstanden noch vier Jahrzehnte später (s. A 5, C 7). Während die Bahn im Weißeritztal von Hainsberg über Dippoldiswalde nach Kipsdorf noch auf der alten Schmalspur verkehrt, wurde die Müglitztalstrecke zwischen Heidenau und Altenberg in den Jahren 1934—1939 in Normalspur umgebaut. Dadurch erreichte man eine direkte Verbindung zwischen Dresden und dem östlichen Erzgebirge.

Heute überzieht ein dichtes Verkehrsnetz von Kraftautobuslinien auch die Hochflächen. Deutlich ist es auf die dominierende Industriestadt Glashütte, deren wichtigste Werke überwiegend Volkseigentum sind, und auf die Kreisstadt Dippoldiswalde, den alten Verwaltungsmittelpunkt unseres Gebietes, ausgerichtet und schließt somit den überwiegenden Teil der Dörfer an die Talverkehrslinien an. Es dient aber nicht nur den Einheimischen, sondern auch den Fremden, die seit dem Anfang des Jahrhunderts in immer steigendem Maße Erholung in den Orten Kurort Kipsdorf, Waldidylle, Falkenhain (s. G 7, H 6, 10) und in den noch weiter kammwärts gelegenen Teilen des Osterzgebirges (s. Bd. 7, Altenberg — Geising) suchen. Im Kurort Kipsdorf befindet sich heute die zentrale Verwaltung des Feriendienstes des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes für das gesamte Osterzgebirge. Sie lenkt den Strom der Erholung suchenden Werktätigen in die Ferienheime, von denen zahlreiche auch als Betriebsheime eingerichtet sind (s. G 1, E 4). Die Erholungsorte entstanden aus heilklimatischen Gründen fast ausschließlich im Bereich der großen Waldgebiete. In diesen spielt naturgemäß die Forstwirtschaft eine bedeutende Rolle. Der zentrale Sitz des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes ist Dippoldiswalde. Das größte seiner insgesamt von 5 Oberförstereien betreuten Reviere finden wir um Bärenfels. Dort wird die naturgemäße Waldwirtschaft beispielgebend für alle Forstbetriebe der Deutschen Demokratischen Republik weitergeführt (s. G 10).

Wenn das bäuerliche Gebiet im Norden und Südosten weder durch den Fremdenverkehr noch durch eine starke Industrialisierung wesentlich neue Züge empfing, so prägt sich dafür im Dorfbild um so deutlicher die neue genossenschaftliche Wirtschaftsweise aus. Die Spezialisierung einzelner Güter auf besondere Aufgaben (s. J 4), der Bau neuer Stallanlagen (s. B 9) oder die Einrichtung moderner Maschinenstationen (MTS Kreischa mit den Stützpunkten Reinhardtsgrimma, Johnsbach, Luchau und Börnchen) fallen im Dorf mehr ins Auge als eine Veränderung in der Flureinteilung; denn die alten Waldhufenanlagen mit ihren in langen Zeiten entstandenen Steinrücken lassen eine schnelle und tiefgreifende

SLUB
Wir führen Wissen.

Umgestaltung zu Großflächen nicht zu. Aber eine Veränderung erfahren die Fluren in der Gegenwart: Es erfolgt in Anpassung an die klimatischen Gegebenheiten des Gebirges die Umstellung von der Erzeugung mannigfaltiger Feldfrüchte auf die Grünlandwirtschaft. In zunehmendem Maße machen Feldstreifen Wiesen- und Weideflächen Platz, damit die Hauptaufgaben gelöst werden können, die dieser Viehwirtschaft gestellt sind: die ausreichende Versorgung der Stadt Dresden mit Frischmilch, die Aufzucht Tbc-freien Jungviehs für die Niederungskreise des Bezirkes Dresden und für die nördlichen Gebiete unserer Republik.

Einzeldarstellung

Dippoldiswalde A 1

a) Lage

Die heutige Kreisstadt Dippoldiswalde (Abb. 5) entstand an einer Weitung des Weißeritzengtales ein wenig oberhalb des tiefen Einschnitts zwischen Hainsberg und Malter. Den Stadtkern finden wir in 350—360 m Höhe über dem Meeresspiegel auf einem flach gegen den sanften Weißeritzbogen auslaufenden Geländesporn, der im Norden durch den von Osten her einmündenden Kreuzbach begrenzt wird. Spätere Stadterweiterungen sind entweder auf dem Talboden der Weißeritz selbst (342,9 m an der ehemaligen Ratsmühlenbrücke) oder im Anstieg gegen die nordöstlichen Hochflächen vorgenommen worden. Nur wenige Häuser haben den westlichen Talrand erklommen, der durch den von Südwesten her einmündenden Reichstädter Bach gegliedert ist. Schon 1 km vom Stadtrand entfernt erreichen wir Höhen über 400 m, so im Nordosten den Sonnenberg (412,7 m), im Südosten den Ochsenhübel (430,1 m) und im Südwesten den Geiersberg (442,9 m), die alle gute Überblicke über Dippoldiswalde vermitteln (Bild 3).

Den Untergrund der Höhen um Dippoldiswalde bildet ein mittelkörnig-flaseriger Biotitgneis, der Freiberger Graue Gneis. Ihn durchsetzen schmale, von Südwest nach Nordost streichende Quarzporphyrgänge. Die allenthalben festgestellte Blei-Silbererzformation gab den Anlaß zu vielfachen Bergbauversuchen; es tritt eine kiesig-blendige und eine barytische Ausprägung auf, daneben lohnte Eisenerz den Abbau, und Zinngraupen ermöglichten einen Seifenbergbau.

b) Entstehung und erste Entwicklung

Der Ursprung von Dippoldiswalde liegt noch immer im Dunkeln, da in den Hussitenkämpfen und abermals im Dreißigjährigen Krieg die älteren Urkunden zur Ortsgeschichte untergingen. Neuere Forschungen (Zühlke 1963) haben jedoch wahrscheinlich gemacht, daß wir eine bäuerliche Siedlung als Ausgangsstadium annehmen müssen. Denn soweit die einstige Flurаufteilung noch erkannt werden konnte, läßt sich ein kleines kolonisationszeitliches Reihendorf vermuten, dessen Waldhufen vom jetzigen Südteil des Ortes nach Südwesten gerichtet waren.

In der unmittelbaren Nähe dieser Siedlung entstand auf der nächsten Anhöhe, vermutlich um 1200, eine markgräfliche Befestigungsanlage mit einem Wirt-

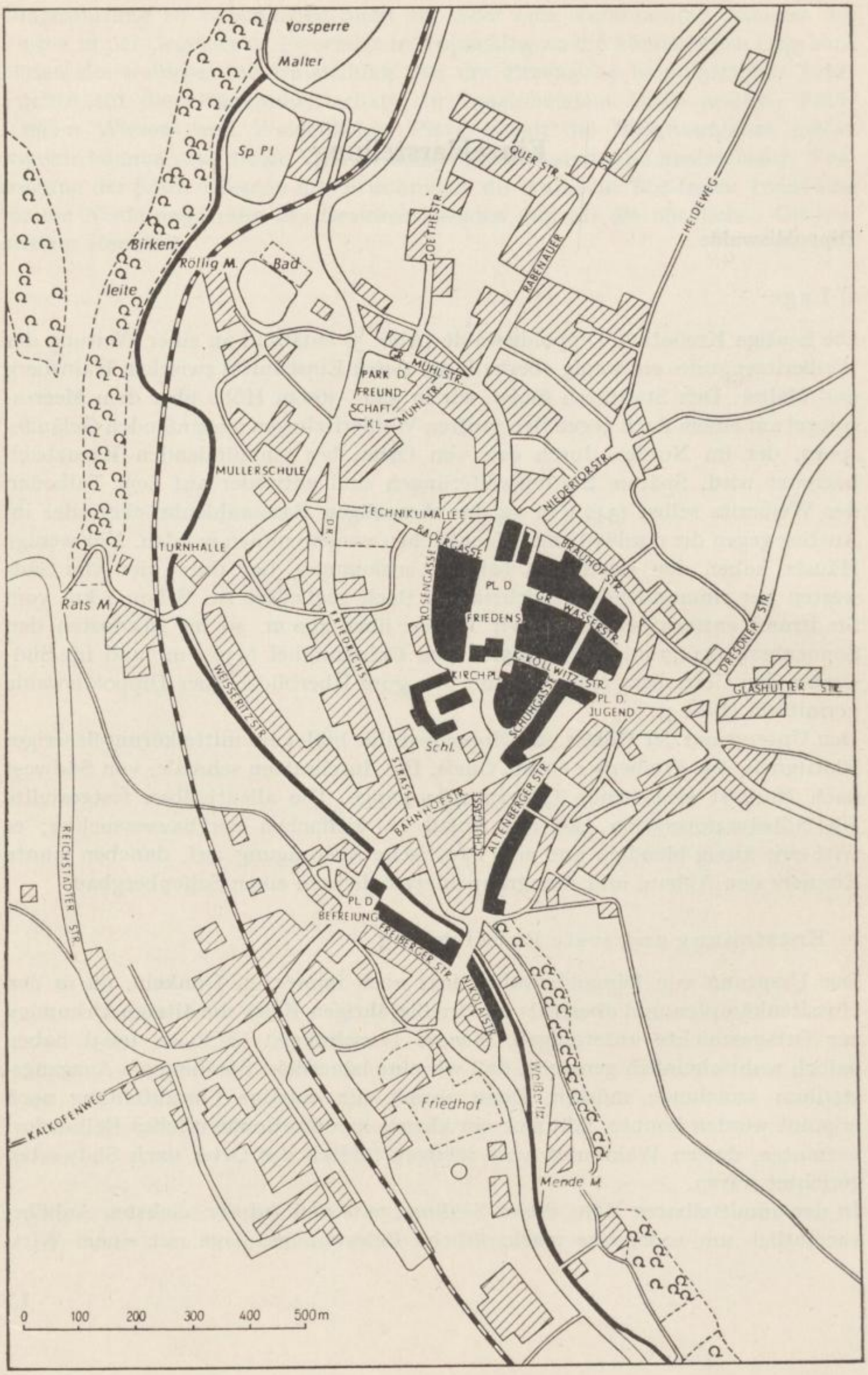


Abb. 5. Plan von Dippoldiswalde

schaftshof. Deren Entstehung wird nicht zu trennen sein von dem mutmaß- A 1
lichen Zeitpunkt der ersten Erzfunde.
Den kirchlichen Mittelpunkt der Talsiedlung bildete die Nikolaikirche. Der sacerdos (Pfarrer) Johannes de Dippoldiswalde wird schon 1218 (Cod. Dipl. Sax. I, 3; Nr. 249) genannt. Die Erweiterung und Verlagerung dieser Talsiedlung auf ein hochwasserfreies Gelände dürfte notwendig geworden sein, sobald ein Zuzug aus besonderem Anlaß stattfand. Die Weißeritzhochfluten allein werden die Anlage der neuen Ortsteile eben auf jenem Bergsporn zwischen Kreuzbach und Weißeritz kaum bewirkt haben. Unbedeutend kann dieser neue Teil nicht gewesen sein, denn er erhielt eine eigene Kirche.
Die Entwicklung im ersten Jahrhundert darf nicht überschätzt werden, denn 1289 wird Dippoldiswalde nur als oppidum bezeichnet, während der heute viel kleinere Ort Sayda (neben Pirna, Dresden, Großenhain) damals als civitas erscheint. Daraus geht hervor, daß Dippoldiswalde nicht die erhoffte „Stadtentwicklung" nahm, sondern beim „Marktflecken" stehenblieb, obwohl die Bedeutung des Ortes durch eine 5 Jahre später ausgestellte Urkunde unterstrichen wird, die zwei Burgen — duo castra Dippoldiswaldt — erwähnt.
Die eben zitierte Urkunde von 1294 offenbart, daß Dippoldiswalde inzwischen böhmisches Lehen geworden war, ein freilich bedeutungsloses Rechtsverhältnis, das erst 1806 erlosch. Ehe wir näher auf die Entfaltung des Ortes eingehen, müssen wir untersuchen, wieweit der Bergbau dabei mitgewirkt hat.

c) Bergbau

Im Jahre 1266 wurde ein vielleicht schon 20 oder gar 40 Jahre älterer Schiedsspruch des Markgrafen Heinrich I. aufgezeichnet, der entschied, daß auf den keinen Ertrag bringenden „Bergwerken . . . de Dippoldiswalde" zwar einheimisches Gebräu, auf den anderen aber nur Freiberger Bier verbraucht werden dürfe (Cod. Dipl. Sax. II, 12; Nr. 25). Daraus wird man schließen müssen, daß der Bergbau noch nicht sehr weit gediehen war — einer starken Bergwerksgemeinde hätte der Landesherr diese nachteilige Beschränkung kaum zugemutet. Eine Datierung des Beginns ist allerdings damit noch nicht gegeben — es kann sehr leicht ein älterer Anlauf ins Stocken geraten sein, so daß 1266 die „Anfänge" mit vielleicht recht beachtlichen ersten Erfolgen schon 50, 70 oder noch mehr Jahre zurücklagen. Die nächste Urkunde von 1277 bezeugt, daß der gleiche Fürst dem Kloster Nimbschen b. Grimma den Zehnten des Erzes von dem Dippoldiswalder Berg schenkte. Leider ist damit nichts über den Umfang des Bergbaus gesagt; ein dem Landesfürsten zustehender Zehnt beweist nur, daß Silber das Ziel der Bergmannsarbeit war. Man darf annehmen, daß der Markgraf keine sehr bedeutende Geldquelle aus der Hand gab. Ganz unbedeutend kann aber für das Kloster dieser Zins nicht gewesen sein, denn der Abt ließ sich 23 Jahre später dieses Recht ausdrücklich bestätigen.
Neben diesen wortkargen Pergamenten stehen als stumme Zeugen aus dieser Zeit nur noch die Kirchenmauern der beiden Kirchen des 13. Jahrhunderts. Ohne eine „besondere" örtliche Veranlassung sind sie nur unzureichend erklär-

SLUB
Wir führen Wissen.

A 1 bar — Bergbau und Bergleute würden ihre Entstehung sofort begreiflich machen. Dies um so mehr, als festzustellen ist, daß Dippoldiswalde/Reichstädt einen kleinen Keil markgräflicher Oberhoheit in dem sonst zur Burggrafschaft Dohna gehörigen Gebiet bildeten. Diese Eigentümlichkeit ist eigentlich nur dann verständlich, wenn der Markgraf das Bergregal auf Silber geltend gemacht hat. In welcher Form das geschah, ist nicht mehr festzustellen, allein an der Tatsache kann man nicht zweifeln.

Dann hören wir ein volles Jahrhundert nichts über den Bergbau, was aber nicht besagt, daß er völlig geruht habe. In dieses 14. Jahrhundert fallen einige Fortschritte der Stadtentwicklung, denen wir uns zunächst zuwenden.

Den Bürgern gelang bald nach 1358 der Erwerb der kleineren und gewiß schon damals bedeutungslosen Burganlage bei Niedermalter (s. Abschnitt d) und — wichtiger noch — die Ummauerung ihrer Stadt. Dabei bleibt unklar, ob diese in den Jahren 1360/64 (Bönhoff 1911) erfolgte oder erst 1370 (Petrus Albinus) oder 1373 (Pirn'scher Mönch) zustandekam. Aus einer Urkunde von 1363 geht ferner hervor, daß der Ort Stadtrechte besaß, leider ist nicht erkennbar, wann er sie erhielt. Auch das folgende Jahrhundert ist für die Stadtgeschichte wichtiger als für die Bergbaugeschichte, denn 1402 verloren die Herren von Donin (Burggrafen von Dohna) die Herrschaft über die Stadt, die 1408 ein bemerkenswertes Siegel führte: Nicht der Bergbau ergab das Wappenbild, sondern die ganz vage Ortssage vom Tod eines sonst nirgends bezeugten Heidenmissionars Dippold.

Die Bergmeisterrechnungen von Freiberg aus den Jahren 1400—1405 verzeichnen Ausgaben „für die ganzen sonstigen kleinen Bergwerke" (ad omnia alia montana parva, videlicet . . . Dypoldiswalde), z. B. . . . Dippoldiswalde. Bedeutende Erfolge auf Silbererz sind also nicht erzielt worden. Als aber um 1445 im Osterzgebirge ein erfreulicher Aufschwung des Zinnbergbaus einsetzte, schuf der Kurfürst Friedrich II. aus Ulberndorf, Oberhäslich und Dippoldiswalde ein kleines Amt. Das winzige Gebiet warf so viel ab, daß seit 1449 der Graf von Schwarzburg, der seine Güter dem Kurfürsten abgetreten hatte, mit diesen Zinsen zufrieden war.

Nähere Nachrichten erhalten wir jedoch erst wieder, als ein neuer Herr auf Dippoldiswalde einzog: 1503 verlieh Herzog Georg seinem „Amtmann vffn Schellenberge" Sigismund d. Ä. von Maltitz Burg, Stadt und Herrschaft Dippoldiswalde. Dieser bergverständige Verwaltungsbeamte brachte aus den gewiß ungemein lehrreichen Anfängen von Annaberg einen offenen Blick für bergbautechnische Fragen mit. Sein Zeitgenosse, der berühmte Begründer der Bergwissenschaften Georgius Agricola schrieb ihm die epochemachende Erfindung der Naßpochwerke zu (Abb. 6). Sie erschloß außergewöhnlich weite Möglichkeiten, arme Erze zu verwerten, die man bisher hatte auf die Halde kippen müssen. Die Abbildung zeigt die Pochstempel (a), die — vom Wasserrad (b) getrieben — im Pochkasten (c) auf- und niedergehen, dem vom Gerinne (d) Wasser zugeführt wird. Die Stempel zerkleinern das in den Pochkasten mit der Schaufel E gebrachte Gut solange, bis es das Sieb A passieren kann. Das Wasser

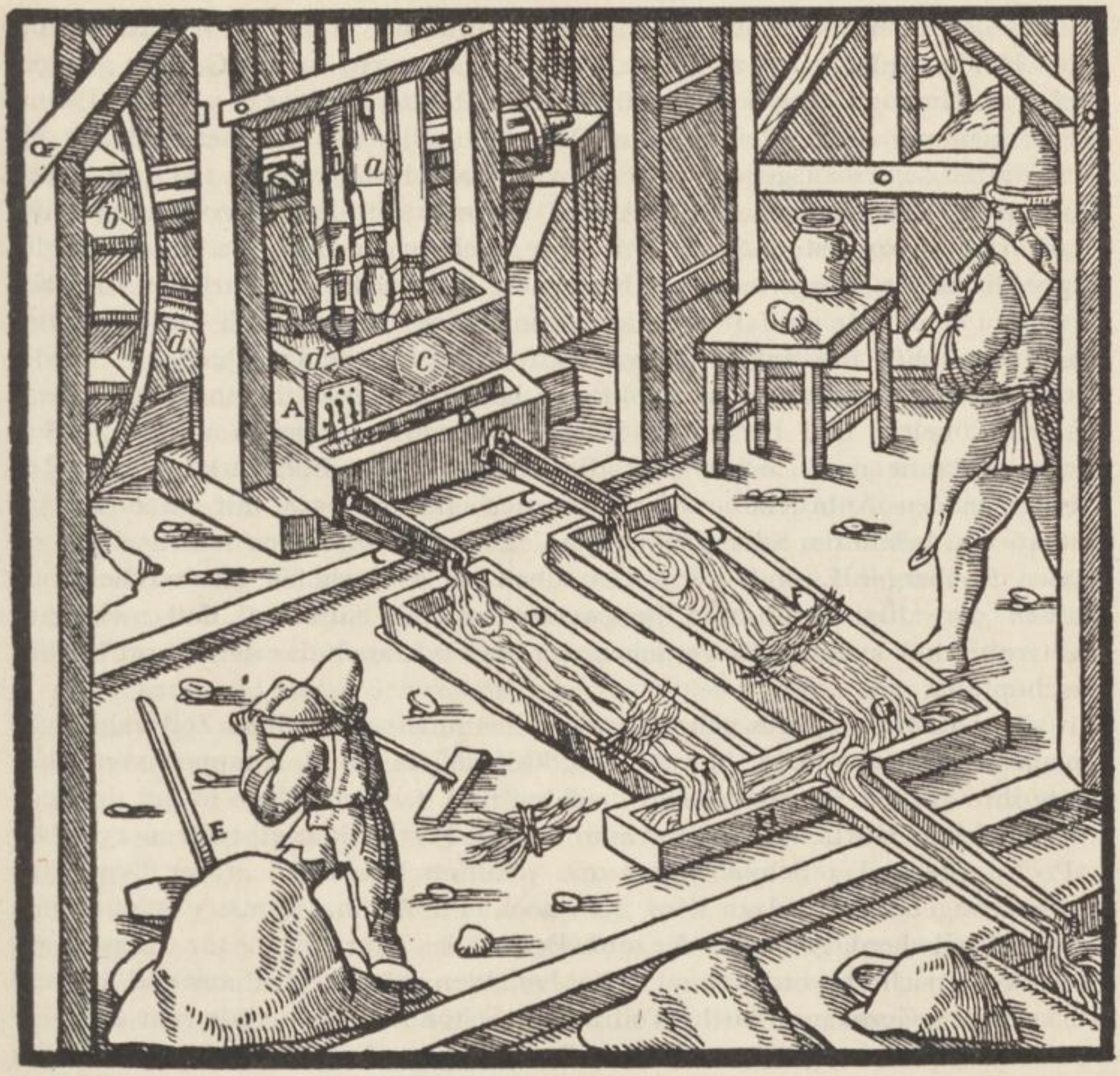


Abb. 6. Naßpochwerk, um 1508 in Dippoldiswalde von Sigismund von Maltitz erfunden, nach Abb. 165 bei Georgius Agricola „De re metallica", Basel 1556

schlägt den gesundheitsschädlichen Staub nieder, der beim Trockenpochwerk entsteht, und transportiert das zerkleinerte Gut in der Pochtrübe (Wasser/Erz/Schlamm-Gemisch) fort zunächst in den Quertrog B und von dort über die Gerinne C – D – G – H. Auf diesem Wege ordnet das Wasser die Absetzung der Teilchen nach dem spezifischen Gewicht automatisch. Die leichten Bestandteile des tauben Gutes werden weggespült; bei G sind Brettchen einsetzbar, die den Abfluß sperren, damit im Kasten D die Trübe sich absetzen kann. Die Anlagerung des feinsten Erzes wird durch die Reisigbündel F unterstützt.

Wenn überhaupt, so erlebte der Dippoldiswalder Bergbau jetzt eine Blütezeit, Sigismund v. Maltitz erntete die Früchte des nun schon 300 Jahre langen

A 1 Bemühens; denn als Belohnung für seine Erfindung erhielt er das Recht, die alten Halden aufarbeiten zu lassen. So hat er seit 1519 daraus Gewinn gezogen und die „Herzog-Georg-Schmelzhütte" gebaut, die noch 1537 als sein Lehnsbesitz genannt wird. Heinrich von Maltitz soll sogar ein Bergamt für die Ortschaften seines ausgedehnten Besitzes erhalten haben. Von 1547 an stehen dann in den Verzeichnissen und Akten, besonders in den Aufzeichnungen des Glashütter Bergmeisters Stephani, aber auch in solchen, die der Sohn des Dippoldiswalder Bürgermeisters Klotzsch hinterließ, ausführliche Angaben über neu gemutete und in Betrieb genommene Gruben, z. T. mit Ertragsergebnissen. Für das Jahr 1525 verzeichneten diese beiden Quellen 118 oder 120 Gruben, die freilich nicht punktartig bei Dippoldiswalde massiert, sondern bis ins Pöbeltal und bis „Edle Krone" verstreut betrieben wurden. Allerdings ist damit noch nichts über die Erträge dieser Bergwerke gesagt. Die meisten neuen Anbrüche erfolgten in den Jahren 1558 mit 22 und 1559 mit 46 neu belehnten Silbergruben. Zahlreiche Grubennamen lassen einen gewissen Freiberger Einfluß vermuten, denn sie wiederholen glückverheißende Namen der alten berühmten Bergwerke dort. Es fällt auf, daß meist nur die Grube und keine Maße verliehen worden sind; auch das deutet auf baldige Erschöpfung.

Für die Aufbereitung des gebrochenen Erzes müssen um diese Zeit zahlreiche Anlagen entstanden sein, obwohl Rat, Geistlichkeit und Knappen von Glashütte ihre älteren Rechte geltend machten und das Schmelzen in der dortigen kurfürstlichen Hütte verlangten. Schumanns Postlexikon gibt für 1525 schon 3 Pochwerke und 1 Schmelzhütte mit 3 Silberschmelzöfen in der Dippoldiswalder Umgebung an; dazu wird 1569 noch eine Zinnhütte mit 3 Schmelzöfen und 1 Treibeherd genannt, die auf Befehl des Kurfürsten für Augsburger Gewerken errichtet worden war. Dabei befanden sich ein Huthaus und 3 Pochwerke mit 7 Gezeugen. Auch Wolfram v. Schönberg wollte für sein auf dem Frauenberg (s. A 10) gelegenes Bergwerk eine eigene Zinnhütte an der Weißeritz bauen lassen. Albinus berichtet, daß von der Dippoldiswalder steinernen Weißeritzbrücke an aufwärts bis Bärenfels lauter „Pochwerke, Schmelzhütten, Eisenhämmer und Hochöfen" standen. Gegen die starke Verschmutzung des Flußwassers durch den Bergbau verwahrten sich Müller, Bleicher und Brauer mehrfach.

Nachdem durch den Dreißigjährigen Krieg auch der Bergbau um Dippoldiswalde ein Ende gefunden hatte, lebte er im 17. und 18. Jahrhundert nochmals in schwächerem Umfang auf. Aber die alten Gruben waren zu sehr auf Raubbau betrieben worden, und ohne beträchtliche Zubußen der Gewerken konnten die Aufbereitungsstätten nicht wiederhergestellt oder in Betrieb gehalten werden. Es wurden auch neue Stolln angesetzt, die den unterirdischen Abbauen Wasserlosung verschaffen sollten, wie die beiden des „Osterlamms" dicht oberhalb der Stadt bei der Eichleite. Jedoch zerstörten die Hochwässer die Wehre und verschlämmten die Mundlöcher, so daß diese durch kostspielige Mauern zusätzlich geschützt werden mußten.

SLUB
Wir führen Wissen.

Im 19. Jahrhundert versuchte man nochmals, den Bergbau aufleben zu lassen. A 1
Schumann (1814) gibt an, daß von den im Jahre 1800 noch gangbaren 8 Gruben die 2 Zechen Osterlamm und Heilige Drei Könige oberhalb der Stadt die vorzüglichsten waren und daß zu ihnen 2 Pochmühlen gehörten, während die bei Malter befindliche Grube Gnade Gottes noch ein kostbares Kunstgezeug erhielt. Unentwegte übernahmen 1858 das alte Grubenfeld der Hilfe-Gottes-Fundgrube im Bödigen. Wassereinbruch und mangelhafter Eingang der Zubußen, aber auch Fälschung von Zubußzetteln, zwangen 1864 zum Stillegen. Damit fand der Erzbergbau der Stadt Dippoldiswalde nach 600 Jahren sein Ende. Unterdessen hatte man sich dem allerdings erfolglosen Kohlenbergbau zugewandt und 1857 in Dippoldiswalde den Steinkohlenbauverein Golberode-Dippoldiswalde gegründet, der bei Possendorf den Dippoldschacht betrieb.
Rings um die Stadt lassen sich noch immer die Spuren des Bergbaus nachweisen. In dem Gelände am Rande der Heide, zwischen dem alten Dresdner Markt- und Fußsteig und dem kurzen Nesselgrund lokalisierte Knebel mit Hilfe von Namen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts 20 Gruben. Eine der Halden dort trägt das Tatarengrab. Im Gebiet zwischen Sonnenberg, dem kurfürstlichen Vorwerk Oberhäslich und der Stadtgrenze benutzten einige Fundgruben und Erbstolln den Kreuzbach und einige Schwemmteiche zur Wasserregulierung. Halden und Einbrüche zeigt auch der südlich der Straße nach Elend gelegene Ochsenhübel. Hier entstand noch 1917 durch den Einbruch eines alten Schachtes eine Binge. Nach der Stadt zu ist auch im Flurbezirk des „Planberges" in verschiedenen Bürgergärten gegraben worden. In einen unbenannten Bach, der oberhalb der Hafermühle in die Weißeritz mündet, entwässerte der „Michaelisstolln" die Berggebäude. Zahlreiche Fundgruben, an die noch die Gaststätte „Huthaus" erinnert, befanden sich auch am Ziegenrücken. Wo der Schülersberg auf dem linken Weißeritzufer nach Berreuth ansteigt, ferner nach Reichstädt zu bis zum Geiersberg, lagen weitere Gruben. Selbst in der Stadt, an der Nordwestseite des Marktes, war 1630 ein Schacht der Fundgrube „Venusberg" abgeteuft worden. Nachdem er ersoffen war, benutzte man sein Wasser zum Löschen von Bränden.

d) Zur Geschichte von Burg und Schloß Dippoldiswalde

Zwei Burgen, 1294 „duo castra Dippoldiswalt" genannt, beherrschten anfangs die beiderseitigen Weißeritzhöhen. Über ihren Ursprung ist nichts bekannt. Die kleinere lag gegenüber von Niedermalter auf dem Bödigen (Böthchen), heute lediglich ein Waldstück westlich der Talsperre Malter. 1358 war sie zusammen mit einem Vorwerk im Besitz der Herren von Burgau auf Bilin in Böhmen (Bönhoff 1911). Nach ihrem Erwerb durch die Bürger der Stadt schleiften diese die Befestigung Anfang des 15. Jahrhunderts, verwendeten die Höhe als Gemeindeholz und parzellierten Wiesen in dem umliegenden Gelände. Die andere Burg lag in unmittelbarer Nachbarschaft des Stadtkerns an der Stelle des heutigen Schlosses.
Der Markgraf Friedrich I. († 1324) hatte „Haus und Stadt" an die Burggrafen von Dohna verliehen. Damit gehörte auch Dippoldiswalde zeitweise in den

A 1 breiten Herrschafts- und Siedlungsraum der Dohnaer zwischen der Mark Meißen und dem Königreich Böhmen. Nach ihrem Sturz im Jahre 1402 übernahmen wieder die Wettiner den Besitz.

Als Sigismund v. Maltitz der Ältere 1503 in Dippoldiswalde eingezogen war, hielt sich oft auch sein ältester Sohn Hans, der spätere Bischof Johannes VIII. von Meißen, in dem Dippoldiswalder Schloß auf. Eine rege Bautätigkeit am Schloß erfolgte unter Heinrich v. Maltitz. Zur Finanzierung sah er sich zur Aufnahme von Darlehen veranlaßt. Auch forderte er ungerechtfertigte Leistungen von den Bewohnern. So befahl er Baufuhren für Obercarsdorfer Bauern, die dazu nicht verpflichtet waren. Widerstrebende Bauern ließ der Ritter in den Stock legen. Erst eine Beschwerde der Bauern führte zum Vergleich.

Nach längeren Verhandlungen, die der selbstherrliche Heinrich v. Maltitz immer wieder verzögerte, kaufte Kurfürst August 1569, nachdem er 1564 schon die Jagd erstanden hatte, Schloß und Stadt Dippoldiswalde. Das Volk bezeichnete diesen etwas gewaltsamen Besitzerwechsel noch lange als „Auskaufung". Sogleich begann eine erneute rege Bautätigkeit am Schloß. Freiberger Steinmetzen, Dippoldiswalder Tischler und vor allem Bauern der umliegenden Dörfer wurden dazu befohlen. Aus den Steinbrüchen der Umgebung mußten Werkstücke und Mauersteine, aus den Wäldern Hölzer herzugebracht werden, Kalk wurde sogar in Dresden geholt. Die Werkmeister trieb man an, die Arbeiten bald zu vollenden. Im November 1570 erhielt der Schösser eine Zuschrift, daß er den Bau nicht genügend fördere. Es sei z. B. hinter dem Schlosse so viel Bauschutt angehäuft, daß der Kurfürst nicht einreiten könne. Die Bauern dürften nicht verwöhnt, sondern müßten angetrieben werden, die Straße schleunigst zu ebnen.

In dem für damalige Zeiten bequem und schön eingerichteten Schloß weilten öfters Kurfürst August mit seiner Gemahlin Anna und auch die nachfolgenden Fürsten. Sie hielten hier ihre Jagdlager oder übernachteten auf ihren Reisen nach Teplitz. Oft kehrten sie auch mit Gästen aus Bayern oder anderen west- und süddeutschen Ländern ein. Bei solchen Besuchen mußten die Dippoldiswalder Bürger empfangen und aufwarten, Betten, Möbel und Gebrauchsgegenstände leihen. Sie hatten ferner den Schloßgarten zu pflegen, Hunde für die Jagden aufzuziehen, die umliegenden Dörfer mußten für die Verpflegung des Trosses sorgen. Vom Schlosse Dippoldiswalde aus besuchten Kurfürst August und die Kurfürstin die umliegenden Dörfer und Vorwerke, Kohlenmeiler und Mühlen, Steinbrüche und Holzschläge. Zug um Zug kauften sie von hier aus Ortschaften auf (Luchau, Schmiedeberg), legten Bauerngüter (Reinholdshain), richteten neue Vorwerke ein (Elend) und schufen eine kurfürstliche Schmelzhütte. Alle diese Besitzungen gelangten unter die Verwaltung des wieder neu gestifteten Amtes Dippoldiswalde, mit dem das frühere kleine Amt Berreuth vereinigt wurde.

Bei dem Überfall General Holks auf Dippoldiswalde 1632 war das Schloß zwar verschont geblieben, aber bereits zwei Jahre später fiel seine innere Ausstattung einem anderen Kriegstrupp zum Opfer, „alßo daß in wenig stunden das schöne Schloß jämmerlichen verbrennet wurde". Man begann schon 1635 mit der

Wiederherstellung, da von hier aus die Jagden in den Wäldern des östlichen Erzgebirges ihren Anfang nahmen. Die Bauzeit zog sich jedoch in mehreren Etappen bis 1725 hin. Jeweils 17 Geschirre und 64 Mann aus den städtischen, 26 Wagen von den Bärensteinschen Gütern und 6 Wagen und 268 Mann aus der Herrschaft Lauenstein mußten dafür zur Verfügung gestellt werden. A 1

Der heutige Nordflügel des Schlosses wurde erst 1840 angebaut. In dem gesamten geräumigen Gebäude, in dessen Innerem nichts mehr an frühere Zeiten erinnert, waren jahrzehntelang die Behörden der Amtshauptmannschaft und des Amtsgerichtes untergebracht. Auch jetzt finden wir Kreisgericht und Abteilungen des Kreisamtes darin.

e) Alte Gewerbe

Als Stadt war Dippoldiswalde Mittelpunkt eines Kranzes umliegender Dörfer, denen gegenüber es sich durch seine städtischen Gewerbe und Marktprivilegien auszeichnete.

Über die Existenz von Handwerkern in Dippoldiswalde wissen wir aus allerdings lückenhaften Akten des Sächsischen Landeshauptarchivs. Danach bildeten Innungen 1536 die Schuhmacher, 1545 die Huf- und Waffenschmiede, 1569 die Tuchmacher, 1590 die Lohgerber (12 Meister) und 1625 die Tischler. Töpfer werden im Jahre 1569 und Schwarzfärber 1580 genannt (Zühlke 1963). Zu ihnen gesellen sich bald auch andere, so Nadler, Riemer, Zinngießer, Leinweber, Weißgerber oder Seiler.

Diese Handwerker produzierten nicht nur für den eigenen städtischen Markt — der erste Wochenmarkt in Dippoldiswalde ist 1420, der erste Jahrmarkt 1596 nachweisbar — sondern auch für weitere Gebiete mit stärkerem Bedarf. So berichtet Knebel (1920), daß die Fleischer schon 1434 ihre Stände auf dem Dresdner Wochenmarkt aufschlugen. 1556 wurde ihnen zugestanden, das Vieh montags lebendig in die Stadt zu bringen und in einem eigenen Kuttelhof abzuschlachten. Die Bäcker belieferten schon 10 Jahre vorher Freiberg.

In der gleichen Zeit etwa hören wir auch im Zusammenhang mit dem Landesbleichprivileg der Stadt Chemnitz von Bleichern aus Dippoldiswalde, die um ihre Existenz gegen dieses Monopol kämpften. Ihre Weiterarbeit wurde ihnen schließlich gegen die Entrichtung einer Stempelgebühr gestattet, die dem Landesherrn und dem Rat zu Chemnitz zufloß. Die Bedeutung der hiesigen Bleicherei wird uns erst wieder für den Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt. Schumann (1814) berichtet über eine Garnbleiche, auf der jährlich 15—20000 Stück (1 Stück = 14400 Ellen) für die Leinweber vor allem in der Oberlausitz gebleicht wurden. Allerdings gab es auch in Dippoldiswalde selbst eine Weiterverarbeitung; denn die Innung bestand aus 230 Bleicher- und Leinwebermeistern. Daß im Osterzgebirge in starkem Maße das Ausgangsprodukt für die Leinenherstellung angebaut wurde, geht aus der Bewilligung von 2 Flachsmärkten für Dippoldiswalde im Jahre 1669 hervor.

Der Sonderbedarf des Bergbaus erklärt die größere Zahl einiger Handwerksberufe, die in Dippoldiswalde vertreten waren. So erinnern an die Gerber noch

A 1 einzelne Gebäude in den Vorstädten, die Seiler stellten vielfach Grubenseile her, und für die Schuhmachergesellen gab es in der Schuhgasse sogar eine eigene Herberge. Ihre Meister besaßen in Dresden 34 Verkaufsstellen an der Scheffelstraße. Böttcher sind für das Jahr 1609 nachweisbar.
Ebenfalls waren die Dippoldiswalder Töpfer auf den Dresdner Märkten, auf dem weihnachtlichen Striezelmarkt mit Tonspielzeug, vertreten, wie KNEBEL (1920) aus Urkunden der Jahre 1631 und 1727 entnimmt. Sie besaßen ihre Werkstätten in der Töpfer- und Nicolaigasse, auch Äußere Töpfergasse genannt, und bezogen ihr Rohmaterial aus der Nähe der in Richtung auf Berreuth zu gelegenen Ziegelscheune, aus dem Bödigen und dem südöstlichen Teil der Dippoldiswalder Heide.
Dem intensiven Verkehr zwischen den benachbarten Dörfern mit ihrer landwirtschaftlichen Produktion und dem städtischen Gewerbe dienten die schon genannten Märkte. Das Dippoldiswalder Amtsgebiet stimmte im wesentlichen mit dem Marktbereich überein, der noch durch die Ortschaften Naundorf, Reinhardtsgrimma und Seitenhain vergrößert wurde. In diesem Bezirk besaß die Stadt auch das Monopol zum Verkauf von Bier und Salz.

f) Alte Verkehrswege

Die alten Wege liefen von Dippoldiswalde sternförmig hinaus, um sich meist „vor den Toren" nochmals zu gabeln. Nach Norden führten zur ehemaligen Residenzstadt Dresden mehrere Verbindungen rechts der Weißeritz, ein „Marktsteig" mitten durch die Dippoldiswalder Heide, der dann über Börnchen als „Querweg" weiterzieht und vorher die von Freiberg nach Pirna führende „Kleine Straße" kreuzt. Vom Marktsteig zweigten beim Eintritt in die Heide links die Rabenauer Straße und rechts der Mühlsteig zur Heidemühle bei (Wendisch-) Carsdorf ab. Diese Wege sind heute vereinsamt, der Verkehr mit Dresden wickelt sich auf der Fernverkehrsstraße 170 ab (s. A 5c).
In entgegengesetzter Richtung ist die jetzt nur wenig benutzte Straße nach Elend und Oberfrauendorf zu nennen, die als „Hochwaldstraße" (s. D 7, G 3, H 9) Teil des auf der Wasserscheide entlanglaufenden alten Fahrweges Dresden–Altenberg war.
Den alten Dippoldiswalder Straßenstern schlossen die Verbindungen nach Südwesten und Westen. Beim Nicolai-Vorwerk führte auf einer Wasserscheide ein „Fürstenweg" über Sadisdorf zum gleichen Ziel Frauenstein wie die Obererzgebirgische Poststraße über Obercarsdorf (s. D 1). Im Zuge der heutigen Straße über Reichstädt und Klingenberg verlief eine frühe Verbindung nach Freiberg.
Entsprechend seiner Lage im Schnittpunkt dieser Wege war Dippoldiswalde besonders in Kriegszeiten bedroht. Von Frauenstein her kamen 1429 Prokop der Kahle mit seinen Hussiten und 1632 der kaiserliche Feldmarschalleutnant Holk, die beide jeweils die Stadt in Schutt und Asche legten. Im Siebenjährigen Krieg zog 1759 auf vereisten Wegen von Dresden bis Dippoldiswalde und dann nach Reinhardtsgrimma der österreichische Feldmarschall Daun, um den

preußischen Generalleutnant Finck mit seinem gesamten Heer bei Maxen ge- A 1
fangen zu nehmen. Nach der für die Verbündeten verlorenen Schlacht bei Dresden in den Augusttagen von 1813 flutete auf den Straßen nach Böhmen eine Armeesäule durch die Gegend um Dippoldiswalde, und dauernd erfolgten Rückzugsgefechte mit den nachdrängenden Franzosen (s. H 9).
Als in den ersten Maitagen des Jahres 1849 in Dresden blutige Aufstände die Annahme der in der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung zu erzwingen suchten, zogen auf dem Wege nach Dresden auch Altenberger Kommunalgardisten, unter ihnen Bergleute, mit Sensen, Piken und allerlei Schießgewehren durch Dippoldiswalde. Um sich nicht der Beschuldigung auszusetzen, sie hätten entscheidende Kämpfe versäumt, marschierten kurz hinterher 30 Freiwillige, mit Ober- und Untergewehr ausgerüstet, aus Dippoldiswalde nach Dresden, wo ihnen von dem der provisorischen Regierung angehörenden Rechtsanwalt TZSCHIRNER die Verteidigung einer Barrikade angewiesen wurde. Als jedoch am zeitigen Morgen des 7. Mai die restliche Kommunalgarde mit einem Wagen voll Nahrungsmitteln ausrückte, kam sie nur bis Possendorf, denn dort erreichte sie die niederdrückende Nachricht, daß der Aufstand mit Hilfe preußischer Truppen niedergeschlagen worden war.

g) Der Stadtkern

Ursprünglich begrenzte die Mauer, deren Verlauf man heute auf einem Stadtplan noch gut an Hand der Straßenführung erkennen kann, den Stadtkern. Vom heutigen Platz der Jugend, dem früheren Obertorplatz, zog sie nördlich bei der Brauhofstraße (früher Am Graben) im Bogen zum Niedertorplatz, dann bei der Rosengasse, wo sich früher Gärten hinter der Mauer befanden, zum Schloßgarten. Am Pfortenberg und am oberen Stück der Altenberger Straße (früher Hohler Weg) befand sich der südöstlichste Teil der Umwehrung. Das Mauerwerk bestand nach KNEBEL aus Gneis und Sandstein, die Mauer war am Fuß mit Lehm gefügt und im Oberteil mit Kalkmörtel verbunden. An der Stadtseite der Mauer lief ein teils hölzerner, teils steinerner Wehrgang hin, der als Schützenstand diente. Auf DILICHS Zeichnung von Dippoldiswalde (um 1620) ist er noch deutlich beim Niedertor sichtbar. Ein Rest davon ist beim Schlosse in der Sandsteinmauerung mit Schießluken erhalten. Die Mauer besaß zwei mit viereckigen Türmen besetzte Tore und eine Pforte, ebenfalls durch einen Rundturm geschützt. Heute erinnern Namen wie Niedertorplatz, Pfortenberg und „Gaststätte Zur Alten Pforte“ noch an die Lage der Ausgänge. Das nach Osten führende Obertor mit einer hölzernen Zugbrücke über den Stadtgraben befand sich am oberen Ende der jetzigen Käthe-Kollwitz-Straße (früher Herrengasse). Durch das nördliche Niedertor gelangte man auf die Wege in die Heide und nach Dresden. Der Übergang an der Pforte führte zur Vorstadt, zum Vorwerk und nach Ulberndorf und war höchstens für Schiebeböcke und Handwagen befahrbar.
Innerhalb des ehemals ummauerten Stadtdreiecks gruppieren sich die bebauten Viertel um einen großen rechteckigen Markt, jetzt Platz des Friedens genannt.

SLUB
Wir führen Wissen.

A 1 Bis zu dem Brande der Stadt (1841) besaßen viele Häuser am Markt Ziergiebel des 16. Jahrhunderts. Jetzt stehen an den zwei Längsfronten schmale Bürgerhäuser in Traufstellung. Ihre Fassaden sind durch regelmäßige Fensteranordnung schlicht gegliedert, die hohen Satteldächer durch Fledermausgaupen oder Dachhäuschen belebt. Etwas reicher durchgebildet ist das Haus Markt 22 mit einem von dorischen Säulen flankierten Portal und Gurtgesims. Am Osteingang des Rathauses verwendete man das Tor des Hauses Nr. 21 mit der Inschrift P K 1543. Haus Nr. 7, bezeichnet 1543, das bei dem Brand des Jahres 1841 verschont blieb, bildet den Eingang zur ehemaligen Gaststätte „Zum goldenen Stern", in dem früher das Bergamt der Bergherren von Maltitz untergebracht gewesen sein soll. Deshalb erkennt man im Scheitel des Bogens deren Wappen, während über beidseitigen Nischen mit Steinsitzen in der Archivolte links das Wettiner Hauswappen und die Reliefbüste Herzog Heinrichs (des Frommen) und rechts das sächsische Kurwappen und das steinerne Bildnis des Kurfürsten Johann Friedrich angebracht sind. Das Rundbogenportal wird von Pilastern flankiert, die Renaissanceornamentik tragen. In den Zwickeln finden sich zu Ornament gewordene Delphine. Über dem Hauptgesims wird das Relief des auferstandenen Christus von zwei Wappen flankiert; das linke ist das alte Wappen der Stadt.

Die Nordseite des Marktes ist im 19. Jahrhundert vollständig verändert worden. An die Stelle eines der schönsten Gebäude des alten Dippoldiswalde, das der Bürgermeister Schulze 1541 hatte bauen lassen, wurde 1851 ein gut gegliederter Neubau gesetzt, in dem heute das Volkspolizei-Kreisamt untergebracht ist. Daneben erhebt sich ein neugotisches Gebäude mit der Löwenapotheke und Abteilungen des Rates des Kreises.

Die Südseite des Marktes nimmt zur Hälfte die Stirnseite des freistehenden Rathauses ein. Es ist ein rechteckiger dreigeschossiger Bau mit einem hohen Satteldach. Der Unterbau gehört dem Ende des 15. Jahrhunderts an. Hier sind noch spätgotische Gewölbe vorhanden. Im ersten Obergeschoß hat sich ein Ziergewölbe erhalten, dessen bogenförmig schwingendes, sich vielfältig überschneidendes Rippenwerk auf eine Entstehungszeit um 1525/30 hindeutet. Von 1530 bis 1534 erfolgte der Erweiterungsbau, von dem die Fenster in den neuen Obergeschossen stammen. Der Nordgiebel — nach einem Brande 1540 errichtet — ist in drei Geschosse gegliedert und zeigt seitlich Renaissancevoluten. Seine Krönung bildet ein in seinen jetzigen Formen aus dem 19. Jahrhundert stammender Dachreiter. Weitere Um- und Neubauten erfolgten 1626 und nach der Demolierung durch die kaiserlichen Truppen Holks 1632, ferner 1747 und 1770. Den Erbherren v. Maltitz zu Ehren wurde an der Nordseite ein Ziertor eingefügt, das mit spätgotischem, sich überschneidendem Stabwerk und mit Sitznischen ausgestattet ist. Darüber befinden sich das Wappen der Maltitz — 5 schwarze und 5 silberne Querbalken — und die Umschrift: HEINRICH VON MALTITZ VFF DIPPELSWALT MDXXXIIII.

Beiderseits an den Ecken des Rathauses stehen zwei sandsteinerne Figuren, links die Mutter Maria mit dem Kinde, rechts der heilige Laurentius. Beide

gelten als Schutzheilige der Stadtkirche und der Stadt. Die Bildwerke stehen A 1
auf Kragsteinen mit dem Stadtwappen, das eine, getragen von zwei doppelt geschwänzten Löwen, weist auf die jahrhundertelange Lehenszugehörigkeit zu Böhmen hin. Die Figuren zeigen die Vertrautheit des Meisters mit den Werken Hans Wittens und stehen stilistisch der jüngeren Figurengruppe des Schloßkirchenportals in Karl-Marx-Stadt, die Walter Hentschel Franz Maidburg zuschreibt, nahe, die Baldachine der Figuren sind aus Frührenaissancemotiven gebildet.

Neben dem Rathaus stand das obere Brauhaus, an das noch geräumige Keller erinnern. Als neuesten Schmuck finden wir vor dem Rathaus am Platz des Friedens, entsprechend dem jetzigen Namen des Marktes, den Friedensbrunnen, einen Obelisken mit wasserspeienden Löwenköpfen. „Frieden — Einheit — Freiheit" mahnt das 1950 gestaltete Denkmal.

Vom Markt laufen heute insgesamt 8 Gassen ab. Drei endeten im Norden einst beim Niedertor. Zwei lassen das Rathaus zwischen sich, und eine weitere führt an der Nordwestecke als Badergasse zur Rosengasse. Das Ledergäßchen beim früheren „Goldenen Stern" ist zugebaut worden. Nach Osten zu konnte sich die Stadtanlage etwas weiter ausdehnen, so daß dort ein gitterartiger Siedlungsraum entstand, wie er bei vielen in der Kolonisationszeit planmäßig angelegten Städten zu beobachten ist. Die Große Wasser- und die Herrengasse, jetzt Käthe-Kollwitz-Straße, reichen bis an die Stelle der ehemaligen Mauer. Die Wassergasse erhielt ihren Namen von offenen Gerinnen, die Bergwasser aus Bergwerksstollen am Sonnenberg zu Tale führten. Deshalb siedelten sich in ihrer Nähe in der rechtwinklig kreuzenden Kleinen Badergasse und in der z. T. nördlich parallelen Brauhofstraße, die früher bezeichnenderweise „Auf dem Graben" hieß, Betriebe an, die des Wassers bedurften: eine Brauerei (Brauhof) mit der Böttcherei daneben, eine Branntweindestillation, eine Huf- und eine große Kupferschmiede. Die meist zweigeschossigen Bürgerhäuser stammen fast durchweg aus dem 18. und 19. Jahrhundert und sind lediglich durch gute Fensteranordnung und charakteristisch hohe Satteldächer ausgezeichnet. Hier und da hat sich ein barockes Portal erhalten. Außerhalb der Innenstadt ist das wohlerhaltene, sehr gut gegliederte spätbarocke Haus Freiberger Straße 18 mit dreiachsigem Mittelrisalit und hohem Mansarddach bemerkenswert.

Der im Südwesten des Stadtkerns gelegene Kirchplatz bildet einen eigenständigen Teil der alten Stadt. An ihm liegen das Schloß, die Kirche, die Pfarrgebäude, die Rückseite des Rathauses und einige Bürgerhäuser.

Im Westen an die alte Stadtanlage anschließend erhebt sich die Stadtburg. Sie ist heute eine unregelmäßige Baugruppe. An einen von Nord nach Süd sich erstreckenden, aber in sich geknickten Mittelbau schließen von Osten her am Nord- und Südende Flügelbauten an. Nach dem Talabhang der Weißeritz springt in der Mitte ein Trakt vor; gegenüber liegt an der Hofseite ein vorspringender Risalit mit Renaissancegliederung. In der Südwestecke des Hofes ist ein Treppenturm angelegt. Die Burg war in die städtischen Befestigungen mit einbezogen, ein Stück Wall und Wehrgang zeugen heute noch davon. Von der Burg des

A 1 Mittelalters sind noch die Teile des Unterbaus erhalten geblieben. Welche Zerstörung das Schloß durch die Hussiten erfuhr, ist nicht bekannt, doch ist anzunehmen, da die Stadt und die Stadtkirche schwer zu leiden gehabt hatten, daß auch das Schloß auf- und ausbaunötig wurde. Der Umbau geschah wahrscheinlich erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, wie BÖNHOFF feststellte, wobei die „Spuren der älteren Anlage verwischt" wurden.

Die einflußreichen und wohlhabenden Herren von Maltitz trachteten danach, ihren Sitz zu Dippoldiswalde zu einem „modernen" Renaissanceschloß auszugestalten. Von dieser Bautätigkeit im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts stammt die dreigeschossige Pilasterarchitektur an der Hofseite, ein feines, mit zarter Ornamentik bedecktes Gliederwerk. Das Erdgeschoß ist als Sockelgeschoß betont. Die Rundbogenfriese, die Ornamentik an den Pilastern und Gesimsen stehen dem Georgenbau des Dresdner Schlosses nahe. Anregungen für diese in der Lombardei ausgebildete Frührenaissanceornamentik gab wohl Peter FLÖTNER. Durch den weitgehenden Verlust des alten Dresdner Georgenbaues wird die Hoffront des Dippoldiswalder Schlosses zu einem frühen Zeugnis der Frührenaissancearchitektur in Mitteldeutschland. Die Reliefmedaillons des Frieses unter dem Dachgesims mit Delphinen und Laubwerk stellen Sigismund v. Maltitz mit Federbarett und Heinrich v. Maltitz im Ritterhelm und seine Gemahlin, ferner Johannes v. Maltitz in der Birete (Amtstracht) des katholischen Klerikers, die Bildnisse darunter die genannten sächsischen Fürsten jener Zeit dar (KNEBEL, STECHE).

Zwischen 1569 und 1572 entstand der südliche Flügel bis zum Mittelbau und der Teil mit dem großen zweigeschossigen Erker an der Stirnseite nach dem früheren Schloßgarten. Baumeister war Rochus von LINAR, geboren in Italien, 1569 bis 1578 Festungsbaumeister in Dresden. Ihm zur Seite stand anfangs der tüchtige kurfürstliche Maurermeister Christoph TENDLER, der aber 1571 durch einen Brief der Kurfürstin Anna nach Lochau zum Bau der Annaburg abberufen wurde.

Wie die Stadtansicht von DILICH zeigt, waren im 17. Jahrhundert die heute sehr einförmigen Dächer durch Ausbauten und Giebel belebt. Der Nordflügel wurde erst 1840 angebaut. 1953 wurde ein Frührenaissanceportal vom ehemaligen Reicheltschen Haus am Markt in den Schloßhof versetzt.

Die Stadtkirche St. Marien und St. Laurentius ist eine dreischiffige spätgotische Hallenkirche mit langem, polygonal schließendem Chor. Von einem spätromanischen Bau stammen die vier unteren Geschosse des quadratischen Westturmes. Über die Gestalt des ersten romanischen Kirchenbaues ist sonst nichts bekannt. Der Grundriß soll gelegentlich der bevorstehenden Innenerneuerung der Kirche ergraben werden. Über die Bauzeit gibt es keine urkundlichen Anhaltspunkte, so daß wir allein auf die stilistischen angewiesen sind. Die Gliederung dreier Seiten des Turmes mit Lisenen und Rundbogenfriesen, das Portal an der Westseite und die Eingangshalle zeigen, daß es sich um einen Einturm handelt. Das ist im obersächsischen Raum ganz ungewöhnlich, die Stadtpfarrkirchen von Leipzig und Freiberg, sogar die Kirchen kleinerer Städte

SLUB
Wir führen Wissen.

wie Rötha und Geithain besitzen Doppelturmfronten. Auch im Dorfkirchenbau A 1
sind quadratische Westtürme äußerst selten, die Breitwesttürme sind das Übliche. Einen Parallelfall stellte wohl der Westturm der alten Jakobikirche in Freiberg dar, die wie die Dippoldiswalder Kirche im Erdgeschoß eine wulstrippengewölbte Vorhalle besaß. Auch hier ist von einer Treppe die Rede, die nördlich im Turm zu den Obergeschossen führte. In Dippoldiswalde waren ursprünglich wohl sogar zwei Treppenläufe vorhanden. Im Elsaß ist der in Geschossen sich aufbauende, mit Lisenen und Rundbogenfriesen gegliederte Turm im 12. Jahrhundert voll entwickelt. Hier kommen auch Eigenheiten wie die auf den seitlichen Bänken der Eingangshalle aufsitzenden Dienste vor. Das Erdgeschoß der Westseite des Turmes besteht aus Sandsteinquaderwerk. Aus hohen, reich profilierten Sockeln entwickeln sich die durch Kariesprofile ausgezeichneten Lisenen, deren Profil in dem Rundbogenfries weiterläuft. Die Profile und ihre Hornendigungen erinnern an Formen, die, von der Stiftskirche in Wechselburg ausgehend, auch an der Freiberger Marienkirche als nächst gelegenem großem Bau auftreten. Das spitzbogige Stufenportal zeigt über den Kapitellen an der Stirnseite Bogenansätze für eine wohl nie ausgeführte offene Vorhalle. Das Blattwerk der Kapitelle ist noch nicht so schwellend-vegetabilisch wie die Kapitelle der Goldenen Pforte in Freiberg, deren Ornamentik auf die umgebende Landschaft wenig später stark gewirkt hat. Das Untergeschoß und der untere Teil des nächsten Geschosses mit dem Rundfenster darf also wohl noch ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts datiert werden. So wie an Steinkreuzen, sind auch am Portal Längsrillen und halbkugelartige Aushöhlungen im Sandstein zu finden, deren Ursprung und Bedeutung noch nicht restlos geklärt werden konnte (Bild 1).

Die folgenden Geschosse mit den unprofilierten Lisenen und dem Spitzbogenfries auf kleinen Konsolen zeigen eine ganz andere architektonische Haltung. Hier wirken sich zisterziensische Vorbilder aus, die ebenfalls an der Bauornamentik der Nikolaikirche erkennbar sind. Im dritten Geschoß ist eine weitere Bauänderung abzulesen; die Mittellisene bricht ab, weil eine Öffnung eingefügt wird.

Der polygonale Oberteil des Turmes mit Haube und Laterne wurde in den Jahren 1685/86 nach den Plänen des Oberlandbaumeisters Wolf Caspar von Klengel gebaut, der vorher den Dresdner Schloßturm errichtet hatte.

Die spätgotische Vierstützenhalle über fast quadratischem Grundriß ist kein vollwertiger Ersatz für den verlorenen romanischen Bau. Die Außenarchitektur mit Strebepfeilern, Portalen und in einer Blende zusammengefaßten, in zwei Geschossen angeordneten Fenstern deutet darauf hin, daß der Ausbau mit einer Emporenarchitektur und entsprechend reich weitergeführt werden sollte. Der weite Raum ist zwar gut proportioniert, das Sternnetzgewölbe im Langhaus auf leicht gekehlten Pfeilern ohne profilierte Rippen wirkt aber verhältnismäßig karg. Der Chor ist gar nicht gewölbt, sondern nur die Sakristeianbauten an seiner Nordseite. Oder sind die Gewölbe im Dreißigjährigen Krieg verlorengegangen, und die heutige Langhauswölbung stammt aus dem 17. Jahrhundert? An der

A 1 spätgotischen Außenarchitektur und an den Maßwerken läßt sich ablesen, daß der Neubau des Freiberger Domes (1484—1501) das Vorbild des Baumeisters der Dippoldiswalder Kirche war. Charakteristisch für die obersächsische Spätgotik sind die Vorhangbogenfenster am Sakristeianbau.

Heute präsentiert sich der Innenraum mit Emporeneinbauten, einer Orgel und einer originellen gotisierenden Ausmalung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Den Altarraum schließt nach oben eine Felderdecke ab. Für die einzelnen Felder schuf der Maler Johann Panitz aus Dresden 1641/42 Bilder von Christus inmitten von 12 Aposteln, 16 Propheten, von Moses, Johannes dem Täufer und Paulus. Die gewaltige Mensaplatte des Altars ist noch mittelalterlich. Das Altarbild stellt den Gekreuzigten mit Maria und Johannes dar. Der Amtshauptmann von Dippoldiswalde, Bartholomäus de Sorlyssi auf Schmiedeberg (s. D 10) hatte damit 1670 den Hofmaler Johannes Finck (1628 bis 1675) beauftragt. Der Taufstein ist eine gute Arbeit aus der Barockzeit; die Kanzel wurde 1642 vom Amtmann Hanitzsch gestiftet. Sie ist eine Steinmetzarbeit aus Königstein mit vier bemalten Holzfiguren der Evangelisten. Ein Gemälde, ein auf Metall gemaltes Pfarrerbild und eine eiserne Gedenktafel in der Sakristei erinnern an Geistliche, die hier ihres Amtes walteten.

Schließlich sei auf 8 Grabsteine an der westlichen Giebelmauer der Kirche hingewiesen. Sie stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Der älteste Stein nennt den letzten katholischen Pfarrer von Dippoldiswalde.

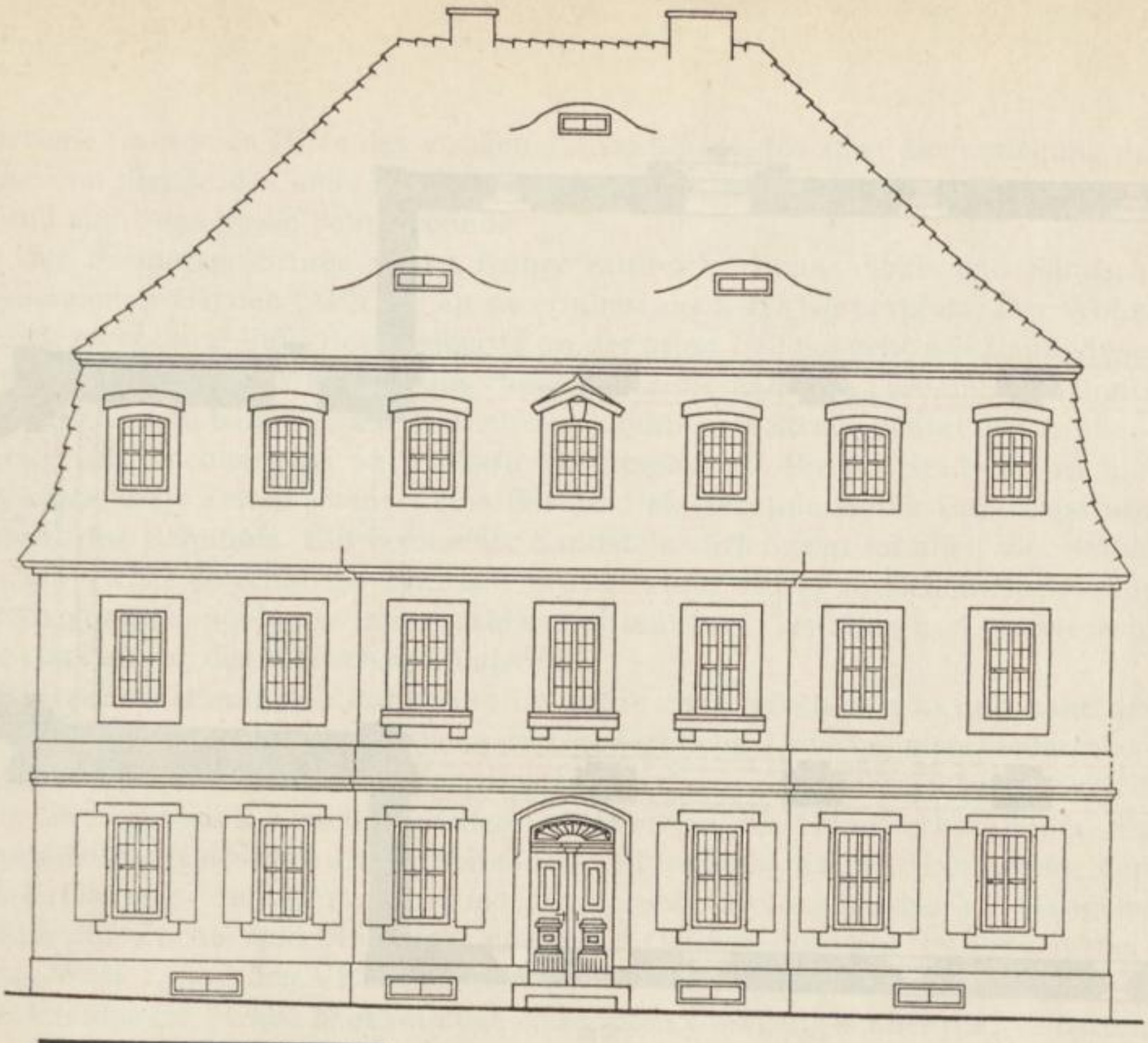
h) Stadterweiterung

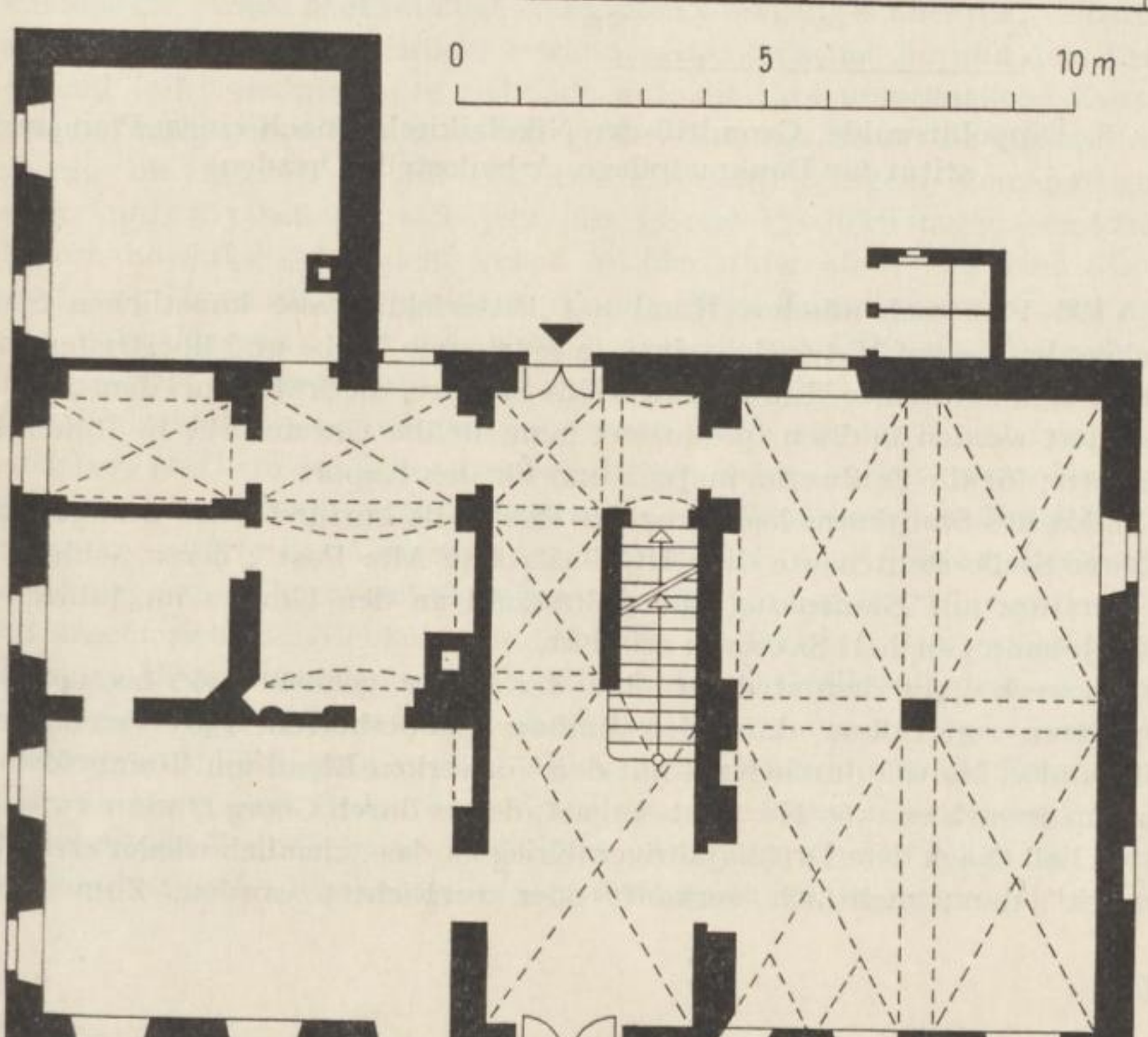
Vor dem Obertor zog sich ursprünglich die östliche Vorstadt hin, die nach dem Brande von 1871 ihre jetzige Gestaltung erhielt. Ihr Zentrum bildet heute der fast quadratische Platz der Jugend, der frühere Obertorplatz. Er war schon immer wichtiger Verkehrssammelpunkt, so daß man hier 1723 eine kurfürstliche Distanzsäule mit Entfernungsangaben nach Schlesien, Böhmen und Bayern errichtete. 1873 wurde sie leider beseitigt. Eine Viertelmeilensäule, die an der Glashütter Straße stand, erinnert noch an die Zürnersche Straßenvermessung. Wir finden sie heute an der Einmündung des Pfortenberges. Auch gegenwärtig treffen am Platz der Jugend alle wichtigen Ausfallstraßen zusammen, so daß sich hier auch die Haltestellen von 17 Autobuslinien befinden. Von dieser Stelle aus steigt die Straße nach Glashütte den Sonnenberg empor, nach dem sich die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft benannte. Auf der Höhe entstand in jüngster Zeit das Werk 3 des VEB Glashütter Uhrenbetriebe, in dem Lagersteine für Uhren hergestellt werden. Den Rohstoff liefert

Abb. 7. Dippoldiswalde, Freiberger Straße 18. Hauptgebäude der ehemaligen Lohgerberei Carl Gotth. Ulbrich, Erdgeschoßgrundriß und Straßenansicht (nach Plänen im Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden)

SLUB
Wir führen Wissen.

A 1





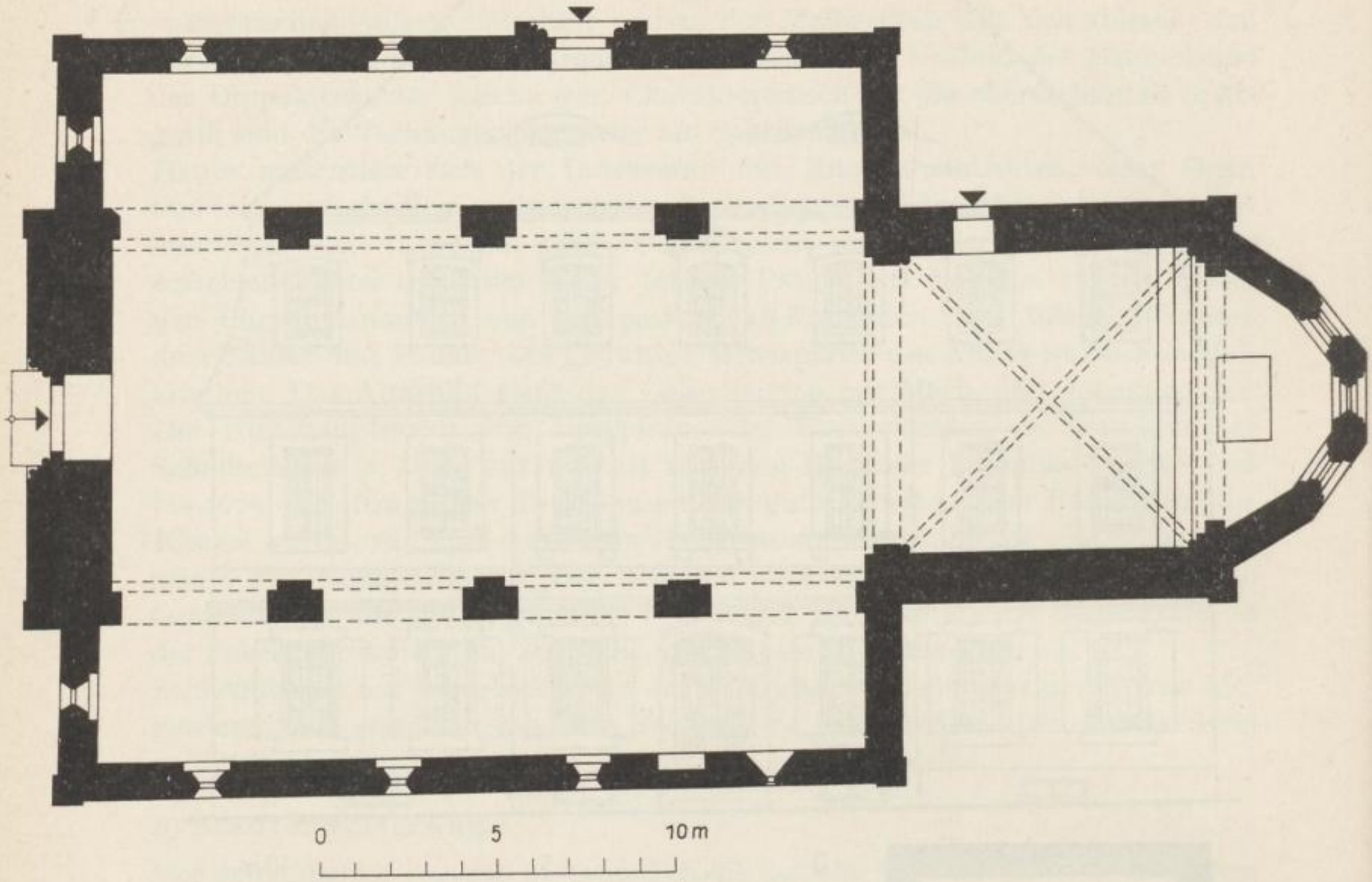


Abb. 8. Dippoldiswalde, Grundriß der Nikolaikirche (nach einem Plan im Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden)

der VEB Elektrochemisches Kombinat Bitterfeld. Diese künstlichen Steine gleichen den besten Naturedelsteinen in Härte wie Farbe und übertreffen diese in ihrer Reinheit. Rote Rubine und weiße Saphire, die früher aus dem Ausland importiert werden mußten, produziert man für die Uhrenwerke in Ruhla und Glashütte, für die Zeißwerke in Jena und für den Export.

Im Süden des Stadtkerns lagen vor der Pforte die kurfürstlichen Stallgebäude. An ihrer Stelle steht heute die „HO-Gaststätte Alte Post", deren Schlußstein am Türsturz mit Namenszug und Jahreszahl an den Umbau im Jahre 1770 durch Johann Gotthelf SALOMON erinnert.

Ein Vorwerk „vor dem stedlein" bei der Pforte gehörte 1366 bis 1401 den Burgherren von Dohna, dann den Meißner Landesherren. 1503 vereinigte es Sigismund v. Maltitz durch Kauf mit den Vorwerken Elend und Reinholdshain. Von ihm erwarb es 1569 Kurfürst August, der es durch Georg OEDER 1570 vermessen ließ. Nach dem Dreißigjährigen Krieg ist das „ziemlich wieder errichtete Vorwerk" dann mehrfach verkauft oder verpachtet worden. Zum „Post-

vorwerk“ wurde es Mitte des vorigen Jahrhunderts, bis 1893 die Verlegung der A 1
Post von hier in das neue Amtsgebäude erfolgte. Auf ehemaligem Pfarrgarten-
grund steht das große Schulgebäude.
In der Freiberger Straße waren früher zahlreiche Loh-, Weiß- und Sämisch-
gerbereien in Betrieb (Abb. 7); an sie erinnert noch der Gerberplatz. Der Wohn-
bezirk rechts und links der Weißeritz an der alten Brücke geht auf Landhäuser
wohlhabender Städter zurück, die diese sich außerhalb der Tore im Bereich der
Auweideflächen bauen ließen. Östlich der Altenberger Straße deutet der Straßen-
name Am Scheunenplan auf frühere Vorratsgebäude für die Stadtbauern hin.
An katholische Zeiten erinnert eine Bet- und Martersäule an der Bahnhofstraße
unweit des Bahnhofs. Ein behauener Sandsteinwürfel zeigt an allen vier Seiten
stark verwitterte erhabene Bildhauerarbeit: unter einem gotischen Bogen eine
Kreuzigungsgruppe, links und rechts unbestimmbare Gestalten und hinten wohl
die Darstellung des biblischen Sündenfalls.
Seit der Einweihung des Bahnhofes im Jahre 1882 haben sich in und nahe der
Bahnhofstraße mehrere öffentliche und gewerbliche Unternehmen niedergelas-
sen. Außer dem Kreisratsamt, dem Postamt und den Kreislichtspielen finden wir
hier die Notenbank, Geschäftsstellen von Parteien, die Handwerkskammer, die
Genossenschaft des metallverarbeitenden und landtechnischen Handwerks, den
VE-Erfassungs- und Aufkaufbetrieb für tierische Rohstoffe, das VE-Handels-
kontor für Zucht- und Nutzvieh, den VEB Osterzgebirgische Papierverarbei-
tung, Werk I, und den VEB Behälterbau.
Die Altenberger Straße liegt im Zuge eines alten Überganges über die Weißeritz,
der schon 1558 als steinerne Brücke erwähnt wird. Zwischen ihr und dem Platz
der Jugend fallen mehrere alte Gebäude auf, die ihre ursprüngliche Zweck-
bestimmung aufgegeben haben, so ein großes Gut, das heute die Bauernbank
beherbergt. Im Haus Nr. 14 mit Bogentor und achtflügeligem, sonnenartigem
Schmuck von 1793 befindet sich jetzt die „Erste Produktionsgenossenschaft
des Malerhandwerks“. Auf dem linken Weißeritzufer stellt sich eine „Loh-
gerberei“ mit Mansardenkrüppeldach in den Weg. Ursprünglich befand sich
hier der „Alte Hammer“. In ihm wurden anfangs mit Hilfe der Wasserkraft
schwere Eisenteile, Pflugschare und Sensen geschmiedet. Im 16. Jahrhundert
war das Werk schon zum Erliegen gekommen. Doch als der Eisenhammer in
Schmiedeberg (s. D 10) durch den Dreißigjährigen Krieg „caduc“ geworden war,
nahm Hans Bretschneider 1651 den Dippoldiswalder wieder in Betrieb. Ein
Hochwasser zerstörte das Anwesen 1703 fast völlig. Erst 45 Jahre später wurde
die alte Anlage als Lohgerberei aufgebaut, die bis 1910 in Betrieb war.
Unweit erhebt sich die Nikolaikirche (Abb. 8). Sie ist als selten gut erhaltene
Basilika des Übergangsstiles von der Romanik zur Gotik seit dem 19. Jahr-
hundert bekannt gemacht worden, ohne daß bisher eine kunstgeschichtliche
Bearbeitung und Würdigung vorläge. Offen bleibt noch immer die Frage ihrer
Zweckbestimmung und Bedeutung. Gewiß war sie keine Kloster- und Wall-
fahrtskirche, gewiß auch keine Dorfkirche. Am wahrscheinlichsten ist doch,
daß sie die Pfarrkirche des Stadtteiles war, der bereits vor der mehr oder weniger

A 1 planmäßig auf der Hochfläche im Anschluß an die markgräfliche Burg angelegten, später ummauerten Stadt existiert haben muß. Dieser Siedlungsvorgang ist in Obersachsen nicht selten. Zur Baugeschichte liegen keine Urkunden vor; die Entstehungszeit muß an den Bauformen abgelesen werden.
Die Nikolaikirche ist eine flachgedeckte, dreischiffige Basilika mit vier Arkadenjochen im Langhaus, einem busigen Kreuzrippengewölbe im etwa quadratischen Chor und einer unregelmäßig polygonalen (fünfseitigen) Apsis. Die Langhauspfeiler besitzen zum Mittelschiff zu flache Vorlagen, um die sich die profilierten, tief gekehlten Kämpfergesimse verkröpfen. Die dementsprechend einmal abgetreppten Arkadenbögen sind spitzbogig, desgleichen der Triumphbogen und der Bogen zur Apsis, sonst sind alle Fenster rundbogig. Die die Fenster umgebenden Blendbogen wiederum sind an einigen Stellen spitzbogig. Die Fenster des Obergeschosses liegen merkwürdigerweise nicht in der Achse der Arkaden. Die Eckdienste im Chor tragen schlanke Blattkapitelle mit Knospen, die schon zur Entfaltung drängen. Sie erinnern teilweise stark an Kapitelle der Goldenen Pforte am Freiberger Dom. Die aus Wülsten und Kehlen gebildeten Diagonalrippen werden im Scheitel durch einen mit Blattwerk verzierten, hängenden Schlußstein zusammengefaßt. Charakteristisch sind die zarten, tiefgekehlten Sockelgesimse der Stützen und die Abkragungen von Vorlagen an einigen Pfeilern. Der Kleeblattbogenfries an der polygonalen Apside sitzt auf kleinen Konsolen, ähnlich denen am Turm der Stadtkirche. Die Wülste in den Leibungen der Apsidenfenster besitzen Tellerbasen und am Kämpfer der Bogen Wirtelungen. Ähnliche Formen treten auch am West- und Nordportal auf, letzteres ist der Außenwand vorgelegt. Die eigentliche Türöffnung schließt mit einem Kleeblattbogen ab, das Portal ist wimpergartig gerahmt. Diese ebengenannten Baumotive sind die „jüngsten", sie deuten auf „zisterziensischen" Einfluß; das Formengut der Klosterkirche von Walkenried (Braunschweig) und deren Nachfolgebauten ist hier maßgebend. Damit wird eine Datierung auf die Zeit um 1235 bis 1250 wahrscheinlich. Zwar wirkt der gesamte Baukörper, die Gliederung mit Ecklisenen und Rundbogenfriesen noch durchaus romanisch. Es ist aber nicht möglich, die jüngeren Baumotive von einem etwa älteren Baukörper archäologisch abzuheben. Vielmehr liegt gerade in diesem Nebeneinander von „archaischem" Architektursystem und frühgotischen Einzelheiten die Eigenart der Nikolaikirche. Sie erweist sich damit als ein zwar sehr schmuckfreudiger, aber auch etwas provinzieller Bau. Baugeschichtlich ungeklärt ist noch die außerordentliche Mauerstärke der Westwand des Mittelschiffes. Vielleicht sind hier Treppenaufgänge zum Dachboden verborgen. Die unaxiale Stellung des westlichen Rundfensters, das an Wechselburg oder auch an den Turm der Stadtkirche erinnert, ist ebenfalls ungeklärt (Bild 2).
Der heutige Zustand des Inneren ist durch eine verfehlte Erneuerung des Baurats Möckel im Jahre 1882 verursacht. Eine barocke Felderdecke mit Figuren- und Rankenmalerei wurde zugunsten einer schlecht gegliederten Holzdecke herausgerissen. Die Ausmalung des Langhauses, z. T. angeblich nach vorgefundenen Motiven, fügt sich schlecht zu dem klaren Raum. Bei der Erneuerung fand

SLUB
Wir führen Wissen.

man oberhalb der Arkaden je zwei Felder von Wandmalereien, die aus dem 14. bis 16. Jahrhundert stammen sollen. Die jüngeren mit Darstellungen aus der Legende des heiligen Nikolaus sind konserviert worden, zur Zeit aber durch starke Verschmutzung kaum erkennbar. Die Darstellungen verschiedener Figuren an der Westwand, darunter ein Christus und ein Christophorus, sind nicht konserviert worden. Das Wappen derer von Dohna weist wohl auf dieses Adelsgeschlecht als Stifter hin. Eine Figur des Patronatsheiligen Nikolaus stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Predella eines Altares mit der Darstellung der heiligen Sippe im Mittelschrein und sehr beachtlichen gemalten Flügeln mit Szenen aus der Joachimslegende, mit dem Schmerzensmann und Maria und Johannes (oder einem Stifter) von etwa 1520 sind in einen in den zwanziger Jahren neu hergestellten Aufbau einbezogen. Darin sind noch andere spätgotische Figuren, z. B. ein sogenannter „Gnadenstuhl" untergebracht. Eine Kreuzigungsgruppe entstammt der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Kanzel ist ein schlichtes Werk der Renaissance. Ein Petrusbild im südlichen Seitenschiff soll aus der Reichstädter Kirche stammen. Die Gemälde des Abendmahles und der eine Monstranz tragende Engel sind um 1520 entstanden, die grobe holzgeschnitzte Gruppe mit Christus und den vier Evangelisten im 17. Jahrhundert. A 1

Entsprechend dem heutigen Zweck der Nikolaikirche als Friedhofskirche wurden nach den beiden Weltkriegen unseres Jahrhunderts Ehrenmale für die Gefallenen aus der Parochie geschaffen und im nördlichen Seitenschiff angebracht. Das von Professor Paul Rössler aus Dresden ist einer Altarpredella angelehnt, die wie ein Buch aufgeschlagen werden kann, in dem die Namen nach Orten und Jahrgängen zu lesen sind. Drei andere schöne Eichenholztafeln enthalten die Namen der 1939 bis 1945 Gefallenen.

Das große an das Kirchengelände anschließende Gut war das Nikolaivorwerk. In seiner Nachbarschaft suchen wir den Ursprung der ersten bäuerlichen Siedlung von Dippoldiswalde, ein „Waldhufendorf Niederulberndorf". Markgraf Friedrich übergab das Vorwerk 1405 den Gebrüdern Kuneken aus einem später in Freiberg ansässigen Geschlecht zu Lehen. Schon 1418 kauften Bürger der Stadt Dippoldiswalde Teile des „uneinträglichen" Vorwerks, dessen „rechte, nutzen, wyrden und zugehorungen" ihnen erst 1424 zuerkannt wurden. Sigismund v. Maltitz besaß bereits 1501 „Hof und Forwergk zu Oberndorff mit dem gehültze genannt der Kolbergk", bis den Besitz 1569 Kurfürst August erwarb. Auch hier mußte der Markscheider Georg Oeder Vermessungen vornehmen. Nach 1665 wechselten die Besitzer häufig. Durch Verkauf von Flurteilen, durch Blitzschläge und Brände veränderte und verringerte sich das ursprünglich bedeutende Gut immer mehr. Heute finden wir einen Vierseithof vor (Nr. 36), der als Volksgut sich vor allem mit der Aufzucht tuberkulosefreien Viehs befaßt. Zu ihm gehört neuerdings wenige Schritte talaufwärts ein „Beigut" (Nr. 40) mit einem schönen Mansardenkrüppeldach. Von den Feldern führt eine Hocheinfahrt in die große Scheune.

Schräg gegenüber liegt auf dem rechten Ufer der Roten Weißeritz die Mende-Mühle. Schon 1586 war sie Ölmühle, die später in eine Mahlmühle umgewandelt

A1 wurde. Im vorigen Jahrhundert diente sie den Gerbern als Walkmühle. Aus dem benachbarten Buschwald, der Eichleite, gewann man bereits im 16. und 17. Jahrhundert Gerberrinde. Der Gerber Ulbrich legte 1795 an dieser Stelle eine Lohgerberwerkstatt an, und 1800 baute er daneben einen Bergkeller aus. In der ehemaligen Pochwäsche des nahen Osterlammer Bergstollns richtete er eine Lederwalke und Lohstampfe ein. Die Sage erzählt von einem Walkpudel, der um Mitternacht mit feurigen Augen aus seinem felsigen Versteck, einem alten Bergwerksstolln, erschiene.

Die Hafermühle weiter flußaufwärts war 1509 mit Mahlgang ausgestattet. Nach ihrem Besitzer hieß sie auf dem Quadratmeilenblatt von 1784 Rupprichts Mühle. 1850 wurde sie, wie am älteren Fabrikgebäude zu lesen ist, als Fabrik für „Hafernährmittel der Familie Louis Schmidt, Hafermehl Marke Pflug" eingerichtet. Auf den starken Versand weist der Eisenbahnanschluß hin.

In unmittelbarer Nachbarschaft entstand 1945 auf Veranlassung der sowjetischen Armee-Militärkommandantur Dippoldiswalde ein Friedhof. Um ein Denkmal sind 88 Einzelgräber von im Mai 1945 im Kreisgebiet gefallenen oder nach Kriegsende verstorbenen Angehörigen der Roten Armee angeordnet. Die Pflege und Betreuung der Anlage erfolgt durch den Rat der Stadt. Alljährlich am Tage der Befreiung und am Tage der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution werden von Delegationen der Parteien, Organisationen, Institutionen und Betriebe Kränze auf dem Friedhof niedergelegt.

Vom Niedertorplatz aus mit seinen alten einstöckigen Gebäuden gelangt man in die westliche Vorstadt. An der Stelle des früheren Stadttores wurde im Jahre 1936 eine Betsäule aufgestellt, die aus dem Scheunenviertel am alten Dresdner Marktsteig stammt. In vorreformatorischer Zeit enthielt dieses gotische Denkmal zweifellos einen Bildstock der Maria oder eines Heiligen, nach einer Erneuerung das Nischenbild eines betenden Bergmanns. Durch die Große und die Kleine Mühlstraße gelangte man nach den unteren Dippoldiswalder Weißeritzmühlen. Außer der stattlichen, noch in Betrieb befindlichen Ratsmühle bestanden weiter flußabwärts noch vier weitere Mühlen. Sie hatten meist einen bis zwei Mahlgänge, manche waren aber auch Öl-, Graupen-, Knochen-, Loh-, Brett- oder Schneidemühlen. Wir haben zu unterscheiden:

Die Kotten- oder Rölligmühle,

die Webers-, Niedere Rupprecht-, Ruppert- oder Grahls-Mühle,

die Beyer-, Schmidt- oder Teunertmühle,

die Rote, Bischofs- oder Schumanns-Mühle.

Bis auf die Kottenmühle fielen alle dem Talsperrenbau zum Opfer. Ihre Grundmauern liegen auf dem Boden der Vor- oder der Hauptsperre.

Unweit der Ratsmühle gründete man 1888 die Müllerschule, die vorher einige Jahre in Halle und Roßwein bestanden hatte. Als einzige deutsche Fachschule ihrer Art mit Unterrichtsmühle, Maschinenhalle, Handels-, kaufmännischer und landwirtschaftlicher Abteilung hat sie vielen Mühlenfachleuten zur Aus-

SLUB
Wir führen Wissen.

bildung gedient. In jüngster Zeit erfuhr sie eine beträchtliche Erweiterung, A 1
denn sie ist als „Ingenieurschule für Lebensmittelindustrie" eingerichtet worden.
Das Gelände um die Schule, um die Dr.-Friedrichs-Straße und um die Weißeritzstraße war früher Überschwemmungsgebiet der Weißeritz und ist mit Flußgeröllen angefüllt. Verschiedene Wasserarme ließen Inseln entstehen und waren zu Teichen aufgestaut, die der Fischzucht dienten. Die angrenzenden Rasenflächen benutzten die Leinweber als Bleiche. Nach der Aufschüttung dieser Flächen entstanden nach und nach Siedlungshäuser, die sich zu einem bevorzugten Wohnviertel verdichteten.
Gut geeignet war die Aue zur Einrichtung von Spiel-, Sportplätzen und Parkanlagen. An der Mündung der beiden Mühlstraßen liegt der „Park der Freundschaft". Der „Park des 7. Oktober" am anderen Ende der Dr.-Friedrichs-Straße wurde 1954 im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes geschaffen. Der „Clemens-Holzschuh-Hain" bewahrt mit seinem Namen und einem schlichten Gedenkstein die Erinnerung an das erste Opfer des Faschismus († 28. 3. 1933) von Dippoldiswalde.
Der nördliche Stadtteil mit dem Kreiskrankenhaus an der Rabenauer Straße ist der jüngste von Dippoldiswalde. Neben den zahlreichen Villen fallen besonders die Wohnhäuser der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften ins Auge. Für die zahlreichen nach 1945 ansässig gewordenen Umsiedler katholischen Glaubens konnte 1957 bis 1959 eine eigene Kirche errichtet werden. Der Dresdner Architekt Körner und Bauleute der Firma Barsch in Dippoldiswalde schufen das schlichte Werk mit dem schlanken Glockenturm. Neuartig erscheinen die Balustrade der Orgelempore aus einfachen Lochsteinen und die Decke aus Tannenfurnieren.

i) Dippoldiswalde als Kreisstadt

War Dippoldiswalde schon seit dem 16. Jahrhundert Mittelpunkt eines landesherrlichen Amtes und im 19. Jahrhundert einer Amtshauptmannschaft, so ist es seit der demokratischen Verwaltungsreform von 1952 Sitz des Kreisrates, der ein gegenüber der früheren Verwaltungseinteilung verändertes Gebiet betreut. Der Kreis Dippoldiswalde reicht im Süden bis an die Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik, umfaßt 6 Städte und 51 Gemeinden mit 52460 Einwohnern (1957) auf einer 458,2 qkm großen Fläche.
Neben der feinmechanischen und Uhrenindustrie Glashüttes und dem Zinnerzbergbau Altenbergs wird die Struktur des Kreises von der landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Produktion bestimmt. Ein Teil des aus den Wäldern entnommenen Holzes und daraus entstandener Halbfabrikate wird nach Dippoldiswalder Betrieben, dem VEB Holzverarbeitungswerkstätten, dem VEB Hartpappenwerk und dem Papierveredlungswerk des VEB Osterzgebirgische Papierverarbeitung, geliefert. Dem Verkehr mit den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften dienen mehrere Erfassungs-, Aufkaufs- und Verteilungsstellen. Wegen der mangelhaften Eisenbahnverbindungen in

A 1 dem Gebirgskreis ist ein gut ausgebautes Netz von Autobuslinien entstanden, mit dessen Hilfe fast alle Ortschaften des Kreises erreicht werden können.

A 2 Reinholdshain, Krs. Dippoldiswalde,

liegt $2^1/_2$ km östlich der Kreisstadt an der Straße Dippoldiswalde—Glashütte. Der Ort erstreckt sich genau von Norden nach Süden und steigt von 370 auf 420 m Meereshöhe an. Die Flur weist keine markanten Anhöhen auf und zieht in flachen Bodenwellen nach Osten auf Reinhardtsgrimma zu.

Die Bezeichnung des Ortes hat sich seit dem Mittelalter wenig geändert. Zwei Formen wechseln miteinander. 1445 schrieb man Reinolczhain, 1501 Reynoldishaynn, wohl nach dem Gründer Reinold de Grimme auf Reinhardtsgrimma. 1564 taucht der Name Ringelsshain auf. So heißt es auch heute mundartlich Ringelshane. Beide Formen stehen noch auf dem Meilenblatt von 1784.

Reinholdshain ist ein einseitiges Reihendorf mit Waldhufen. Allerdings sind von den Waldstücken nur noch geringe Reste vorhanden. Dazu gehört ein Teil des zwischen dem Ort und Reinhardtsgrimma sich hinstreckenden „Fichtichts", das nach dem Flurnamenverzeichnis für Reinholdshain die Namen Vorderes, Mittel- und Hinteres Birkigt trägt. Es blieb als Busch und Wald erhalten, weil sein Sandsteinuntergrund für Feldanbau wenig geeignet ist (s. B 2).

Von den Gütern auf dem rechten Uferrande des Dorfbaches erstrecken sich die Hufen in östlicher Richtung, biegen aber südlich der Reinhardtsgrimmaer Straße nach Süden um, in den oberhalb der Quelle des Dorfbaches liegenden Raum hinein, so daß eine Radialstreifenanlage entsteht. Der breite Flurstreifen südlich der Reinhardtsgrimmaer Straße gehörte zum früheren Erbgericht. Auf alten Karten umfaßt die Dorfflur im Norden auch einen Teil mit 5 Gütern von Reinberg, dem heutigen Ortsteil von Oberhäslich.

In dem Bestreben, seine Besitzungen zu vergrößern (s. A 1 d), faßte Kurfürst August auch in Reinholdshain Fuß. Obwohl erst 1563 ein Gesetz erlassen worden war, wonach es Adligen verboten wurde, ihre Rittergüter durch Bauernbesitz zu vergrößern, scheute er selbst sechs Jahre später nicht vor dem Bauernlegen zurück. Er kaufte in zahlreichen Dörfern Bauerngüter auf und schlug sie zu seinen Vorwerken. Darunter befanden sich auch 9 Hufen in Oberhäslich „vnd zum theil in Ringelshain".

Der Dorfbach war noch bis zum Jahre 1930 für die kirchliche Zugehörigkeit eine Grenzlinie. Die Bauern der rechten Seite pfarrten zur Kirche in Reinhardtsgrimma, die der linken zu Dippoldiswalde.

Das nördlich der Straße Reinhardtsgrimma—Dippoldiswalde angelegte Vierseitgut bildete ein Vorwerk. Sein Besitz bestand aus Kurzstreifen und blockartigen Feldern und Wiesen. Es fällt durch sein Krüppelwalmdach auf. Eiserne Tore, Türen, Gartenpförtchen und Fenstergitter sind wohl erst in diesem Jahrhundert hinzugekommen. Der Schlußstein zeigt einen Sämann. Mächtige Linden stehen vor dem Gut. Die anderen Bauerngüter sind vorwiegend Drei- und Vierseithöfe. Die meisten besitzen massiven Unterbau mit aufgesetztem Fachwerk,

SLUB
Wir führen Wissen.

doch gibt es auch Gutshäuser aus massivem Steinbau. Als Baumaterial konnte A 2
Pläner aus der weiteren Umgebung verwendet werden. Die Satteldächer sind meist mit Ziegeln, einige auch mit Schiefer gedeckt. Hoftore in Mauern, andere mit Säulen und Kugeln, schließen Gehöfte ab (Abb. 9), und große Bäume, wie die Linden vor Nr. 21, 30 usw., beschirmen den Besitz. Das Erbgericht, ein Vierseithof an der Straße nach Reinhardtsgrimma, trägt einen Dachreiter mit Uhr. Die Wetterfahne verkündet den 1843 erfolgten Neubau des Wohngebäudes. Gegenüber dem Gasthof, an der Dreiteilung der Hauptstraße, steht die Schmiede, deren Konzession 1758 erteilt wurde. In dem mit Mansarden ausgestatteten Haus ist auch die Post untergebracht. Daneben ragt ein $1^1/_2$ m hohes Steinkreuz in lateinischer Form aus Sandstein auf.

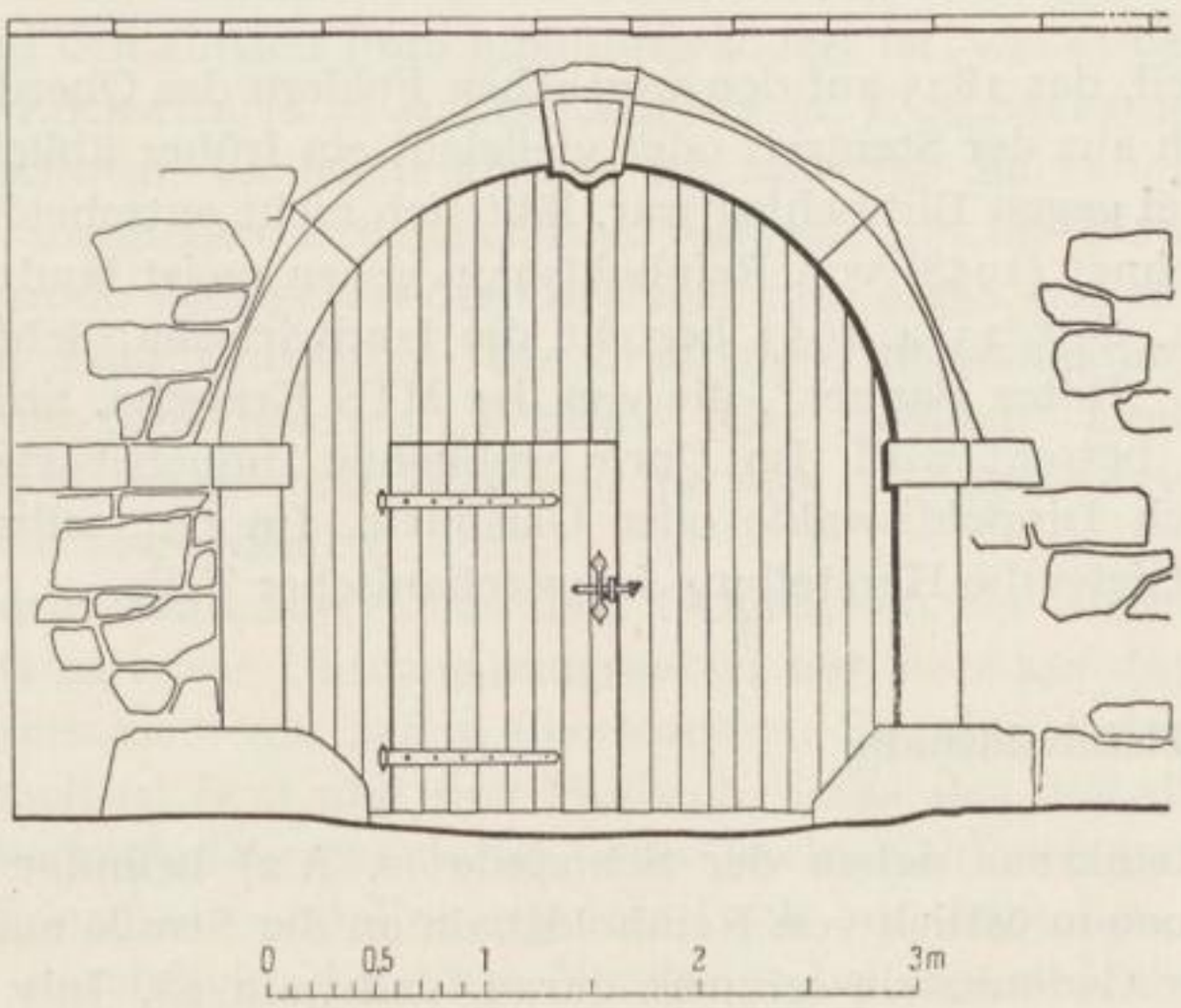


Abb. 9. Reinholdshain Nr. 23, Toreinfahrt

Mehrere Wasserläufe vereinigen sich zum Dorfbach, der im Unterdorf von links noch einen Nebenbach aufnimmt. Er fließt nach Norden weiter durch zwei große Teiche am Nordostrande der Dippoldiswalder Heide und dann durch Oelsa in die Weißeritz. Deshalb trägt er im ganzen den Namen Oelsa-Bach. 1625 heißt es von ihm für Reinholdshain, daß „ein jeder Nachbar einen tümpell zur Wässerung der Gräserey dienlichen und etwa wegen Feuersnot vor seinem hofe von alters her erbauet liegend hat". Mit dieser Bemerkung sollte offenbar eine besondere, sonst nicht übliche Eigenart in diesem Dorfe gekennzeichnet werden; darauf gehen also die zahlreichen großen und kleinen Teiche im Dorfe zurück.

Wo von der Dorfstraße nach Westen zu die Straße nach Dippoldiswalde abzweigt, liegt in dem südlichen Winkel eine noch verhältnismäßig gut erhaltene Wallanlage. Bei etwa 25 m im Durchmesser ist das Innere der kuppelförmigen

A 2 Rundung durch einen etwa 2 m breiten Graben und dann wieder von einem Erdwall umgeben. Der Baumbestand ist erst 1904 gepflanzt worden. Daß die Anlage zusammen mit denen von Luchau und Cunnersdorf als Schutzanlage für den Rittersitz in Reinhardtsgrimma gedient hat, ist eine bloße Vermutung.
An alten Wegen führten an der westlichen Flurgrenze von Norden nach Süden der Fürstenweg in Richtung auf Elend, durch die östlichen Felder drei Viehwege (Viebige) oder Viehtreiben und der Kirchsteig nach Reinhardtsgrimma.
Nach Reinhardtsgrimma zu finden wir bewachsene Halden, verbrochene Stollnmundlöcher und Bingen als Spuren ehemaligen Bergbaus, in Richtung Dippoldiswalde lag der „Thomas-Stolln". Noch Ende des 18. Jahrhunderts betrieb man den Bau „Die Gabe Gottes", in dem viel „Rotgiltigerz" gebrochen wurde. Dann aber stieß man auf die Ausläufer einer im Norden über dem Gneis lagernden Sandsteinplatte.
Ob das Steinbeil, das 1875 auf den westlichen Feldern des Oberdorfes gefunden wurde, wirklich aus der Steinzeit oder vielleicht ein früher übliches Donnerbeil als Schutzmittel gegen Blitzschlag war, läßt sich nicht entscheiden.
Die 543 Einwohner (1958) von Reinholdshain gehen meist landwirtschaftlicher Tätigkeit nach. Seit 23. 4. 1953 besteht die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft „Rotes Banner", die von der MTS Kreischa, Stützpunkt Reinhardtsgrimma, betreut wird. Im Dorfe wohnende Industriearbeiter fahren in die Werke nach Dippoldiswalde oder Glashütte. Im Ort selbst übernahmen einige Kleinbetriebe die Herstellung feinmechanischer Teile.

A 3 Denkstein bei Reinholdshain

Außer dem Steinkreuz neben der Schmiede (s. A 2) befindet sich noch ein weiteres fast 1000 m östlich von Reinholdshain an der Straße nach Reinhardtsgrimma. Dieser Gedenkstein erinnert daran, daß „am 18. July 1780 Fr. Joh. Rosina Sittin aus Reinhardtsgrimma" durch einen Blitz getötet wurde, wie einst die jetzt verwitterte Inschrift verriet. Das auf einem Sockel ruhende Marterl aus Sandstein — 90 cm hoch und 25 cm breit — renovierte 1837 der Gutsbesitzer Joh. Gottlob Böhmer.

A 4 Ochsenhübel (430,1 m)

Die Höhen südöstlich der Stadt Dippoldiswalde zu beiden Seiten der Straße nach Elend gipfeln im Ochsenhübel, dessen Name ähnlich wie der des Lämmerberges bei Elend auf einen Weideplatz hinweist.
Die Erhebung gehört dem sich sanft nach Nordwesten abdachenden Gneissporn zwischen der Weißeritz und dem Kreuzbach an, auf dessen unterer Flanke der südöstliche Teil von Dippoldiswalde angelegt ist. Am flachen Nordhang werden die Wiesen durch verschiedene Quellbäche entwässert, von denen der Kreuzbach wie auch die feuchten „Kreuzwiesen" mit ihren Namen noch an ein Steinkreuz

SLUB
Wir führen Wissen.

erinnern, das bei Höhe 412,1 m unter einer alten Linde stand. Im Gelände zwischen dem Ochsenhübel und den Bürgergärten der nahen Stadt wurden schon von der Mitte des 16. Jahrhunderts an lebhaft und regelmäßig Erze abgebaut. A 4

Tal der Roten Weißeritz **A 5**

a) Der Fluß

Die Rote Weißeritz hieß 1206 „flumen Bistrice", ein sehr häufiger slawischer Flußname, der „Wildbach" bedeutet. Diese Bezeichnung kommt noch heute in dem deutschen Namen der „Wilden Weißeritz" zum Ausdruck. Daß der Name von einem am Unterlauf, im alten slawischen Siedlungsraum gelegenen Ort herrührt und den ganzen Fluß hinaufgewandert ist, wie es bei den benachbarten Flüssen Lockwitz (s. B 4) und Müglitz (s. C 7) nachgewiesen werden konnte, trifft nicht zu. Vielleicht können wir aber für die Zeit der deutschen Besiedlung mit sorbischen Arbeitskräften rechnen, die im Dienste deutscher Herren mit ins große Waldgebiet des Osterzgebirges zogen und in ihrer Sprache den namenlosen Fluß benannten. Die deutliche Unterscheidung als „Rote" Weißeritz von der benachbarten „Weißen" oder „Wilden" kam erst auf, als die zahlreichen Pochwerke und Wäschen, die ihre Abfallprodukte in den Fluß entsandten, das Wasser röteten.

Die Rote Weißeritz wird zuerst aus dem Galgenteich bei Altenberg gespeist. Bis zum Eintritt in unser Untersuchungsgebiet hat sie 8 km durchlaufen und einen Höhenunterschied von 248 m überwunden. Sie nimmt dann rechts den Langen Grundbach (s. G 5) und den Fallbach, links den Pöbelbach (s. G 1), schließlich Ochsenbach, Obercarsdorfer Grundbach, Kohlbach (vom Kohlberg), Schwarzbach, Kreuzbach und Reichstädter Bach auf. Zwischen Kipsdorf und Dippoldiswalde durchfließt die Rote Weißeritz bei einem Höhenunterschied von 199 m 12,4 km, um sich nach weiteren 11,4 km mit der Wilden Weißeritz zu vereinen.

Wie alle größeren Täler des östlichen Erzgebirges ist auch das der Roten Weißeritz immer wieder von schweren Hochwasserfluten heimgesucht worden. Nach Knebel (1920) und Feststellungen anderer verzeichnet man seit 1445 über 50 solcher großen Überschwemmungen. Die meisten fallen in die niederschlagreichsten Sommermonate Juni und Juli, ferner auch in die Zeiten plötzlicher Schneeschmelze im Frühjahr, während September, Oktober und November frei von Hochfluten waren. Dabei wurden Stege und Brücken weggerissen, die früher allerdings meist aus Holz erbaut waren, auch Wehre zerstört und Mühlen, Wäschen und Hammerwerke vernichtet. Während man nach dem Hochwasser von 1583 noch darüber klagte, daß niemand zu Fuß oder zu Roß den Fluß überschreiten konnte, wurden mit der fortschreitenden Besiedlung des Tales die Schäden naturgemäß immer größer. So schwemmte im August 1700 der Ladenbach in Schmiedeberg 6 Häuser hinweg, aus denen die Menschen sich nur mit Mühe retten konnten. 1724 wurde der Fürstenweg (s. A 1 f) stark zerstört,

A 5 und 1753 hielt eine Flut im Februar 5 Tage an und verschlämmte unter anderem den Osterlammer Stolln völlig.

Besonders zahlreiche Nachrichten über Hochfluten sind aus der Stadt Dippoldiswalde erhalten. 1629 stand die nach dem Flusse zu gelegene Vorstadt völlig unter Wasser. Im alten Hammer an der Weißeritzbrücke ertrank ein Kind in der Wiege, und ein Mädchen kam auf der Aue um, als es noch Bleichgut retten wollte. 1767 war in Dippoldiswalde der gesamte Unterplan mit Sand und Steinen überschlämmt, und 1804 strömten die Fluten durch die Vorwerke im Grunde, hinter dem Friedhof bei der Nikolaikirche hinweg und in die Keller und Erdgeschosse der unteren Vorstadt hinein.

Das große Hochwasser im Juli 1897 richtete hier wie auch sonst im östlichen Erzgebirge großen Schaden an und verursachte schwere Verluste. Ein fast einwöchiger Starkregen bedingte die höchste Wasserflut der beiden Weißeritzflüsse, der außer 19 Menschen 62 Wehre, 130 Brücken und 320 Häuser zum Opfer fielen. In einem zusammenfassenden Bericht von Knebel heißt es u. a. für Dippoldiswalde: „Die Feuerwehr war unermüdlich tätig, teils vor dem Einbruch des Wassers zu schützen, teils vor Eintritt der höchsten Flut gefährdetes Eigentum zu bergen, teils aus der Flut Tiere und Menschen zu retten. Erschwert wird die Hilfe durch den Abtrieb einzelner Brücken und Stege. Der Mühlgraben bei der Wäschebleiche zerreißt den Damm, und die Wasser setzen Garten und Grundstück des Lohgerbers Ulbrich unter ihre braunen Fluten. Da die Zufuhrbrücke fortgerissen worden war, wird aus den Gebäuden durch ein Fenster des Obergeschosses Frau Ulbrich auf vom Walksteig herübergelegten Leitern gerettet und ihr das Schicksal mancher in diesem Grundstück, dem alten Hammer, schon früher Ertrunkenen erspart. Bei der Rölligmühle sind die Schienen der Eisenbahn mitsamt den Schwellen seitlich und in die Höhe gebogen, die steinerne Eisenbahnbrücke aber zerstört. Von Ulberndorf bis Malter sind nur wenig Wiesen, Gärten und Felder in der Nähe des Flusses unbeschädigt geblieben."

Um den Hochwassergefahren entgegenzuwirken, riefen schon 1864 Stimmen nach einer Talsperre für die Rote Weißeritz. 1891/92 war ein Verein der Weißeritz-Talsperren-Genossenschaft gegründet worden, dem es gleichzeitig um eine Sperre im Tal der Wilden Weißeritz zur Trinkwasserbeschaffung ging. Aber erst 1909, also reichlich lange nach der großen Katastrophe von 1897, brachte man die Baugelder für den Bau der Talsperre bei Malter auf. 1913 wurde diese geweiht. Eisenbahn und Straßen mußten verlegt und höhergeführt, der ganze untere Ortsteil von Malter mit 44 Gebäuden sowie einzelne Häuser von Paulsdorf und Dippoldiswalde geopfert werden. Die Vorsperre reicht bis an das Stadtgebiet heran. Für das Weißeritztal oberhalb von Dippoldiswalde bestehen die früheren Gefahren allerdings noch, doch sind Pläne für kleinere Sperren bei Schellerhau und im Pöbeltal vorhanden.

Der Abfluß der Roten Weißeritz wird, ehe das Wasser die Talsperre Malter erreicht, durch einen Schreibpegel in Dippoldiswalde gemessen. Aus den aufgezeichneten Wasserständen und der bekannten Größe der entsprechenden Abflußgeschwindigkeit sowie des Flußquerschnittes ist die Abflußmenge in

m³/sec. zu errechnen. Die langjährigen Beobachtungen in den Jahren 1915—1953 ermöglichen, mittlere Monatswerte der beobachteten niedrigsten (NQ), mittleren (MQ) und höchsten Abflußmengen (HQ) aufzustellen (Abb. 10). Dabei zeigt der mittlere Abfluß lediglich das Schneeschmelzhochwasser (Januar und März/April), während der höchste Abfluß das nur gelegentlich auftretende Hochwasser der sommerlichen Unwetter verdeutlicht. A 5

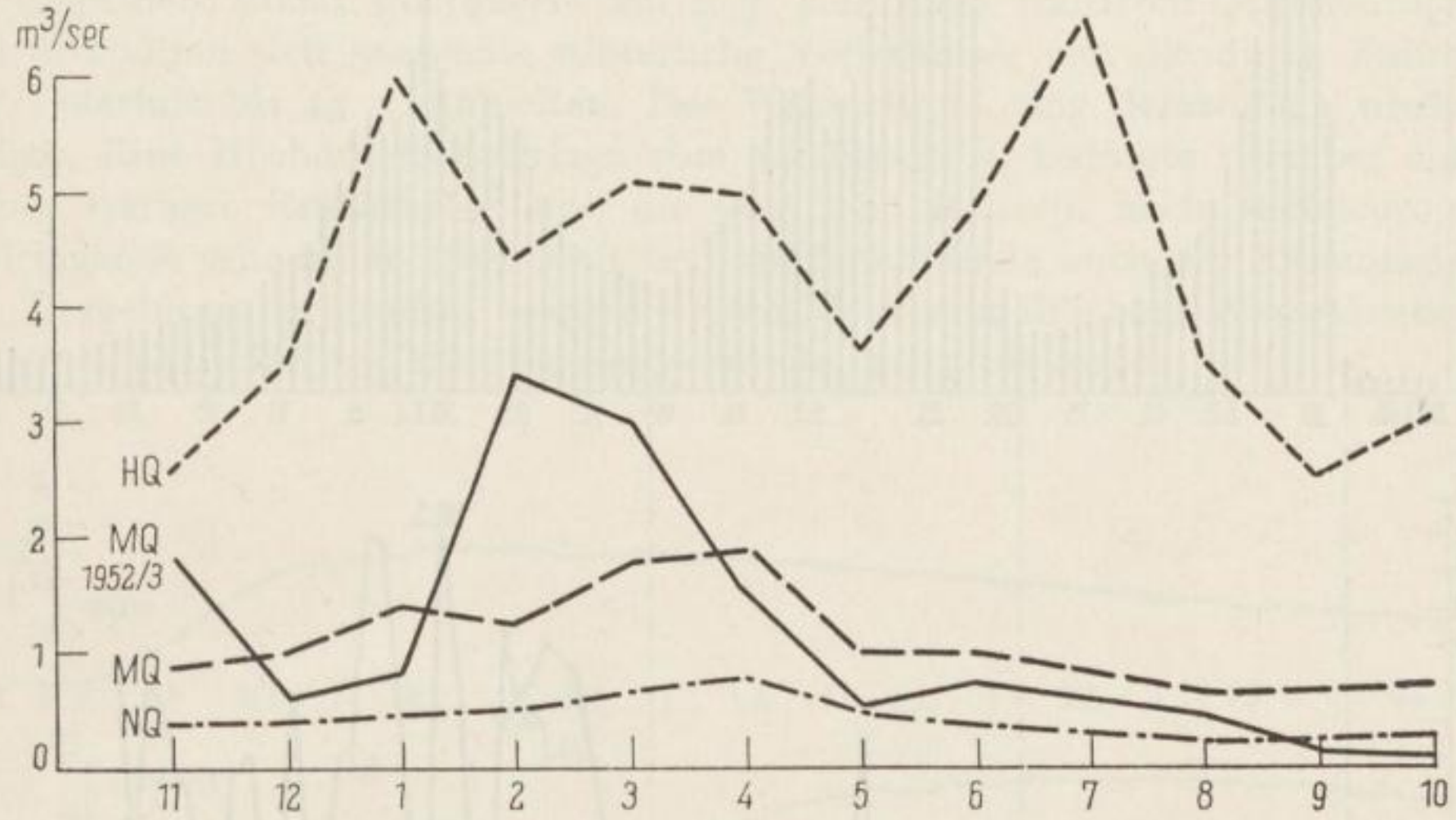


Abb. 10. Mittlere Monatsabflüsse der Roten Weißeritz 1915—1953 und tatsächlicher Abfluß vom 1. 11. 1952 bis 31. 10. 1953, Pegel Dippoldiswalde

HQ = Höchstes Mittel, MQ = Mittlerer Abfluß, NQ = Niedrigstes Mittel

Wie sehr diese Kurven nur die Mittelwerte zahlreicher, ganz verschieden verlaufener Abflußjahre darstellen, lehrt die Beobachtung eines bestimmten Jahres. 1953 zeigt in den Monatsmitteln eine klare Hochwasserspitze in den Monaten Februar und März, nur eine geringe Erhöhung des Abflusses im Juni und ein weiteres Maximum in dem normalerweise geringen Abflußmonat November.

Greifen wir die Wasserspitze der Monate Februar—April heraus und betrachten noch die tatsächlich gemessenen täglichen Abflußmengen, so wird das wirkliche Flußregime noch sichtbarer. Es zeigt drei höhere Wasserstandsperioden, die sehr deutlich die in diesem ausgehenden Winter herrschenden Wetterlagen widerspiegeln (Abb. 11). Die Witterung im Monat Januar war überwiegend von Polarluft beeinflußt, hatte stark winterlichen Charakter, und es entstand vom 2. bis 8. 1. in ganz Sachsen eine geschlossene Schneedecke, die sich bis Ende des Monats hielt. Dementsprechend war der Abfluß auch in der Roten Weißeritz gering. Erst am 27. 1. folgte Westwetter, das milde Meeresluft in den Kontinent führte. Bis in die höchsten Lagen setzte Tauwetter ein, das im

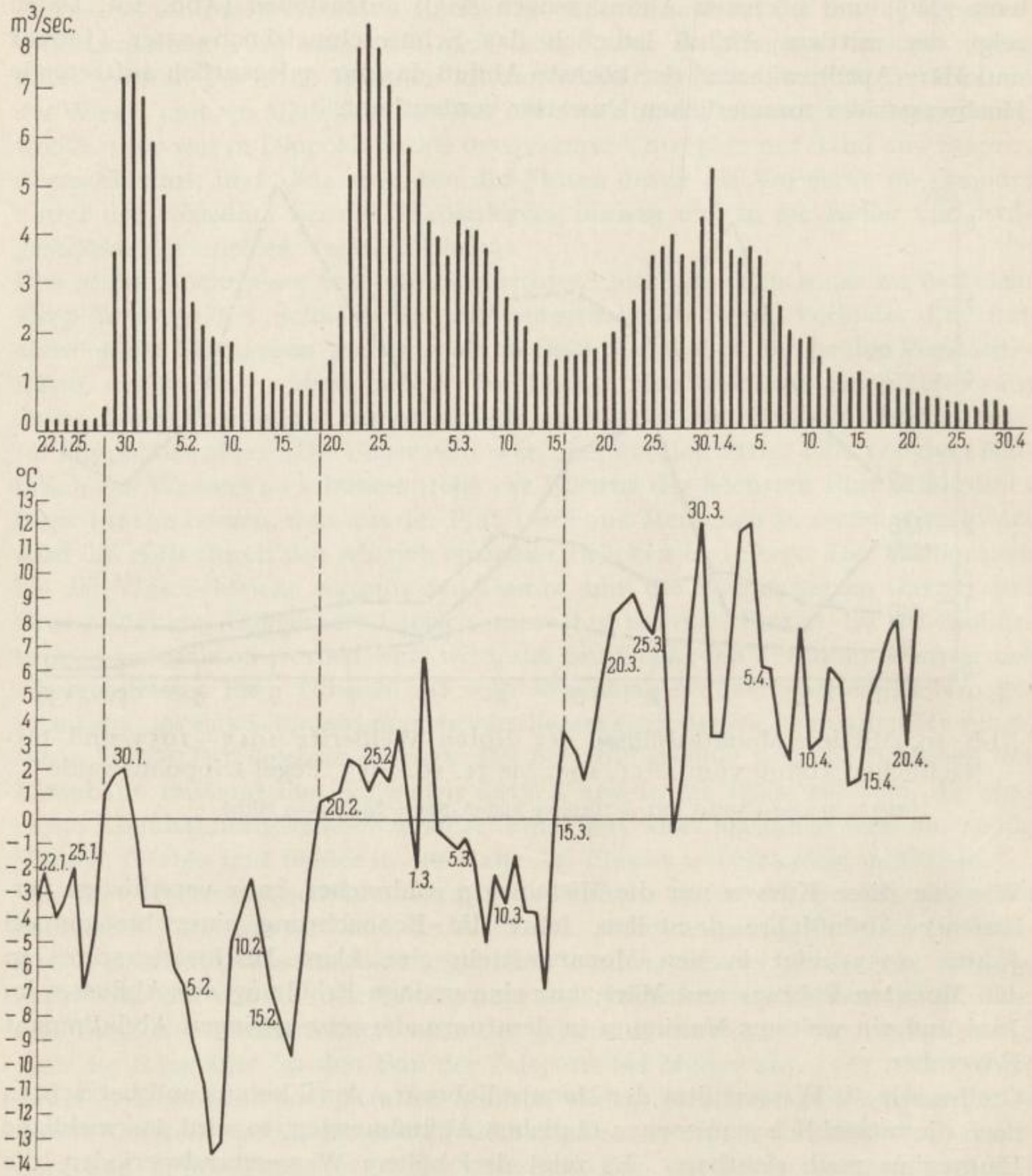


Abb. 11. Täglicher mittlerer Abfluß der Roten Weißeritz vom 22. 1. bis 30. 4. 1953 am Pegel Dippoldiswalde (oben) in Beziehung zu den Tagesmitteltemperaturen, Station Geisingberg (unten)

Gebirge die Schneedecke stark zusammensinken ließ und sich in unserem Fall im Ansteigen der Wassermenge der Weißeritz bemerkbar machte. A 5

Vom 1. bis 8. 2. entstand durch Polarluft wieder Frostwetter und Schneefall. Durch den Aufbau eines winterlichen Hochdruckgebietes herrschte östliche Kaltluft vor. Störungen aus dem isländischen Raum führten ab 18. 2. milde Luftmassen heran. Das einsetzende Tauwetter brachte schon ab 19. 2. der Roten Weißeritz ein erneutes Ansteigen des Wasserstandes.

Im folgenden Monat überquerte am 7. 3. eine neue Kaltfront Mitteleuropa, und es stellten sich nochmals winterliche Verhältnisse ein, die durch Zufuhr von Polarluft bis 13. 3. anhielten. Der Wasserstand ging demzufolge wieder zurück. Eine Hochdruckwetterlage vom 14. bis 26. 3. bedingte tagsüber eine immer stärkere Erwärmung, und die vom 27. bis 31. 3. nach Mitteleuropa eindringende sehr milde Meeresluft ließ am Monatsende auch die Kammlagen des Erzgebirges schneefrei werden. Nach dem allmählichen Wasseranstieg der Weißeritz seit 16. 3. fällt die Spitze am 30./31. 3. ins Auge.

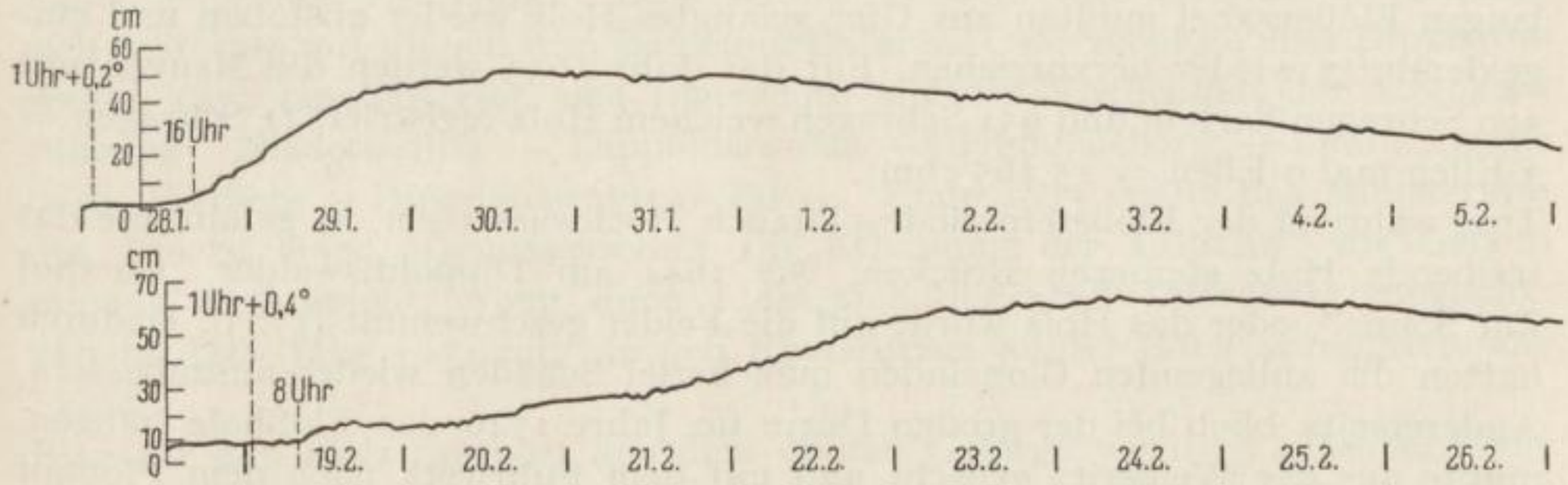


Abb. 12. Aufzeichnung des Pegelschreibers Dippoldiswalde, Wildbett der Roten Weißeritz, mit Vermerk der ersten positiven Temperaturmessung am Geisingberg und dem Beginn des Wasseranstiegs in Dippoldiswalde

Sehr aufschlußreich ist die Gegenüberstellung der täglichen Abflußmengen dieser Periode mit den Tagesmitteltemperaturen des Geisingberges. Den Tagen mit über den Gefrierpunkt ansteigenden Temperaturen entsprechen die geschilderten erhöhten Abflüsse, während Mittel unter 0° einen Rückgang des Wasserstandes bedingen.

Letztlich zeigt eine Kopie des Pegelschreibers Dippoldiswalde (Abb. 12) zwei verschiedene Arten des Hochwasserabflusses. Während Ende Januar der Wasserstand sehr schnell anstieg, setzte die Wasserwelle um den 20. 2. nur allmählich ein. In beiden Fällen war der Beginn des erhöhten Abflusses in Dippoldiswalde nach 15 bzw. schon nach 7 Stunden zu bemerken, nachdem am 16 km entfernten Geising die ersten Temperaturen über dem Gefrierpunkt gemessen worden waren.

SLUB
Wir führen Wissen.

A 5 b) Flößerei

Nahezu drei Jahrhunderte lang betrieb man Holzflößerei, allerdings fast ausschließlich als Scheitertrift, auf der Weißeritz zwischen den großen Gebirgswäldern und der Landeshauptstadt. Das geflößte Brennholz war u. a. bestimmt für die kurfürstlichen Küchen, die Münze, die Schmelzhütten, das Gießhaus, das Destillierhaus und das Zeughaus. Ab und zu verraten die Akten, daß auch Hofbeamte Deputat davon erhielten, obwohl 1618 in einer Verlautbarung bekanntgegeben wird, daß die Holzflöße „für die Festung Dresden und der Bürgerschaft zum Besten angerichtet" sei. Aber auch das Hammerwerk in Schmiedeberg erhielt über die Weißeritz Holz zugeflößt.
Schon 1521 hatte Herzog Georg die Weißeritzflöße einrichten lassen, die auch die Wilde Weißeritz umfaßte. Auf ihr sammelte man Erfahrungen, die bei der Wiederherstellung der Freiberger Flößanlagen (1534) zu verwerten waren (Wilsdorf 1960). Zuerst an der Elbe in Dresden, später in Plauen im Floßhof, wurde das angeschwemmte Holz gestapelt und verwertet. Holzrechen an verschiedenen Stellen des Flußlaufes sammelten die Scheite, Gehilfen mit der langen Flößergabel mußten ans Ufer gelangtes Holz wieder abstoßen und eingeklemmtes wieder hervorziehen. Für das Jahr 1655 werden die Mengen mit 370 Schragen hartem und 951 Schragen weichem Holz registriert (1 Schragen = 3 Ellen mal 9 Ellen = 15,165 cbm).
Trat während der Flößereiperiode plötzlich Hochwasser ein, so gefährdete das treibende Holz steinerne Brücken, wie 1644 am Dippoldiswalder „Gasthof Zur Sonne", oder das Holz wurde auf die Felder geschwemmt (1723). Dadurch hatten die anliegenden Gemeinden mancherlei Schäden wieder auszubessern. Andererseits blieb bei der großen Dürre im Jahre 1746 das Floßholz hängen, mußte aus der Weißeritz gefischt und mit dem Fuhrwerk nach dem Floßhof gebracht werden. 1791 türmten sich die Klötzer im vereisten Fluß besonders an den Wehren auf. Um dem Holzdiebstahl zu begegnen, erließ die Landesregierung Verordnungen mit Androhung schwerster Strafen. 1636 wurde das Wegtragen des Floßholzes mit 10 Gulden Strafe oder 8 Tage Haft „auf jedes Scheit, jeden Knüppel oder jedes Spreißel" belegt. Auch sollte dem Dieb das gestohlene Holz auf den Rücken gebunden und er in einen Korb gesetzt und „anderen zum Exempel und Abscheu" mit der Wippe wiederholt in die Weißeritz getaucht werden.

c) Verkehr

Wie in den meisten Erzgebirgstälern ist auch durch das Weißeritztal eine Verkehrsverbindung wegen der Hochwassergefahren sehr spät entstanden. Selbst Straßen, die am Flusse liegende Orte miteinander verbanden, führten über die Höhen, die Hauptwege fast genau auf den Wasserscheiden entlang (s. A 1 f, A 19, B 10, D 7, G 3, G 11). Erste Wege im Tal baute man vor allem zwischen den einzelnen Mühlen, den bergbaulichen Wäschen und Pochwerken. Erst 1832 begann der Bau einer Talstraße von Dresden nach Dippoldiswalde

SLUB
Wir führen Wissen.

und von da nach Altenberg im Zuge der heutigen Fernverkehrsstraße 170. A 5
Dabei wurden vielfach alte Schlackenhalden, z. B. von der Schmelzhütte bei der Graupenmühle, ferner solche von Ulberndorf und Obercarsdorf als Baumaterial verwendet. 1842 war die Verbindung bis Schmiedeberg fertig, 1846 folgte die Fortsetzung weiter flußaufwärts.

Langwierige Verhandlungen waren nötig, um eine Eisenbahnlinie durch das Weißeritztal zu schaffen. Im letzten Viertel des Jahres 1865 begann man mit ersten Erörterungen über eine Eisenbahnverbindung zwischen Dresden und Nordböhmen über Dippoldiswalde oder Frauenstein. Aber die kurz darauf folgenden Kriegsjahre 1866 und 1870/71 hemmten jede weitere Planung. Deshalb lag Dippoldiswalde noch 1870 abseits vom Verkehr, und um wichtige Nachrichten rascher zu erfahren, ließ der Besitzer der Weißeritzzeitung auf eigene Kosten große Ereignisse durch Eilboten, einen Dresdner Sänftenträger in gelber Frackuniform, im Volksmund „Kanarienvogel" genannt, übermitteln. 1871 entstand eine tägliche Privatpostverbindung von Dippoldiswalde nach Klingenberg zur Hauptbahnlinie Dresden—Reichenbach, etwas später nach dem näher gelegenen Haltepunkt Edle Krone. Eine private Gesellschaft befaßte sich weiterhin mit Plänen zum Bau einer Bahn ins Osterzgebirge über Dippoldiswalde. 1872 beschäftigten sich Ingenieure mit der Möglichkeit der Streckenführung Niedersedlitz — Dippoldiswalde — Schmiedeberg — Landesgrenze oder Freiberg — Dippoldiswalde — Pirna. Ende 1873 stellte das Ministerium des Innern einer „Genossenschaft für Erbauung der Talbahn" die Genehmigung in Aussicht, wenn diese Linie sich der Stadt Altenberg möglichst nähere. Das Jahr 1874 mit starken Kursstürzen an der Börse vernichtete alle Pläne.

Eine für den Holztransport aus dem oberen Gebirge wichtige Eisenbahnlinie entstand zunächst nur im Tal der Freiberger Mulde zwischen Freiberg und Bienenmühle, die später bis Moldau verlängert wurde. Dadurch ging der starke Fuhrwerksverkehr durch das Weißeritztal zum Schaden für Dippoldiswalde und für die an der Dresdener Straße gelegenen Orte stark zurück. Erneute Erörterungen für den Bahnbau nach Dippoldiswalde zogen sich abermals sehr in die Länge, bis Ende 1879 den Ständen ein Vorschlag zum Bau einer Schmalspurbahn von Hainsberg im Weißeritztal bis Schmiedeberg zuging. Sie wurde am 11. Februar 1880 von der 2. Ständekammer, am 2. März von der 1. genehmigt. Am 16. Juli 1881 vollzog man bei der Rabenauer Mühle den ersten Spatenstich. Verhältnismäßig rasch ging der Bau trotz mancherlei Geländeschwierigkeiten voran, so daß am 30. Oktober 1882 die Einweihung der Linie Hainsberg—Dippoldiswalde—Schmiedeberg erfolgen konnte. Fast ein Jahr später, am 3. September 1883, konnte auch die Reststrecke bis Kipsdorf eröffnet werden.

Die Länge der Strecke von Hainsberg bis Kipsdorf mit einer Spurweite von 0,75 m beträgt 25,5 km, der Höhenunterschied 355,25 m. Die stärkste Steigung liegt mit 1:58 auf 948 m Gleisanlage im Rabenauer Grund. 27 Brücken sind insgesamt zu überfahren.

SLUB
Wir führen Wissen.

A 5 Seit 1906 gelangten auch die unterdessen im Tale entstandenen Industriebetriebe durch Eröffnung des Rollbockverkehrs in die Lage, ohne Umladen in Hainsberg beim An- oder Abfahren von Rohmaterialien oder Fertigware rascher und billiger zu liefern. Eine kurz vor dem ersten Weltkrieg geplante Anschlußbahn durch das Pöbeltal bis Holzhau verrät sich noch durch angefangene Streckenbauten. Unterdessen haben schnellere Verkehrsmittel den Wert der Schmalspurbahn stark gemindert, und der eilige Reisende oder der über Kipsdorf hinaus bis Altenberg und Zinnwald Strebende benutzt lieber die Autobusse des Staatlichen Kraftverkehrs. Auch der Transit- und Touristenverkehr zwischen der DDR und der ČSSR über Zinnwald vollzieht sich auf der neben der Eisenbahn hinführenden Fernverkehrsstraße durch das Weißeritztal.

A 6 Elend,

ein kleines Dorf südöstlich von Dippoldiswalde, gehört seit 1950 als Ortsteil zu Ulberndorf. Seine Flur liegt 420—450 m hoch. 1529 wird das Dorf erstmals „das Elend" [mhd. ellende = das andere, außerhalb der Markung (Dippoldiswalde) liegende Land] genannt. Ursprünglich bestand hier nur ein einzelnes Gut, ehemals als Vorwerk bezeichnet, das im 16. Jahrhundert Schäferei mit 1000 bis 1500 Schafen war. Einige erdgeschossige Häusleranwesen dürften noch auf die Vorwerkwirtschaft zurückgehen. Doch entwickelte sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, nach der Auflösung des Vorwerks, ein Abbau an der Straße Dippoldiswalde — Oberfrauendorf — Altenberg. Alte Gemarkungskarten lassen erkennen, daß sich die heute 68 ha große Flur aus Streifenparzellen und den Feldblöcken des Vorwerks zusammensetzte.

An dem Kirchsteig nach Dippoldiswalde, der zwischen dem Ochsenhübel (s. A 4) und dem Lämmerberg (bei den nördlichen Häusern von Ulberndorf) hinabführt, lagen sieben Teiche, von denen nur noch drei bestehen.

An der Stelle des Vorwerks steht heute der Dreiseithof Nr. 24, der 1961 baulich erneuert wurde und als Schäferei der LPG Rotes Banner Reinholdshain Verwendung findet. Sein Wohnstallgebäude besitzt ein Krüppelwalmdach. Außer einem weiteren, kleinen Dreiseithof, der die oberdeutsche Dachform aufweist, finden wir nur noch Zweiseit- oder Eindachhöfe. Bei ihnen herrscht das landesübliche Satteldach vor. Es wurde vielfach als Folge von Hausanbauten weit herabgezogen und ist mit Schiefer oder Zementziegeln gedeckt. Die Anwesen 9, 12 und 14 zeigen in ihren Obergeschossen gepflegtes Fachwerk, das sonst verschalt, verputzt oder durch Massivbau ersetzt wurde. Die Scheunen, vorwiegend aus Brettern errichtet, besitzen zum Teil Hocheinfahrten.

Heute verbindet die genossenschaftliche Arbeit alle landwirtschaftlichen Betriebe. Die maschinelle Betreuung steht dem MTS-Stützpunkt Dippoldiswalde zu, der 1955 auf dem Gelände eines Neubauerngehöftes an der Straße Dippoldiswalde — Oberfrauendorf eingerichtet wurde.

SLUB
Wir führen Wissen.

Ziegenrücken (428,4 m) **A 7**

Der Ziegenrücken, ein langer Sporn zwischen Weißeritz und Schwarzbach, war früher Gemeindeanger, auf dem in der Hauptsache Ziegen gehütet werden konnten. Aller sechs Jahre wurde die Erlaubnis dazu neu verlost. Im 16. Jahrhundert nannte man ihn auch Bockberg. In den Jahren um 1577 stellte man hier ohne größeren Erfolg Schürfversuche an.

Am östlichen Steilabfall zur Weißeritz, der mit Laubholz bewachsen ist, führt ein aussichtsreicher Weg entlang. Da er auf Betreiben von einem damaligen Stadtrat Frosch angelegt worden war, gab man ihm den oft mißverstandenen Namen „Froschleite".

Auf dem nördlichen Teil des Ziegenrückens, der Kessingerhöhe, hatte der Erzgebirgsverein für den Amtshauptmann von Kessinger (1877—1891 in Dippoldiswalde) einen Gedenkstein errichtet, von dessen Platz aus man gut die südliche Stadt einsehen kann. Ein weiterer, heute verschwundener Stein sollte an Kämpfe während des Siebenjährigen Krieges erinnern. In den Jahren 1761—1763 lagen sich, durch die Weißeritz getrennt, in Winterlagern Kaiserliche, Österreicher und Reichsarmee am rechten Ufer und Preußen am linken gegenüber. Teilweise noch erhaltene Schanzen, die sich bis an den Westabhang des Kohlberges über Ulberndorf erstrecken, und ein früher bei Höhe 435,6 besonders bezeichnetes Ulanengrab deuten ebenfalls auf diese Jahre hin.

Am Fuße des Ziegenrückens lag ein Vorwerk, dessen „rechte, nutzen, wyrden vnd zugehorungen" schon 1424 den Bürgern zu Dippoldiswalde zugeteilt wurden, ähnlich wie das weiter flußaufwärts gelegene Vorwerk Wolframsdorf in Ulberndorf (s. A 8).

Ein Zweig der alten Straße von Frauenstein über Obercarsdorf nach Dippoldiswalde führte nicht in einem der beiden benachbarten Täler, sondern über den Ziegenrücken hin.

Ulberndorf, Krs. Dippoldiswalde, **A 8**

grenzt im Süden an die Flur der Stadt Dippoldiswalde. In nur einer Reihe finden wir die Güter auf dem flach geböschten rechten Uferrand der Weißeritz. Die Waldhufenstreifen ziehen sich nach Südosten zu über Talberg und Platte in Richtung auf die dichtbewaldeten Höhen des Kohlberges hinauf. Im Oberdorf steigen sie von 391,7 m bis 518,2 m Meereshöhe an, während sie sich im Unterdorf nur von 360 m bis 451,8 m erheben. Einige Talkerben gliedern die bebaute Flur: Der Kohlgrund entsteht aus mehreren kleinen Gründeln. Sein viel längerer linker Nebengrund, in dem die Hübelwiese entlangzieht, verläuft quer durch den Wald, etwa parallel zur Weißeritz. Der Viehbigweg steigt in einem anderen Seitentälchen hoch, das mit einer Stufe in das stärker eingetiefte Weißeritztal mündet.

SLUB
Wir führen Wissen.

A 8 In die sonst aus Freiberger Grauem Gneis aufgebaute Ulberndorfer Flur stößt das Ende einer Granitporphyrspalte vor, die sich nach Süden in einer Breite bis zu 2 km über Geising in das Gebiet der ČSSR verfolgen läßt.

Die Schreibweise des Dorfnamens hat sich vielfach geändert. 1350 lesen wir Alberndorf, 1422, 1445, 1476, 1479 und 1484 Olbirn- oder Olberndorf, 1548, 1582 und 1591 Mulbendorf, 1564 und 1652 Moldendorf, 1567 und 1574 Muldendorf, 1589 Mülbendorf, 1552 Vlmendorf, 1560 und 1582 Vlbendorff und erst ab 1609 und 1638 ziemlich einheitlich Vlberndorff und Ulberndorf.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an war Ulberndorf immer Amtsdorf und pfarrte auch nach Dippoldiswalde. Dem Meilenblatt von 1784 zufolge gab es 1 Erb- oder Lehngericht, 1 Schmiede, 11 Bauern, 11 Häusler, die Obermühle mit 2, die Niedermühle mit 2 Mahlgängen und 1 Schneidegang sowie 1 Berghuthaus, das nach anderen Akten schon 1564 erbaut wurde. Auf dem Flurkroki von 1835 findet man noch eine holländische Windmühle und in 2 Gründen je 1 Kalkofen.

Der Einfall des kaiserlichen Feldherrn Holk am 4. September 1632 verursachte in der Ulberndorfer Niedermühle solche Schäden, daß sie „dermaßen ruiniret wurde, daß fast nicht ein Stein darauf, sondern die bloße area und baustelle noch zu sehen" war. Noch fast ein halbes Jahrhundert lang lag sie darnach wüst. Außerdem waren an diesem Tage in Ulberndorf die Besitzungen von 4 Hüfnern, 3 Gärtnern und 1 Häusler vernichtet worden. Auch das Vorwerk wurde verwüstet, das in der Geschichte des Ortes neben den Mühlen, Poch- und Schmelzwerken eine besondere Rolle spielte. Im Gegensatz zu dem Vorwerk Ziegenrück nannte man es Wolframsdorf. Es gehörte zu den kurfürstlichen Vorwerken rings um Dippoldiswalde (s. A 1 d).

Dem Landesherrn stand auch die Nutzung an „dem geholcze am kolberge" und an der Fischerei in der Weißeritz zu. In diesem Zusammenhang werden 1404 Markgraf Wilhelm und 1484 Herzog Albrecht genannt. Auch Adlige ließen sich mit diesen Rechten belehnen, so 1405 die Gebrüder Kuneken aus Freiberg, 1477 die Gebrüder Muntzer aus Lauenstein, 1479 die Gebrüder Theler aus Höckendorf. Von 1485 an verfügte das Geschlecht von Maltitz darüber, das über Ulberndorf auch die Grundherrschaft ausübte. Mehrfach wurden die Einwohner so von einem Grundherrn zum andern verkauft, verpfändet, verschenkt. 1569 kaufte Kurfürst August selbst das ganze Dorf mit 13 Hüfnern, 9 Gärtnern und 4 Häuslern und setzte zur besseren Kontrolle auf dem Vorwerk Verwalter oder Vögte ein.

Als altes metallverarbeitendes Werk ist das Pochwerk „Heilige Drei Könige" zwischen Ulberndorf und Obercarsdorf zu nennen. 1762 war es durch in Ulberndorf lagernde österreichische Soldaten vollständig zerstört worden, so daß es 1765 wieder aufgebaut werden mußte. Bald stellte man es von Holzkohlenfeuerung auf Verbrauch von (Freitaler) Steinkohlen um. Aus dem Werk ging später eine Pappenfabrik hervor, die noch heute als VEB Hartpappenwerk Dippoldiswalde das wichtigste Industrieunternehmen im Orte ist.

SLUB
Wir führen Wissen.

Steinkreuz Flurgrenze Niederfrauendorf A 9

An der Flurgrenze zwischen Ulberndorf und Niederfrauendorf liegt an der östlichen hohen Straßenböschung, versteckt unter Rosendornstrauch und niederen Espen, ein unregelmäßig geformtes Steinkreuz. Die Höhe des noch aus dem Erdboden herausragenden Teiles beträgt 1,05 m, die Breite 0,90 m. Einritzungen mögen Stichwaffen dargestellt haben, sind aber jetzt stark verwittert. Man zählt es zu den mittelalterlichen Sühnekreuzen, die gewöhnlich von einem Vergleich zwischen den Familien oder Sippen von Ermordeten und Mördern zeugen.
Unweit des Steinkreuzes steht auf Ulberndorfer Flur seit 1846 an der Straße nach Oberfrauendorf bei km 2,8 eine 2 m hohe Wegsäule mit Haube. Sie zeigt zwei Wege nach Dresden (25 km) über Reinholdshain oder über Dippoldiswalde und weist nach Süden über Oberfrauendorf nach Altenberg. Wir befinden uns hier auf der alten Straße, die die Verbindung von Dresden nach Altenberg herstellte (s. D 7).
1956 wurde auf einem Feldstück, ganz in der Nähe des Steinkreuzes, eine feingoldene Münze gefunden (2,3 cm Durchmesser, 3,4 g Gewicht). Sie ist ein Dukaten der niederländischen Grafschaft Overyssel aus dem Jahre 1608.

Frauenberg (501 m) A 10

Zwischen Ober- und Niederfrauendorf durchzieht ein von WSW nach ONO gerichteter kräftiger Quarzporphyrgang die Gneishochfläche und bildet infolge seiner starken Widerstandsfähigkeit gegen die Kräfte der Verwitterung am Frauenberg eine auffällige Kuppe, die vom benachbarten Roten Stein (494,5 m) durch den Lockwitzbach getrennt wird. Die Aussicht von beiden Höhen ähnelt der vom nahen Kohlberg und wird ebenso wie dort im Norden von dem Höhenzug Quohrener Kipse—Hermsdorfer Höhe—Wilisch begrenzt (s. D 2).
Am Nordabfall des Frauenberges erkennt man noch Halden aus dem 16. Jahrhundert, als in der „Bergmanns Hoffnung Fundgrube" Zinnerzbergbau getrieben wurde. Auch ein Stolln steht noch offen. Er hat nach KÜHNE eine Gesamtlänge von etwa 400 m, ist jedoch unter Wasser gesetzt und nur noch wenige Meter gangbar. 1584 wollte Wolf von Schönberg für sein Zinnbergwerk am Frauenberg eine neue Zinnhütte errichten lassen, da eine kurfürstliche kurz zuvor für Augsburger Gewerken zur Silberhütte umgebaut worden war. Doch der Plan zerschlug sich, da vermutlich die Fördermengen aus den Bergwerken um Frauendorf zu gering waren. Für die Zeit zwischen 1559 und 1678 werden noch eine ganze Reihe von Gruben im Gebiet um den Frauenberg und um Frauendorf verzeichnet, die aber wohl alle nicht lange in Betrieb gewesen sind. 1664 wird die Frauendorfer Mittelmühle als „Pochstatt" geführt.

Schule zu Frauendorf A 11

Als Ober- und Niederfrauendorf sich auf Grund des Volksschulgesetzes von 1835 zu einer Schulgemeinde vereinigten, errichtete man das Schulhaus genau

A 11 auf der Flurgrenze zwischen beiden Orten am Fuße des Frauenberges. Die Schulbezirke mußten so begrenzt werden, daß der Weg für die Kinder nicht mehr als eine halbe Stunde betrug.

B 1 Schrammberg

Die Straße Reinhardtsgrimma—Reinholdshain führt westlich vom Fichticht über den bis etwa 400 m ansteigenden Schrammberg. Dem Untergrund aus Freiberger Grauem Gneis lagern vor allem an den Flanken der Erhebung kreidezeitliche Sedimente auf (s. B 2), die Waldflecken und Buschwerk tragen. Ob die Bezeichnung der Höhe von einem Personennamen oder dem bergmännischen „Schram" = tiefer Einschnitt, Riß, Spalte herrührt, ist nicht nachzuweisen. 1664 wird von hier zwar ein Bergschacht genannt, doch ist heute von diesem „Einschnitt" nichts mehr zu erkennen. Die nördlich angrenzenden Wiesen werden durch einen sich mehr und mehr einschneidenden Bach entwässert, der nach dem Hirschbacher Wasser strebt. Genau über den Schrammberg führte bis 1874 die Grenze zwischen den Ämtern Dippoldiswalde und Pirna.

B 2 Fichticht

Zwischen Reinholdshain, Reinhardtsgrimma und Hirschbach finden wir im Fichticht in Form von Blockwerk Ablagerungen aus der Kreidezeit. Sie gehören der Sandsteinbedeckung an, die sich in Resten auf dem Gneis des Erzgebirges bis zum Tharandter Wald erhalten hat. Aus den noch vorhandenen Einzelvorkommen (s. B 4, C 1) läßt sich erkennen, wie die ursprünglich einheitliche Sandsteinauflagerung durch die allgemeine Landabtragung aufgelöst worden ist.

Im Fichticht finden wir Reste des Unterquaders und der cenoman-turonen Übergangszone, auch Plenuszone benannt. Es sind teils fein-, teils grobkörnige, ja konglomeratische Sandsteinblöcke. Dicht östlich des Schrammberges fand Häntzschel (1933) im Sandstein weißen Schwerspat. Auch verschiedene versteinerte Muscheln wie *Pecten virgatus* und *Ostrea vesicularis* wurden entdeckt.

Das in südwest-nordöstlicher Richtung sich hinziehende Sandsteinvorkommen deckt sich mit dem Fichticht-Wäldchen, dessen Name auf die am häufigsten vorkommende Baumart hindeutet. Da die kreidezeitlichen Ablagerungen nur noch in Blockwerk, nicht aber in Form anstehenden Gesteins auftreten, staut sich über dem unterlagernden Gneis das Grundwasser und tritt mehrfach an der Oberfläche aus. Auch die Vegetation mit ihren häufigen Vorkommen an Bärlappgewächsen läßt die stärkere Bodenfeuchtigkeit erkennen. Verschiedene kleine Wasserrinnen vereinigen sich etwa in der Mitte des Fichtichts und fließen, der allgemeinen Abdachung folgend, nach Nordosten ab. Als Haselgrund strebt das Wasser dem Hirschbach zu. Ursprünglich erfolgte die Entwässerung offenbar unmittelbar nach Osten zum Lockwitzbach durch eine heute trocken-

SLUB
Wir führen Wissen.

liegende Kerbe. Das Fichticht bildet die Wasserscheide zwischen Roter Weißeritz und Lockwitzbach. B 2
Dort, wo die Straße von Reinhardtsgrimma über den Schrammberg nach Reinholdshain das Fichticht quert, waren einst Schächte des Bergbaus angesetzt.

Reinhardtsgrimma, Krs. Dippoldiswalde **B 3**

a) Orts- und Fluranlage

Ehe der Lockwitzbach den Höhenzug, der parallel zur Wendischcarsdorfer Verwerfung läuft, östlich vom Wilisch durchbricht, hat er eine kesselartige Weitung geschaffen, in der Reinhardtsgrimma liegt. Seine Bauerngüter wurden links und rechts vom Bach in hochwassersicherer Lage so am Hang errichtet, daß man von ihnen aus bequem die dazugehörigen Hufenstreifen erlangen konnte, die westlich bis zum Fichticht, nach Osten bis zum Hinteren Gründel, z. T. auch noch darüber hinaus bis an den Cunnersdorfer Bach reichen. Innerhalb dieses Reihendorfes bauten sich später in der ziemlich breiten Bachaue, die wie überall in deutschen Ansiedlungen dieser Gegend als Gemeindeweide galt, Handwerker und Häusler ihre Anwesen. Krausse weist nach, daß 1624 schon Schmied, Maurer, Zimmermann, Schneider und Schuhmacher vorhanden waren. Der erste Bäcker, der zugleich Müller war, wird für 1799 erwähnt. Bis dahin buk gewöhnlich jeder Haushalt sein Brot selbst. Vereinzelt findet man noch, wie auch in den Dörfern der Umgebung, Backofenanbauten, die aber nicht mehr ihren ursprünglichen Zweck erfüllen. Direkt am Bach lagen auch 4 Mühlen und 3 Gasthöfe.
Genannt wurde das Dorf anfangs, wie auch heute noch mundartlich, Grimme (s. C 3), aus dem nach einer Urkunde von 1206 die Brüder Reinoldus und Hugo de Grimme stammten. Sie und ihr Vater Reinhardt sind wohl die Gründer der Dörfer Reinhardtsgrimma, Reinholdshain und Hugesdorf (Hausdorf). Unser Ort wird in anderen Urkunden 1402 Reynardsgrymme, 1502 Reynersgrym geschrieben.
Auf die älteste Geschichte Reinhardtsgrimmas wirft ein numismatischer Fund ein bezeichnendes Licht. Im Herbst 1867 barg man auf Rittergutsgrund beim Roden eines Baumes einen Topf mit 2300 Brakteaten, einseitig geprägten Silbermünzen. Es handelte sich in der Mehrzahl um Stücke des Markgrafen Heinrich zu Meißen (1221—1288), die aus der Zeit von 1230—1260 stammen. Außerdem waren in dem Fund 36 böhmische Münzen 14 verschiedener Typen enthalten, einige mit Buchstaben C. S., C. V. und C. bezeichnet, ferner 4 Stück wahrscheinlich bischöflich-meißnische. Alles war mit wenig Ausnahmen vortrefflich erhalten. Gegen 400 sorgfältig in der Mitte halbierte Stücke bestätigen, daß man die Teilung nicht dem Zufall, sondern der Absicht zuzuschreiben hat, auf diese Weise Scheidemünzen zu bekommen. Wenn sich auch allerhand Vermutungen an diesen Fund knüpfen lassen, so beweist er zweierlei: Schon in

B 3 diesen frühen Jahrhunderten muß hier oder in nächster Umgebung ein wichtiger Verkehrsübergang zwischen Sachsen und Böhmen gewesen sein, zweitens sind damals Summen von enormer Kaufkraft in einer Hand gewesen; denn für diese Münzen hätte man fast 500 Kühe erwerben können (Bild 6a).

Durch das Dorf führen drei parallele Straßen: die südliche mit den großen Gutshöfen, dem Erbgericht, einem Gasthof und der Sparkasse bildet die Fortsetzung der im Lockwitzgrund angelegten Talstraße. Beim Erbgericht verläßt die Straße nach Reinholdshain und Dippoldiswalde das Dorf, am gegenüberliegenden Hang führt die nach Cunnersdorf und unterhalb der Schloßmühle eine zu den Buschhäusern empor. Zusammen mit den Querwegen bilden sie ein regelrechtes Straßennetz, das benachbarte Dörfer nicht aufzuweisen haben.

Schöne torgeschlossene Drei- und Vierseithöfe mit schmückenden und schützenden Bäumen erheben sich über die Einzelhäuser im Grunde. Sie wurden aus festen Bruchsteinen oder aus Sandsteinen des nahen Fichtichts und der Steinbrüche am Hohlen Stein östlich der Buschhäuser errichtet. Ihre Satteldächer deckte man meist mit Schiefer, wobei verschiedenfarbige Platten allerlei Muster hervorrufen. Die Eindachgebäude zeigen schlichte Bauweise. Der Besitzer des nach dem Türschlußstein 1839 erbauten Hauses Nr. 26 brachte 1957 in den Fächern des weißgestrichenen Obergeschosses ziegelrote Vogel- und Blumenornamente an. Am Hauptgebäude der früheren Schloßmühle (Nr. 12) erfreut gutes Fachwerk.

An der Seitenstraße durch die südlichen Häusergruppen befindet sich ein altes Steinkreuz aus Sandstein inmitten einer kleinen eingezäunten Rasenanlage. Es ragt 1,30 m über die Erde heraus, seine Arme sind 70 cm breit. Der Schaft, oben 19 cm, unten 25 cm dick, verbreitert sich ähnlich wie bei Malteserkreuzen. Da er zerbrochen war, fügte man ihn mit Klammern wieder zusammen.

Östlich des Hauptdorfes nahe dem Cunnersdorfer Bach entstand am Ende des 18. Jahrhunderts aus sieben kleinen Siedlungshäusern der Ortsteil „Neue Häuser" oder „Neuer Anbau". In der Flur deutet auch das mehrmalige Vorkommen des Flurnamens „die Folgen" im Süden, am „Folgenbach", „Folgenberg" am Weg nach Frauendorf und „Folgenfeld" im Norden an der Mündung des Hirschbaches in den Lockwitzbach auf spätere Rodungen hin. An charakteristische Pflanzenvorkommen erinnern Bezeichnungen wie: Kalte Eiche, Eichbusch, Birkenbusch, Birkenhübel, Lange Birken, Dornenwiese, Fichticht, Heide, Hahn (= Hain), Schwarzbusch, Haselgrund, Hopfgartenfelder, an die Weidewirtschaft Kuhmaul, Lämmerleite, Ochsenfleck, Tränkwiese, Sommerstall und Viebig. Auch auf Kalköfen, eine Krähenhütte und eine Schäferei weisen die Flurnamen hin.

b) Rittergut

Die Herrschaft über Dorf, Fluren, Bewohner, Kirche und Schule lag einst in den Händen der Besitzer des altschriftsässigen Rittergutes. Zeitweise war der Ort besitztumsmäßig jeweils für den „obir u. nider sedilhoff" auch in Ober- und Niederdorf getrennt.

Auf das hohe Alter des Oberhofes deuten noch heute die auf Quarzporphyr B 3
errichteten Kellergewölbe, auch dicke Mauern und Gewölbedecken. Vermutlich war er nach der Vereinigung mit dem Niederhof Brauerei. Diente das Bauwerk vor dem zweiten Weltkrieg verschiedenen Zwecken, so übernahm es 1946 das Dresdner Johannstädter Krankenhaus als Kindererholungsheim. 1952 ging es in die Betreuung des Kreiskrankenhauses Dippoldiswalde über. Jetzt nimmt das Haus etwa 50 tuberkulosegefährdete Kinder aus den Bezirken Dresden, Leipzig und Karl-Marx-Stadt auf.

Eine lange Reihe von Adelsfamilien ließe sich als Besitzer des Ritterguts von Reinhardtsgrimma nennen. Nicht alle wohnten am Ort, so nicht die Osterhausen von Lockwitz (Kauf 1621). Von den Geschlechtern, die längere Zeit die Herrschaft besaßen, seien die Karras (fast 200 Jahre) und die Tettau (über 100 Jahre) genannt.

Die von Karras gehörten im Mittelalter zu den reichsten und angesehensten Rittergeschlechtern Kursachsens. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert besaßen sie eine Reihe von Rittergütern im Raume zwischen Pirna und Meißen, die meisten wiederum zwischen Gottleuba- und Lockwitztal. Verschiedene Glieder der Familie standen in einflußreichen geistlichen und weltlichen Ämtern. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts muß ein plötzlicher wirtschaftlicher Niedergang des reichen Geschlechts erfolgt sein, wovon auch die Reinhardtsgrimmaer Linie betroffen wurde. Wolf Karras hatte beim Rate zu Dippoldiswalde und bei vielen wohlhabenden Bürgern erhebliche Schulden. Da der Rittergutsbesitzer sich dauernd weigerte, sie zu tilgen, mußte sich im Mai 1582 der Schösser von Pirna einschalten und Karras zur Zahlung nötigen. Sagenhaft wird der gesamte Rückschlag mit dem Verdacht in Zusammenhang gebracht, daß ein Karras der Meuchelmörder des Kurfürsten Moritz in der Schlacht bei Sievershausen 1553 gewesen sei.

Von den Tettaus hören wir 1682 in Akten über Streitigkeiten mit der Gemeinde wegen des Sterbelehns, 1687 wegen der Teichfuhren sowie 1728 über Differenzen mit den Untertanen wegen der Dienstleistungen. Erfahrungsgemäß zogen sich solche Prozesse bei den Obrigkeiten immer sehr lange hin und verliefen, meist ohne günstigen Bescheid für die Bauern, im Sande.

Dem ersten nichtadligen Besitzer von Reinhardtsgrimma, dem Erbauer des neuen Schlosses, Lippold, folgte der aus Holstein stammende Henning von Rumohr, der es aber nach wenigen Jahren 1788 wieder verkaufte. 3 Jahre vorher war ihm in Reinhardtsgrimma ein Sohn, Karl Friedrich Ludwig Felix von Rumohr, geboren worden, der in der Kunstgeschichte eine Rolle spielte. Die Inschrift auf seinem Grabdenkmal († 1843) auf dem Neustädter Friedhof in Dresden, das ihm von dem dänischen König Christian VIII. gewidmet wurde, rühmt seine Bedeutung: „Dem geistreichen Schriftsteller über Staats- und Lebensverhältnisse der Vor- und Nachwelt, dem Begründer eines tieferen Studiums der Kunstgeschichte des Mittelalters, dem vielseitigen Kenner früherer, dem edelsten Förderer neuerer Kunst . . .“. Rumohrs wichtigstes Werk waren die „Italienischen Forschungen“ (1827), in denen er neue Wege zur Erschließung

B 3 italienischer Kunst bis zur Zeit Raffaels beschritt. Die Kunstsammlungen in Dresden, Berlin und besonders die in Kopenhagen wurden nach seinen Anregungen neu geordnet.

Die Forderungen der „Erbherren" an die Bevölkerung ähneln in vielen Punkten denen anderer Rittergüter. Für beide Teile von Reinhardtsgrimma ist vom Jahre 1624 noch eine Gerichtsordnung vorhanden, die interessante Einblicke in die Lebensweise einer untertänigen und abhängigen Dorfbevölkerung gibt. Auf einem „Ehegeding" im Erbgericht wurden die einzelnen Anordnungen verlesen und die Bewohner durch einen Treueid darauf verpflichtet. Tinius gibt einige Auszüge dieser Urkunde: 1624 waren 17 Hüfner, 9 Gärtner und 27 Häusler im Oberdorfe und 7 Hüfner, 7 Gärtner und 17 Häusler im Niederdorfe dem Hans Georg von Osterhausen verpflichtet. Im ersten Teil der Gerichtsordnung maßt sich der Grundherr an, Geldstrafe oder Pranger jedem aufzuerlegen, der während des Gottesdienstes „bey dem Brandtwein oder Spillwinkel" sitzt oder „spatzieren" geht. Die gleiche Strafe drohte, wenn man am Tage des Abendmahls zechen ging. Wer den Text der 5 Hauptstücke nicht auswendig wußte, durfte zu keiner Gevatterschaft, Kindtaufe oder Gesellschaft geladen werden.

Das Erbregister legte auch die Dienste und Pflichten eines jeden Dorfbewohners fest. Die beiden Rittersitze mußten der Reihe nach von den Untertanen der drei genannten Dorfschaften „ohne alles entgelde" bewacht werden. Ihre Schafherden weideten von Michaelis bis Walpurgis auf den Gütern der Bauern. Da das Brauen und Schenken nur dem Erbherrn auf dem Oberhofe zustand, durften die Untertanen zur Fastnacht, zu Hochzeiten und Kindtaufen nur des Erbherrn Bier trinken. Sie hatten auch pro Schock Groschen des festgesetzten Wertes ihres Grundes jährlich 18 Pfennig Landsteuer abzugeben. Zinsen erhielt der Erbherr von ihnen in Form von Geld, Eiern und Hühnern. Zahlreich waren unmittelbare Dienstleistungen. Wenn der Erbherr baute, hatten die Anspänner der Reihe nach alle nötigen Fuhren unentgeltlich zu leisten. Sie mußten auch das Brennholz zum Ziegel- oder Kalkofen bringen. Gärtner und Häusler leisteten die Handdienste auf dem Bau ebenfalls ohne Lohn, und zwar jeder Gärtner 3, jeder Häusler 1 Tag. Das „Zufördern für die Maurer, Ziegeldecker, Zimmer Leute vndt dergleichen" mußte verlohnt werden.

Je nach Größe der Güter lagen auf ihnen $2^1/_2$ bis 7 Erbackertage und 2 Lohnackertage im Jahre für den Erbherrn. An diesen Tagen waren die Hüfner verpflichtet, bei Sonnenaufgang einzuspannen, und erst bei Sonnenuntergang endete das Tagewerk. Außerdem wurden jedem Bauern noch 5 bis 13 Rechentage, 1 Schafschurtag, 1 Bindetag und 1 bis 4 Sicheltage zugemutet. Die Gärtner hatten 5 bis 16, die Häusler 1 bis 7 erbliche Hand-, Schafschur-, Binde- und Sicheltage zu leisten. Das Essen, das alle vom Gut bekamen, war genau festgelegt. Reichte der Erbherr mit den Erb- und Frondiensttagen nicht aus, so mußten Häusler und Hausgenossen die Arbeit im Lohn verrichten.

Auch die Handwerker im Orte hatten in erster Linie Arbeiten für den Erbherrn auszuführen und durften nur mit seinem Wissen verreisen oder in anderen

SLUB
Wir führen Wissen.

Orten arbeiten. Die Kinder der Untertanen, „so sich sonsten vormieten", B 3
waren dem Erbherrn „für (vor) anderen off ein Jahr langk vmb das gewöhnliche Lohn zu dienen schuldig". Vollhüfner mußten selbst dann unentgeltliche Fuhren ausführen, wenn der Erbherr seine Tochter für die Hochzeit ausstattete. Als Beisteuer hatten sie dazu noch von jeder Hufe 1 Scheffel Hafer, 1 Schock Eier und 1 Henne abzugeben. Zur hohen Jagd waren alle verpflichtet, so oft man sie brauchte, nur Hasen und Füchse jagten Hüfner und Gärtner allein, hatten aber das erlegte Wild gegen Bezahlung beim Erbherrn abzuliefern.

c) Schloß (Bild 4)

Der ursprüngliche Niederhof befand sich, von einem Wassergraben umgeben, nur wenig unterhalb des heutigen Schloßgebäudes. Da er im 18. Jahrhundert recht baufällig geworden war, ließ der Kammerrat Johann Christoph Lippold, der das Gut von den im Siebenjährigen Krieg verarmten Tettaus gekauft hatte, den Hof abtragen und ein neues Schloß errichten. Architekt war Oberlandbaumeister Johann Friedrich Knöbel (1724—1792).

Der Grundriß (Abb. 13) des zweigeschossigen Baues ist U-förmig. Der Ehrenhof ist dem Wirtschaftshof zugewandt. Nach der Parkseite wölbt sich der Mittelteil, der im Erdgeschoß einen Gartensaal, im Obergeschoß den Festsaal enthält, stark vor. Der First des hohen Mansarddaches liegt bei dem Hauptbau höher als bei den Flügeln; der Höhenunterschied wird bogenförmig ausgeglichen. Von der Parkseite her wird der Bau architektonisch zusammengefaßt durch den schlanken, reizvoll silhouettierten Glockenturm. Er ist der Ausklang der architektonischen Kräfte, die sich in dem nach der Parkseite vorwölbenden Mittelteil gegenüber der schlichten Lisenenarchitektur der zurückliegenden Teile sammeln: Im Erdgeschoß sind hier segmentbogig, im Obergeschoß halbrund schließende Fenster statt der rechteckigen verwendet; ein Balkon und ein Dreieckgiebel mit einer Vase betonen die Mitte.

Im Prinzip folgt hier Knöbel seinem Lehrer Knöffel, der ähnliche Bauwerke geschaffen hat, so das Hubertusburger Schloß. Wenn aber dort der Mittelteil und der Dachreiter die riesigen Ausmaße nicht zu beherrschen vermögen, so ist in dem intimeren Schloß von Reinhardtsgrimma der Ausgleich, die Balance der Teile, vollkommen beherrscht. Das Schloß ist eines der schönsten Zeugnisse des sächsischen Rokoko. Von ihm strahlt etwas von dem Ideal dieser Zeit aus, dem Zauber ungetrübten Lebensgenusses.

Die Hofarchitektur ist strenger durchgebildet. Hier erinnert man sich daran, daß Knöbel der Architekt des zurückhaltenden Dresdner Gewandhauses ist. Nur der Mittelrisalit ist durch Rokokogehänge, eine Attika mit Wappen und Puttengruppen ausgezeichnet. Die Raumanordnung des Inneren zeigt eine kluge Berechnung auf die damaligen Bedürfnisse. Im ehemaligen Festsaal befinden sich vier große Gemälde mit Landschaftsszenen; ein anderer Raum enthält Delfter Kacheln.

In den Parkanlagen im englischen Stil, die sich im Lockwitztal im freien Felsen- und Waldgelände verlieren, findet man ein später zu einem Wohnheim umgebau-

SLUB
Wir führen Wissen.

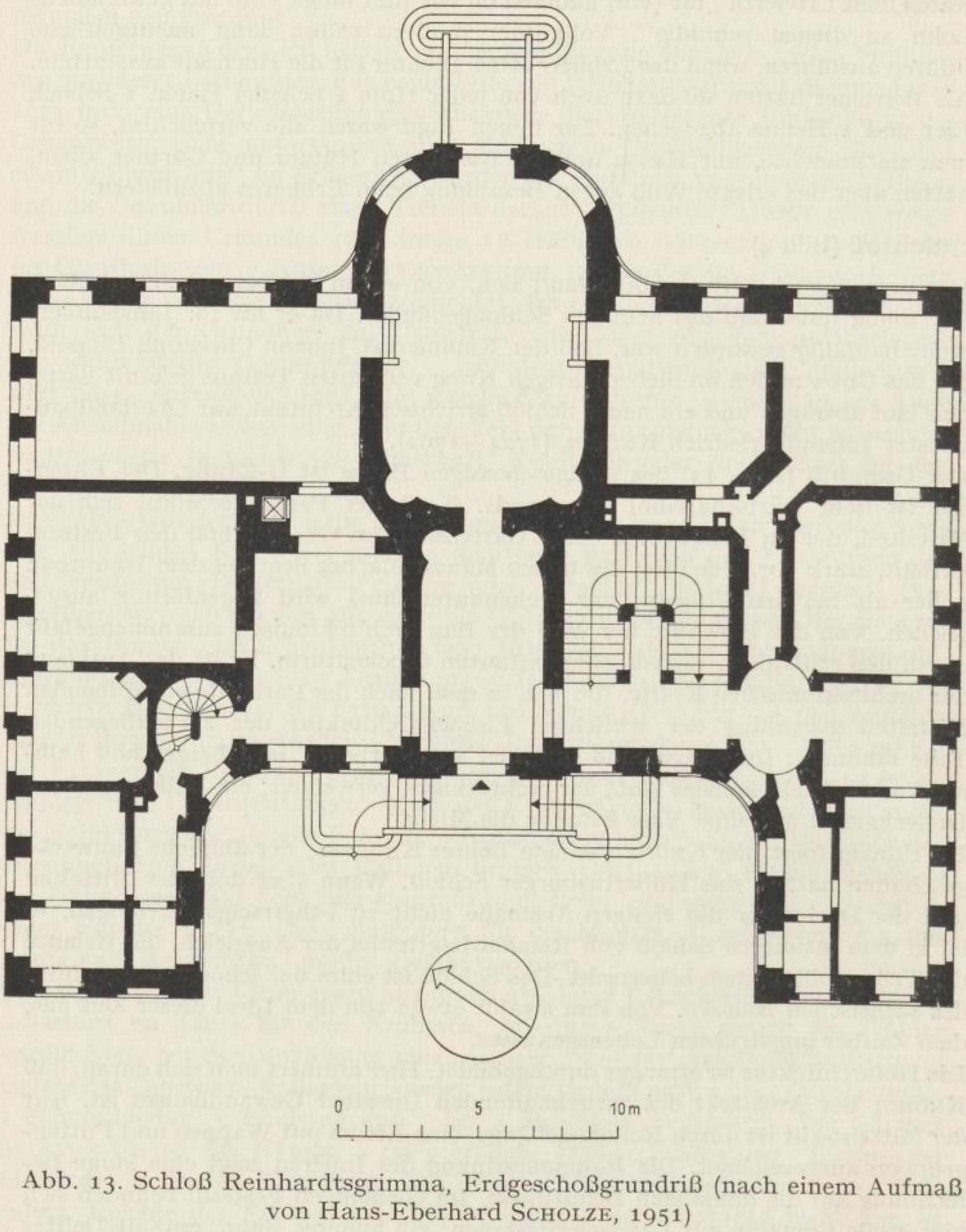


Abb. 13. Schloß Reinhardtsgrimma, Erdgeschoßgrundriß (nach einem Aufmaß von Hans-Eberhard Scholze, 1951)

tes klassizistisches Badehaus. Zypressen umgeben einen eigenartigen Brunnen. B 3
Vor einem bärtigen Faun mit gespitzten Ohren steht eine steinerne Urne, die aber kein Wasser enthält, während die danebenliegende Urne in feinem Strahl solches entrinnen läßt. Diese Idee (untätiges – tätiges Wasser) und die Formung kann wohl kaum von dem dänischen Bildhauer Barthel THORWALDSEN (1770–1844) stammen, was früher behauptet wurde.
Schloß, Park und Wald wurden nach 1945 Volkseigentum. Zuerst hatten nach Kriegsende in den Gebäuden viele Ausgebombte und Umsiedler eine Notwohnung gefunden. Im Oktober 1946 richtete man eine Landwirtschaftsschule mit Internat darin ein. Sie konnte im September 1950 zur „Fachschule für Landwirtschaft" erhoben werden, die die Schüler nach der Abschlußprüfung als „staatlich geprüfter Landwirt" verlassen.

d) Kirche

Zu den ältesten und größten Dorfkirchen der weiteren Umgebung gehört die von Reinhardtsgrimma. Am nordwestlichen Rand des Dorfes steht sie erhöht über den Gütern und Häusern. Der 30 m hohe, in seiner jetzigen Form seit 1742 in vier Geschossen sich aufbauende Turm mit flacher Haube und verhältnismäßig kleiner Laterne ist fast im gesamten Kirchspiel zu sehen, das Cunnersdorf, Nieder- und Oberfrauendorf sowie einen Anteil von Schlottwitz umfaßt; einst gehörte auch die Hälfte von Reinholdshain, ferner Hirschbach und bis 1566 sogar Luchau dazu. Aktenkundig ist die Kirche erst seit 1495. Doch kann man annehmen, daß das erste Kirchengebäude kurz nach dem Entstehen des neu angesiedelten Ortes mit erstand und daß die Herren de Grimme auch die ersten Kollatoren waren.
Die Grabkammer nördlich des Chores mit dem kleinen Rundbogenfenster und einer Schlitzöffnung könnte noch romanisch sein. An dem heutigen Bestand sind mittelalterliche Kennzeichen überhaupt nur sehr spärlich vorhanden. Einige Fensterformen und -gewände stammen aus der Zeit der Spätgotik. Die Kirche ist ein sehr langgestreckter Saal mit eingezogenem, zweijochigem Chor, dessen Sternnetzgewölbe und Fensterformen für eine Entstehungszeit um 1600 sprechen. Während im Äußeren zahlreiche Anbauten, z. T. mit kleinen spitzen Dachreitern den Bau unregelmäßig-malerisch erscheinen lassen, zeigt das Innere eine einheitliche architektonische Handschrift. Dem gotisierenden Chor steht das 1742 neugestaltete Langhaus gegenüber. An den Langseiten sind zwei Emporengeschosse einer Bogenarchitektur eingefügt. Auf der Westempore mit einer Dockenbrüstung steht die Silbermann-Orgel. Eine mit Profilen gegliederte Putzdecke schließt den Raum ab. Die Barockarchitektur erinnert an die Art des Andreas HÜNIGEN, der vielleicht den Umbau 1742 leitete. Der Kanzel am Triumphbogen schräg gegenüber ist die barocke Patronatsloge angebracht. Die reich gegliederte Kanzel zeigt Evangelistendarstellungen von „Jacob HENNIG, Mahler in Pirna 1672" am Kanzelkorb.
Der fünf Stufen über dem Schiff im Chor stehende Renaissancealtar, 1601 von Georg Ulrich von ENDE und Anna Rosina von BOTZHEIM gestiftet, zeigt zwi-

SLUB
Wir führen Wissen.

B 3 schen den Apostelfürsten eine Reliefdarstellung des Abendmahles in Sandstein, darüber die der göttlichen Dreieinigkeit, flankiert durch einen Pelikan als Symbol aufopfernder Liebe und einem Phönix als Zeichen des ewigen Lebens.
Unter den zahlreichen Grabmälern der Kirche sind einige sehr bemerkenswert: an der nördlichen Chorwand zur Linken des Altares die lebensgroßen knienden Gestalten des Hans Heinrich von SCHÖNBERG auf Maxen und Reinhardtsgrimma, † den 23. September 1615, und seiner Witwe Elisabeth geb. DROTHIN (von TROTHA), † den 10. April 1617. Die blutvolle Charakteristik dieser Figuren erinnert an ähnliche Grabplatten in den Stadtkirchen zu Pirna und Liebstadt. Daneben steht in lebensgroßer Gestalt Magister Gabriel URSINUS, Pfarrer von Reinhardtsgrimma. An den Wänden der großen herrschaftlichen Empore auf der Südostseite der Kirche sind zwei ovale, in Metall gegossene und zwei mit geschnitzten kriegerischen Emblemen ausgestattete Kenotaphien angebracht, die ersten beiden dem Christophorus Friedrich von TETTAU auf Reinhardtsgrimma von seiner Witwe und dieser von ihren Kindern, die beiden anderen dem Johann Heinrich von VENEDIGER gewidmet, der vor Semlin in Ungarn im christlichen Lager gegen die Türken am 1. August 1737 als Oberst eines sächsischen Kürassierregimentes gestorben war.
Menschlich bewegend und volkskundlich interessant ist das von dem Schlottwitzer Bauern Christian WELCK und seiner Frau Rosina geb. MÜLLERIN errichtete Denkmal für ihre sechs Kinder, die allesamt vor den Eltern gestorben waren, und zwar zwei von ihnen an ein und demselben Tage. Die Inschrift auf der Rückseite des Denkmals schließt mit den Worten: „Von diesen sind abgebildet Johann George (geb. d. 19. September 1703) und Johanna Rosina, weil beyde an einem Tage krank, gestorben und begraben worden (d. 13. Januar 1729).“ Das Geschwisterpaar steht in Lebensgröße unter einer Bogenrahmung, ein Engel hält über ihren Häuptern die Krone des Lebens, zu der Gottes Finger hinaufzeigt. Die Geschwister stehen Hand in Hand, der Bruder in derben Stiefeln und im schnurenbesetzten Bauernrock, das Antlitz voll freudiger Entschlossenheit, die Schwester auch in kräftigen Schuhen, gekleidet in einen faltigen Rock, darüber die Sonntagsschürze, die Brust in das Mieder verschnürt, das reiche Haar zu einer Krone geflochten, das pausbäckige Gesicht ist ernster als das des Bruders, und doch berührt sie mit der Linken die Rose, die ihr der Genius des Lebens bietet, während der Genius des Todes, den Rock des Bruders berührend, Tränen vergießt.
Dieses Grabdenkmal ist ein Zeugnis der engen Verbundenheit der bäuerlichen Bevölkerung mit ihrer Kirche, wie wir sie besonders in Dittersdorf (s. F 12) wiederfinden werden.
Noch eines alten, zweifellos bedeutungsvollen Steinbildes muß gedacht werden. Es stand früher auf dem Friedhof, der Verwitterung ausgesetzt. Infolgedessen ist die Schrift kaum noch zu entziffern. Nach Tracht und Ausführung stammt die lebensgroße Rittergestalt etwa aus dem Ende des 13. oder vom Anfang des 14. Jahrhunderts. Der geharnischte Ritter hält einen Schild vor sich, leider aber ist darauf keine Wappenfigur mehr deutlich zu erkennen. Oben am Rand des

SLUB
Wir führen Wissen.

Steines sind 6 Löcher zu sehen, die von dort befestigt gewesenen Ahnen- B 3
wappen herrühren könnten. Jetzt befindet sich das Bildnis in einem kleineren ehemaligen Grabgewölbe neben dem Altar. Der Sage nach soll dieser Ritter einen aus dem Gründergeschlecht de Grimme darstellen.

Die Orgel zählt zu den schönsten ihrer Zeit und ist ein kostbarer Besitz der Kirche. Erbaut wurde sie als das 21. Kunstwerk vom „Churfürstlich Sächsischen und Königlich Polnischen Hof- und Landorgelmacher" aus Freiberg Gottfried Silbermann (1683—1753), unterstützt von seinem Sohn Johann Georg Silbermann und dem Gesellen Johann Georg Schöne. Der Meister erhielt den Preis von 800 Talern dafür, eine Summe, die dem Jahresgehalt eines gehobenen mittleren Beamten entsprach. Am 6. Januar 1731 (Epiphanias) konnte sie durch den Dresdner Kreuzkirchenorganisten, Manuel Behnisch, geweiht werden. Der damalige Organist zu Reinhardtsgrimma, Gottlieb Schlegel, verfaßte aus Freude ein Gedicht, das sogar gedruckt wurde. Der Wert der Orgel liegt in dem singenden Ton, den herben Prinzipalen, den silbrigen Mixturen und dem warmen, weichen Klang der Rohrflöten. Glückliche Überholungen 1852 durch Stoeckel, Dippoldiswalde, und 1940 durch Gebr. Jehmlich sowie Ausbesserungen gegen die Zeitschäden vermochten das kostbare Werk zu erhalten. Alljährlich, meist am Himmelfahrtstage, pilgern Musikfreunde aus Dresden und der weiteren Umgebung zur Reinhardtsgrimmaer Kirche, um dem Dresdner Kreuzorganisten Professor Herbert Collum bei seinem Spiel auf der Silbermannorgel, dem „klingenden Wunder der Orgelbaukunst", zu lauschen (Abb. bei Dähnert).

Tönende Zeugen alter Zeit sind auch die vier Glocken auf dem Kirchturm. Die große trägt die Jahreszahl MDXLIIII, die mittlere stammt aus dem 15. Jahrhundert, und auf der kleinen kann man die Zahl MDXXIX lesen. Zu diesen Glocken wurde nach dem zweiten Weltkrieg noch die Schloßglocke eingefügt. Zwei Kirchenglocken und die Schloßglocke waren im Krieg zur Verschrottung abgenommen worden. Man fand sie in Hamburg wieder und brachte sie nach Reinhardtsgrimma zurück. Am Johannistage 1950 erklangen erstmalig alle vier Stimmen wieder vom Turme.

Im Inneren stellt sich heute der Kirchenraum in der farbigen Fassung einer denkmalpflegerischen Erneuerung von 1932 dar, die unter der Leitung des Landesdenkmalpflegers Walter Bachmann in den Händen des Architekten Rometsch und des Kunstmalers Willy Rittsche lag.

Das vor der Kirche stehende altertümliche, sehr geräumige Pfarrhaus mit großem Obstgarten wurde nach seiner Vernichtung durch Brand 1767 neu aufgebaut.

e) Wirtschaftliche Entwicklung

In den ersten Jahrhunderten seines Bestehens bildete Reinhardtsgrimma eine rein bäuerliche Ansiedlung. Dann griff um die Mitte des 16. Jahrhunderts der im benachbarten Cunnersdorf und noch mehr in Glashütte in hoher Blüte stehende Bergbau (s. F 1) auch auf die angrenzende Flur von Reinhardtsgrimma

SLUB
Wir führen Wissen.

B 3 über. Der Glashütter Bergmeister STEPHANI nannte in einem Verzeichnis der Zechen und Fundgruben seines Bergamtes 1559 für Reinhardtsgrimma die 3 Versuche in „Wills Gott, Himmlisches Heer und Johannes". Da in den folgenden Jahren keine neuen Namen auftauchen, scheinen diese Abschnitte wenig Erfolg gebracht zu haben. 1615 wird der Erbstolln „Georg" mit 1 unteren und 4 oberen Maßen auf dem „Feld der alten Pfarrerswitwen" genannt. Erst 80 Jahre später, 1695 und 1696, erscheinen 4 verschiedene Grubennamen: „Hilfe Gottes, Segen Gottes, Neuer Segen und Tannenbaum" auf Feldern des Bauern Schneider, ferner auch „auf Tettauischen Gütern", deren herrschaftliche Besitzer, ähnlich wie in der Sächsischen Schweiz, durch Gold- oder Silberfunde eine wesentliche Aufbesserung ihrer Einnahmen erhofften. Aber lediglich ockerfarbener und dichter Roteisenstein kam zutage. Im Jahre 1775 trieb ein Bauer einen Stolln auf einem alten Gang weiter und lieferte einige hundert Fuder Eisenstein nach Schmiedeberg in die Hütte. Dann verkaufte er den Stolln an dieses Hammerwerk und behielt sich nur die Fuhren vor. Andere Anbrüche um 1790 auf dem Wege von Reinhardtsgrimma nach Hausdorf blieben völlig ergebnislos, da man dort unter sandigem Ton auf Sandsteinfelsen stieß. Die kurz danach noch entstandenen Stolln „Frisch Glück, Reicher Schatz und Reicher Segen" erfüllten nicht, was ihr Name versprach.

Die Flurnamen „Bergschächte" zu beiden Seiten der Straße nach Cunnersdorf deuten ebenfalls auf ehemaligen Bergbau hin. Auf den Meilenblättern werden auch „alte Schächte" im Nordwesten des Ortes an der Straße nach Reinholdshain angegeben. SCHUMANN (1822) schreibt, daß einst „Bergwerke zwischen hier und Elend im Gange waren, wovon noch alte Pingen und Halden zeugen". Damit werden aber wohl mehr die in den Bereich des Dippoldiswalder Bergbaues gehörenden Reste gemeint sein.

Trotz dieser gelegentlichen Bergbauversuche wurde die landwirtschaftliche Nutzfläche nie wesentlich verringert. Selbst die zunehmende Verstärkung des Gewerbelebens fand in Reinhardtsgrimma kaum Einfluß. Einen gewissen Funktionswechsel kann man höchstens bei den Mühlen feststellen. Im 17. und 18. Jahrhundert waren alle vier zum Besitz des Rittergutes gehörigen Betriebe in der Hand von Pächtern. Noch heute stehen die Schloßmühle und die Mittelmühle oberhalb des Erbgerichtes in Betrieb, beide einst oberschlächtig mit je 2 Gängen. Am unteren Ausgang des Dorfes befand sich die Niedermühle, die erst einen Mahl- und einen Ölgang hatte, dann aber nur als Sägemühle arbeitete. Ihre ganze Ausstattung ist jedoch bis auf das Mühlrad ausgebaut, so daß das Gebäude Werkstatt einer Handwerker-Produktionsgenossenschaft werden konnte. In ihr arbeiten seit 1961 Mitglieder der PGH Universal, Bereich 4. Ganz verändert hat sich das Produktionsziel der Obermühle. Früher besaß sie 2 Gänge, um 1760 wurde sie Erbmühle. 1920 entstand hier eine Werkstatt zur Herstellung von Holzpantoffeln und von Pumpenrohren aus Lärchenholz. Seit 1939 befindet sich eine feinmechanische Werkstatt darin. Ein anderer Betrieb befaßt sich mit der Herstellung von Automatenlang- und Fassondrehteilen sowie von Aerosolzerstäubern. Die nicht im Ort beschäftigte

Bevölkerung wandte sich vor allem der feinmechanischen Industrie in Glashütte B 3
zu.
Eine entscheidende Umgestaltung der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse erfolgte durch die Bodenreform vom 4. 9. 1945. Der Besitz des Rittergutes mit 245 ha Land wurde an 22 ehemalige Gutsarbeiter und Umsiedler sowie an 20 landarme Bauern und Gewerbetreibende verteilt. Die nötigen Maschinen erhielten die Neubauern, bis sie 1947 einer neugegründeten Maschinenausleihstation übergeben wurden. Heute betreut die III. Brigade der MTS Kreischa zusammen mit Hirschbach, Hermsdorf, Hausdorf, Cunnersdorf, Ober- und Niederfrauendorf und Reinholdshain auch Reinhardtsgrimma. Werktätige Bauern bildeten am 9. 6. 1955 die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft „Philipp Müller" vom Typ III und am 1. 7. 58 eine zweite, „Junge Garde", vom Typ I. Seit Ende März 1960 arbeitet das ganze Dorf genossenschaftlich.

Lockwitzbach **B 4**

Das Quellgebiet des Lockwitzbaches liegt in 560 m Höhe in dem sumpfigen Gelände südlich von Oberfrauendorf (s. D 4). Außerdem erhält der Bach auch aus dem östlich des Luchberges liegenden wasserreichen Gebiet in Reinhardtsgrimma einen Zufluß (s. B 5). Weiter nördlich leiten ihm neben anderen Hirschbach, Wilischbach und Quohrener Bach — sie entspringen unmittelbar südlich und nördlich des Gebirgszuges Quohrener Kipse—Hermsdorfer Höhe—Wilisch—ihr Wasser zu. Als längster Nebenbach folgt dann von Westen her unterhalb von Kreischa der Possendorfer Bach. An dieser Stelle ist das Einzugsgebiet (80 qkm) des 20 km langen Lockwitzbaches am breitesten und mißt 7 km.
Die beiden angrenzenden Flußgebiete der Müglitz und der Roten Weißeritz besitzen eine wesentlich längere und breitere Ausdehnung. Da beide aus höhergelegenen und waldreichen Gebirgsgegenden kommen, sind die dort abfließenden Wassermengen größer. Auch die Hochwassermengen treten gegenüber den benachbarten Flüssen beim Lockwitzbach gemäßigter auf. Dennoch weist die Chronik besonders für das obere Laufstück verschiedentlich Nachrichten von schadenbringenden Hochfluten auf. Starkregen, die im Stau von Wilisch, Luchberg und Kohlberg niedergingen, ergossen sich mehrfach in sein Tal. Beispielsweise wird in diesem Gebiet von einem Wolkenbruch des Jahres 1616 berichtet, dessen Auswirkungen besonders die Orte am Unterlauf zu spüren bekamen.
Die tagelangen Regengüsse im Juli 1897 machten sich wie in den Nachbarflüssen auch am Wasserstand der Lockwitz bemerkbar; weitere Wassersnöte traten kurz hintereinander im September 1924 und im Mai 1925 auf. In neuerer Zeit suchte im Herbst 1934 eine Unwetterkatastrophe besonders Reinhardtsgrimma heim. Im Juni 1954 wurde die Gaststätte Waldhaus in Niederfrauendorf so stark zerstört, daß sie völlig neu aufgebaut werden mußte. Die überfluteten Talwiesen waren mit Schottern übersät. Damals wurden auch mit Natursteinen eingefaßte Laufstrecken, die eben erst begradigt worden waren, unter-

SLUB
Wir führen Wissen.

B 4 spült und aufgerissen. Als eine der geplanten Maßnahmen für den Hochwasserschutz ist in dem großen Bauprogramm für das Osterzgebirge (s. Bd. 4, Gottleuba, J 5) oberhalb von Reinhardtsgrimma ein Staubecken für 0,47 Mill. cbm Wasser vorgesehen.

Der Name „Lockwitz", erst seit neuerer Zeit für den gesamten Bachlauf eingeführt, ist von dem am Unterlauf gelegenen Ort Lockwitz entnommen, was soviel wie „Ort in der Aue oder am Auenbach (altsorb. lonka = Aue, Wiese) bedeutet. Die oberen Teilstrecken wurden früher meist nach den Orten benannt, in deren Flur sie flossen. Danach gab es ein Frauendorfer Wasser, auch Ober-

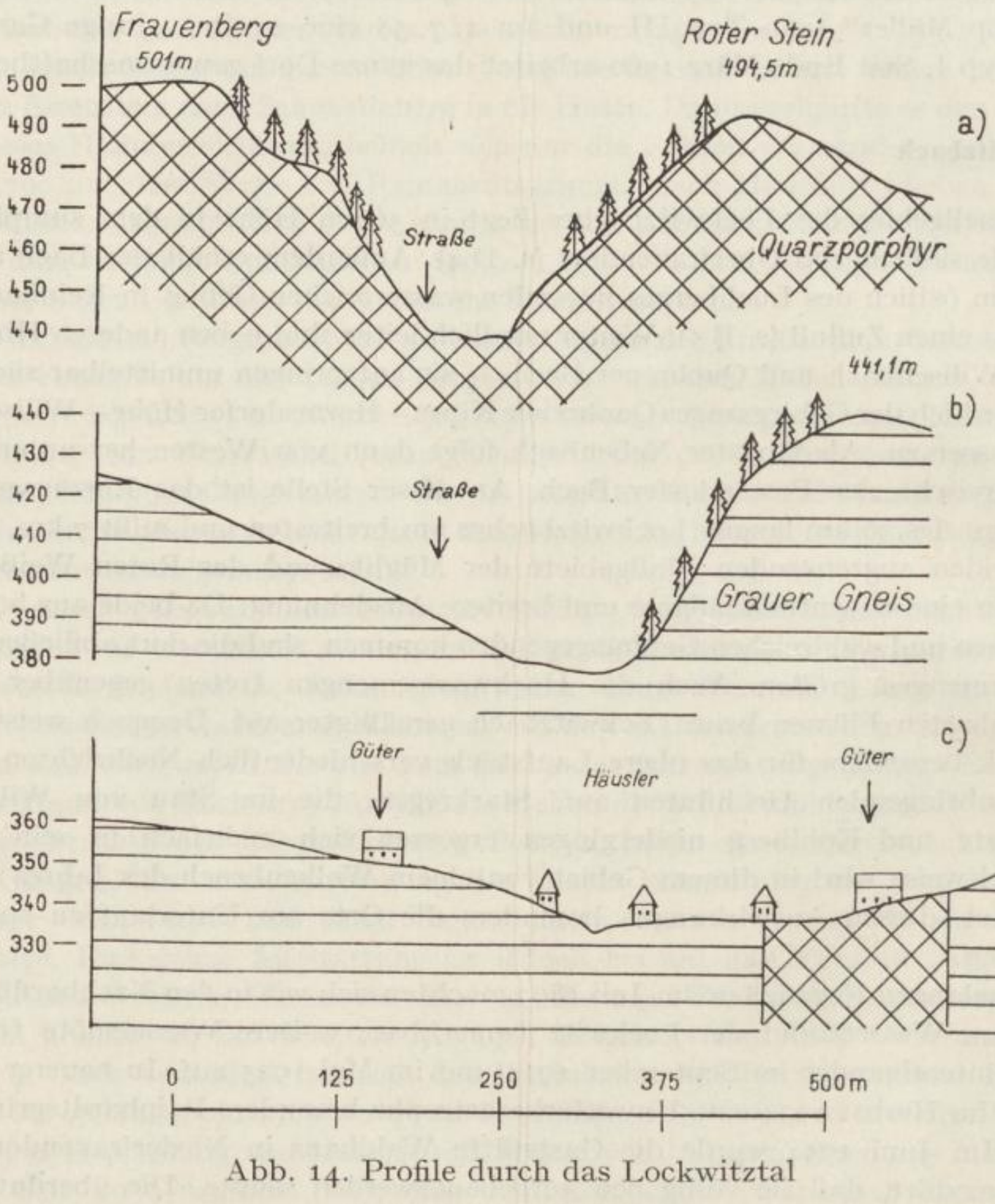


Abb. 14. Profile durch das Lockwitztal

a) Durchbruch am Frauenberg
b) Unterhalb Niederfrauendorf
c) Weitung von Reinhardtsgrimma

frauendorfer und Niederfrauendorfer Bach genannt, das Grimmsche Wasser, B 4
den Lungkwitzbach und den Kreischaer Bach. Mundartlich war in allen Orten gleichmäßig „die Bach" üblich. Als heute nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung lesen wir für den Talgrund unterhalb von Reinhardtsgrimma bei OBERREIT Liebsteingrund. Dieser Name ist wohl auf einen Bauern Liebstein zurückzuführen, von dem der Rittergutsherr Hans George von Osterhausen 1625 eine Wiese kaufte, die dann in den Schloßpark einbezogen wurde.

Der Fischreichtum der Lockwitz, namentlich an Forellen, führte dazu, daß infolge von Streitigkeiten schon im Jahre 1480 Fischereibezirke zwischen den anliegenden Orten und den Herrschaftsbereichen genau festgelegt werden mußten. Der Rückgang bis zur zeitweisen Fischlosigkeit hatte seinen Grund in der starken Verunreinigung des Flußwassers. In den letzten Jahren konnten an verschiedenen Stellen wieder Forellen ausgesetzt werden.

In seinem obersten Laufstück ist der Lockwitzbach noch in einer flachen Talkerbe in den Quarzporphyr, bald in den Granitporphyr eingesenkt. Nördlich von Oberfrauendorf durchbricht er dann den Porphyrriegel Frauenberg/Roter Stein (Abb. 14), um dann in den Bereich des Gneises einzutreten. Hier bildet er das typische, ungleichseitige Talprofil vieler Erzgebirgsflüsse mit einem flacheren West- und einem steileren Osthang. Halbwegs zwischen Niederfrauendorf und Reinhardtsgrimma hat der Bach einen Sandsteinrest cenomanen Unterquaders angeschnitten, auf dem ein kleines Fichtenwäldchen stockt. Auf seinem sandigen Boden liegen größere und kleinere Blöcke eines sehr grobkörnigen Sandsteins mit vollgerundeten Quarzgeröllen und hellglänzenden Schuppen von Muskowitglimmer umher. Im Bereich von Reinhardtsgrimma bildete sich eine auffällige Talweitung aus. Sie ist das Ergebnis verstärkter Seitenerosion während des Bachdurchbruches durch den nördlich gelegenen Höhenriegel am Wilisch. Dort, wo die Lockwitz wieder das typische enge Gneistal bildet, verläßt der Bach unseren Untersuchungsbereich.

Quergrund B 5

Von dem Wasserreichtum der weiteren Umgebung des Luchberges zeugen die zahlreichen Zuflüsse zum Lockwitzbach zwischen Niederfrauendorf, Luchau und Reinhardtsgrimma. Der Luchau durchfließende Dorfbach strebt zunächst genau nach Norden. Eine auffällige Richtungsänderung auf Niederfrauendorfer Flur hängt mit dem Durchbruch des Wassers durch den Quarzporphyrgang vom Frauenberg zusammen. Auch hier ist durch Seitenerosion während des Durchbruchs eine kleine, aber merkliche Talweitung hinter dem Härtlingszug entstanden (s. B 4). Die abermalige Richtungsänderung nach Nordosten hat dem Tal den Namen Quergrund eingebracht. Ein von rechts mündender Bach drängt ihn dann wieder in die nördliche Richtung. Es handelt sich um den Folgenbach, dessen oberster Zufluß als Erlichtgrund aus sumpfigem Gelände südöstlich von Luchau kommt.

SLUB
Wir führen Wissen.

B 6 Vogelberg (447,8 m)

Der Vogelberg, eine längliche Kuppe zwischen den Dörfern Luchau und Cunnersdorf im Grauen Gneis, bildet die Wasserscheide zwischen den Flüssen Lockwitz und Müglitz. Die ihnen zugehörigen Nebenbäche entspringen jeweils an seiner West- und Ostflanke. Während der Folgenbach (s. B 5) sehr bald den Quergrund erreicht, entwickelt sich das Hintere Gründel aus kleinen Wasserrinnen in bruchigen Wiesen auf Cunnersdorfer Flur, muß dem Steinhübel (429 m) nordwestlich ausweichen und sammelt Wasser in einem kleinen Teich, ehe es nordwärts weiterfließt. Es bildet nun die Flurgrenze zwischen Cunnersdorf und Reinhardtsgrimma und strebt gemeinsam mit dem Vorderen Gründel dem Cunnersdorfer Dorfbach (s. C 4) zu. Auf seinem Lauf mußte es 7 Quarzporphyrgänge durchschneiden.

B 7 Niederfrauendorf, Krs. Dippoldiswalde,

steigt im Tal der Lockwitz von einer Höhe von 394 m bis auf 420 m an. Der höchste Punkt seiner Flur liegt am Frauenberg bei 501 m. Gegen seine Nordflanke ziehen die Waldhufenstreifen hin, die nur links vom Dorfbach ausgebildet sind (Abb. 17). Am rechten Ufer, am untersten Fuß des Luchberges und in dem wiesen- und waldreichen Flurteil nach dem Quergrund zu zeigt das Flurkroki von 1835 ff. unregelmäßige Flurstücke. Die dortigen Gesteine, Quarzporphyr und Basalt, ergeben einen wenig fruchtbaren Verwitterungsboden und hemmen einen gedeihlichen Ackerbau.
Im mittleren Teil des Dorfes ist ein Basaltstock durch einen früher betriebenen Steinbruch aufgeschlossen. Deutlich erkennt man die erst liegenden, dann senkrecht aufsteigenden und schließlich sich wieder waagerecht neigenden Basaltsäulen.
Frauwendorff (1445), auch Nieder Frawendorff (1494), lag in der Dohnaischen Pflege und ist wohl als „Unserer lieben Frauen Dorf" Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet worden. Die großen Zwei- und Dreiseithöfe passen sich jeweils dem Gelände an und stehen somit giebel- oder traufseitig zur Straße. Sie zeigen zum Teil Fachwerkbau mit Satteldächern. Der Unterbau besteht aus großen Sandsteinblöcken. Gut Nr. 14 hat eine Hocheinfahrt zur direkt an der Straße stehenden Scheune, darunter finden wir den Eingang zum Gutshof. Zehn andere Güter erhielten zu Anfang unseres Jahrhunderts, meist nach Bränden, Scheunen mit Hocheinfahrten nach dem Baustil des Cunnersdorfer Baumeisters Reichel. Am Wohnhausgiebel Nr. 24 ist nach Süden zu dunkelblauer Schiefer gedeckt, geschmückt mit weißen Andreaskreuzen, Lebensbäumen und lateinischen Kreuzen. Inschriften findet man an den Gebäuden des Gutes Nr. 14. Unterhalb des Dorfes entstanden Eindachgehöfte von Neubauern, deren Besitzer nun mit den übrigen Bauern zur vollgenossenschaftlichen Bewirtschaftung übergegangen sind.

SLUB
Wir führen Wissen.

3 Mühlen mit je einem Mahlgang arbeiteten noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurden aber für andere Zwecke umgebaut. In einem der Mühlengebäude wurde beispielsweise eine feinmechanische Werkstatt eingerichtet. Wo der Häuselweg von der Dorfstraße abzweigt, steht noch ein Pfeiler eines alten Wehres. Hier begann der Mühlgraben für eine Sägemühle, jetzt ist er ausgetrocknet und zugewachsen. B 7

An der Kreuzung der Dippoldiswalder Straße mit der Dorfstraße steht der mächtige Gasthof, das ehemalige Lehngericht. Er verrät in seiner gepflegten Bauweise und mit einer längeren Inschrift des einstigen Besitzers Feistner (1845) seine frühere Bedeutung als Raststätte. Das Seitengebäude des Gasthofs wurde als Kinderferienlager des VEB Kompressorenbau Bannewitz eingerichtet.

Die Einwohner von Niederfrauendorf sind zu einem Teil in der Landwirtschaft beschäftigt. Eine Anzahl Werktätiger arbeitet in Industriebetrieben von Dippoldiswalde und Glashütte.

Luchberg (576,3 m) **B 8**

Wo man in unserem Gebiet auch weilt oder wandert, von allen höhergelegenen Punkten aus gewahrt man den herausragenden, stumpf kegelförmigen Luchberg. Wenn er auch markant hervortritt, so überragt seine Kuppe die umgebende wellige Gneisfläche mit dem Dorf Luchau doch nur um etwa 70 m. Steht man auf dieser Hochfläche selbst, dann verliert der Berg an imposanter Höhe, die er für den ferneren Betrachter infolge der Zertalung der Gneisfläche durch Müglitz, Lockwitz und ihre Nebenbäche besitzt. So beträgt die Höhendifferenz bis zum Waldhaus in Niederfrauendorf im Lockwitztal bei der gleichen Entfernung wie zum oberen Gut in Luchau fast 170 m.

Die umgebende Gneisfläche wurde während des Tertiärs, etwa im ausgehenden Oligozän, von einer Fernwirkung der alpidischen Gebirgsbildung betroffen. Noch vor der Erzgebirgskippung wurde sie von Basalten durchbrochen. So wie Wilisch und Geisingberg überragt auch der Luchberg infolge seines widerstandsfähigen Gesteinsmaterials die Rumpffläche (Bild 5).

Der Nephelinbasalt des Luchberges ist technisch nicht so gut brauchbar wie der vom Wilisch oder Geisingberg, er verwittert in gebrochenem Zustand sehr rasch. Man bezeichnet solche Basalte als „Sonnenbrenner", das Gestein ist in einzelnen Partien von Glassubstanz und einem Zeolithmineral durchsetzt, so daß eine Inhomogenität des Materials auftritt. Dadurch kommt es zur Bildung grauer Flecken, die rasch zerfallen. Der Abbauversuch in einem fast verwachsenen Steinbruch an der Nordostseite des Berges ist daher wieder eingestellt worden.

Eine Begehung des Berges erfolgt am besten vom Dorfe Luchau aus. Durch den Dreiseithof Nr. 3 (Familie Scheffler), zu dessen Besitz der Luchberg gehört, gelangt man auf einem Feldweg an seinen Fuß. Die Besteigung des Berggipfels, die von der Nordseite auf einem schmalen Pfad möglich ist, lohnt, wenn man eine Rundsicht erwartet, gar nicht; denn die gesamte Basaltkuppe ist mehr

B 8 oder weniger dicht bewaldet. 1882 war zwar ein hölzerner Aussichtsturm mit Unterkunftshütte errichtet worden, die aber beide 1902 wegen Baufälligkeit wieder abgebrochen werden mußten. Genügend Nah- und Fernblicke bietet aber auch ein Rundgang um die Erhebung auf dem Wege am Waldrand entlang.
Die Aussicht vom nördlichen Umgang umfaßt, ähnlich wie vom Kohlberg, den langen Höhenrücken entlang der Wendischcarsdorfer Verwerfung. Von links nach rechts erkennt man den Lerchenberg, die Quohrener Kipse, die Hermsdorfer Höhe, den Wilisch, den Lerchenhügel bei Hausdorf und den Lederberg bei Großröhrsdorf. Davor breiten sich auf erhalten gebliebener cenomaner Sandsteindecke die Heiden von Dippoldiswalde, Hirschbach und Reinhardtsgrimma aus, dazwischen das ebenfalls im Bereich von kreidezeitlichen Ablagerungen stockende Fichticht. Im Hintergrund tauchen bei günstiger Sicht Höhen und Berge auf, die fast alle rechts der Elbe liegen: die Loschwitzer Höhen und dahinter der Keulenberg zwischen Königsbrück und Pulsnitz sowie der Höhenzug zwischen Kamenz und Bischofswerda mit dem Sibyllenstein. Vor den am Horizont weiter nach rechts, also nach Nordosten und Osten zu erkennbaren Erhebungen Valtenberg, Unger, Tanečnice (Tanzplan), Kottmar, Wolfsberg, Winterberge und Růžová hóra (Rosenberg) bietet sich die gesamte Sächsische Schweiz dar. Wir beobachten den Lilienstein und den Königstein, links davon die Basteiwände, die Bärensteine und die Rauensteine, rechts davon die Schrammsteine, den Pfaffenstein, den Papststein und den Gohrisch und fast am Abschluß des Ausblicks den Großen Zschirnstein.
Ebenso lohnende Fernsichten gewähren die anderen Seiten des Luchberges. Im Westen und Südwesten erstreckt sich das ausgedehnte Gebiet des Teplitzer Quarzporphyrs, das vom Kohlberg wie eine bewaldete Mauer in Richtung auf Geisingberg und Kahleberg hinzieht. Landwirtschaftlich genutzte Abhänge in Oberfrauendorf und Johnsbach — meist im Granitporphyr oder Gneis angelegt — sind durch Feldwege mit Steinrücken gekennzeichnet. Genau nach Westen schauen wir direkt in das Lockwitztal und auf seinen Durchbruch zwischen den Quarzporphyrhärtlingen Frauenberg/Roter Stein. Auch südlich des Luchberges ist ein nach Ostnordosten streichender Quarzporphyrgang in der nahen Hügelkette Breiter Berg—Gleisenberg—Steinberg—Kalkhöhe—Lerchenberg (bei Cunnersdorf) zu verfolgen. Den Blick nach Südosten in das tiefeingeschnittene Müglitztal schildern Süss und Weicker: „Von Lauenstein an zieht es in südöstlich-nordwestlicher Richtung auf uns zu. Sein scharfes Umbiegen von Glashütte in die südwestlich-nordöstliche Richtung ist auf die erste Hebung des Erzgebirges zurückzuführen. Da nun infolge der Wendischcarsdorfer Verwerfung die erosiven Kräfte der oberen Lockwitz eine Zeitlang ausgeschaltet waren, konnte zwischen Müglitz und Weißeritz die zu unseren Füßen liegende Rumpffläche gänzlich unberührt erhalten bleiben. Sie wurde dadurch ein günstiger Siedlungsraum für Luchau, dessen Feldwege wir frei über die Fläche ziehen sehen."
Der allseitig gleichmäßige Abfall läßt den Luchberg zu einem vorzüglichen Studienobjekt für die Wirkung der Exposition, der Himmelsrichtung des

Sonneneinfalls, auf die Pflanzenwelt werden. Hinzu kommt, daß sich die Bodenvegetation hier viel ungestörter entfalten konnte als am ähnlichen Cottaer Spitzberg, da der Luchberg wesentlich seltener besucht wird. Der erhaltene wertvolle Laubholzbestand weicht durch die allseitige Hanglage allerdings von der ringsum theoretisch zu erwartenden „natürlichen" Waldgesellschaft ab, vor allem auch, weil der Basaltverwitterungsboden ganz andere, und zwar bessere Bodenverhältnisse als der umliegende Gneis schafft. B 8

Nord- und Nordosthang tragen eine Waldgesellschaft mit Esche, Sommerlinde, Berg- und Spitzahorn, wie wir sie ähnlich auf den Schattseiten enger, schluchtartiger Taleinschnitte, z. B. im Rabenauer Grund, auch kleinflächig im Lockwitz- und Müglitztal, vorfinden. Sie wird meist als Eschen-Ahorn-Schluchtwald bezeichnet, wenngleich ihr Vorkommen nicht unbedingt an Schluchten gebunden ist.

Sehr charakteristisch ist der Geröll- und Blockreichtum des Bodens und, zum Teil damit zusammenhängend, das sehr spärliche Auftreten der Buche. Eine üppige Bodenflora wuchert aus der Feinerde zwischen den Blöcken: Fuchs' Kreuzkraut (*Senecio nemorensis ssp. fuchsii*), Männlicher Wurmfarn (*Dryopteris filix-mas*), Großes Rührmichnichtan (*Impatiens noli-tangere*), Waldflatterhirse (*Milium effusum*), Rauhe Trespe (*Bromus ramosus*), Waldmeister (*Asperula odorata*), Bingelkraut (*Mercurialis perennis*) und einzeln auch Hasenlattich (*Prenanthes purpurea*) sind wohl die auffallendsten Vertreter. Als pflanzengeographisch interessante Art findet auch die Quirlblättrige Weißwurz (*Polygonatum verticillatum*) einen Vorpostenstandort gegen das Hügelland.

Ganz anders bietet sich der Südhang dar: Hier erscheint die Rotbuche als herrschende Baumart, gefolgt vor allem wieder von Esche und Bergulme. Wir haben hier den basiphilen, kräuterreichen Eschen-(Ahorn-)Buchenwald vor uns, die forstlich beste Buchenwaldgesellschaft. Waldmeister, Bingelkraut, Hainrispengras (*Poa nemoralis*) beherrschen den Bodenvegetationsteppich; hinzu treten spärlicher Lungenkraut (*Pulmonaria obscura*), Waldzwenke (*Brachypodium silvaticum*), Nickendes Perlgras (*Melica nutans*), Frühlingsplatterbse (*Lathyrus vernus*), Braunwurz (*Scrophularia nodosa*) und Zimterdbeere (*Fragaria moschata*), und sogar der Efeu spinnt hier und da seine Ranken. Fast alle genannten Arten sind „Ausläuferpflanzen" und damit vorzüglich an die Feinerdearmut des Oberbodens wie auch an etwaige Bewegungen der Blöcke angepaßt.

Die Bodenvegetation des Fichtenforstes am Unterhang zeigt deutlich, wie fehl diese Bestockung hier am Platze ist. Sie sollte baldmöglichst in Laubmischwald überführt werden.

Am trockenen Südoberhang, wenig unterhalb der Kuppe, tritt die Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) stärker hervor, und die Bodenflora zeigt Abweichungen von den geschilderten Verhältnissen. Hier sind u. a. Borstenquendel (*Clinopodium vulgare*) und Taumel-Kälberkropf (*Chaerophyllum temulum*) bemerkenswert.

Die Ostseite des Berges ähnelt der Südflanke, zeichnet sich aber durch besonderen Reichtum an Sommerlinden aus, die hier in einer für das ganze Ost-

B 8 erzgebirge ungewöhnlichen Vielzahl und Schönheit gedeihen — ein Umstand übrigens, der die Erklärung des Luchberges zum Waldschutzgebiet mitbestimmte.

Der Westhang schließlich trägt einen Traubeneichen-Mischwald, der seiner Zusammensetzung nach den im Lockwitztal vielfach anzutreffenden Verhältnissen ähnelt: Maiglöckchen (*Convallaria majalis* — Naturschutz!), Heidelbeere, auch Efeu und vereinzelt Mittlerer Klee (*Trifolium medium*) fallen auf; aus den Spalten der Blöcke lugt hier und da der aparte Braune Streifenfarn (*Asplenium trichomanes*) hervor. Von den Vertretern der Strauchschicht ist der Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica*) hervorzuheben, ein nicht häufiger Bewohner des warmen Hügellandes, der am Luchberg einen seiner höchsten Standorte in Sachsen gefunden hat.

Die Freunde der niederen Pflanzenwelt seien noch auf den Reichtum der Blockhalden des Luchberges an Moosen hingewiesen. Die hohe Luftfeuchtigkeit und die relativ leichte Verwitterbarkeit des Basaltgesteins ermöglichen zahlreichen Arten das Gedeihen. Neben den gewöhnlichsten treffen wir u. a. *Grimmia hartmani, Racomitrium heterostichum, Eurhynchium stokesii, Thuidium spec., Mnium punctatum* und *Mn. cuspidatum, Heterocladium heteropterum* sowie die Lebermoose *Plagiochila asplenioides* und *Barbilophozia barbata*.

Die Wiesen am Fuße des Berges waren ehedem reich an Orchideen, darunter als Kostbarkeit das jetzt verschollene Schwertblättrige Waldvöglein (*Cephalanthera longifolia*). Geringe Reste des einstigen Reichtums finden sich noch am Südabhang.

Ein so markanter Berg wie der Luchberg spielte mit seinen Sagen im Volksmund eine besondere Rolle. In einer wird berichtet, daß hier einst ein großer feuerspeiender Berg war, auf dem ein Riese wohnte. Dieser stand dem auf dem Wilisch hausenden feindlich gegenüber. In ihrer Wut schleuderten beide große Basaltbrocken gegeneinander, Felsstücke, die heute noch, besonders in der Nähe des Wilisch, umherliegen sollen.

B 9 Luchau, Krs. Dippoldiswalde

Auf einer sanft nach Nordosten geneigten Gneisrumpffläche wurde am Ostfuß des Luchberges Luchau angelegt, das mit seinem oberen Teil in einer Quellmulde wurzelt. Innerhalb des Ortes steigt die Straße von Norden nach Süden von 468,9 m bis 501,3 m am Dorfausgang in Richtung nach Schmiedeberg an, auf einer Entfernung von 900 m also um mehr als 30 m. Zu beiden Seiten einer breiten unbebauten Aue, durch die der Dorfbach fließt und in der mehrere Teiche liegen, führen Straßen mit je einer Reihe ansehnlicher Bauerngüter entlang. Die langen Hufenstreifen ziehen sich von ihnen fächerartig in weitem Bogen nach Süden (Abb. 17), dabei einen Quarzporphyrgang mit den Härtlingen Breiter Berg (531, 2 m), Gleisenberg (533,3 m) und Steinberg (522,9 m) überwindend. Zu dem Besitz des größten Bauerngutes (Nr. 3) gehört in einer sich stark verbreiternden Flur auch der basaltene Luchberg (s. B 8) mit 17 ha

Holzbestand. Die Ausläufer der meisten Besitzstreifen enden im Wald, so daß B 9
wir auch daran noch die alte Waldhufenflur erkennen können. Sowohl im Osten als auch im Süden und Westen werden die Fluren durch schmale Bachauen unterbrochen. Der Erlichtgrund zieht sich in Richtung auf Reinhardtsgrimma zum Lockwitzbach hin (s. B 4 und 5). Das Aschgründel (= Eschengrund) strebt parallel mit einem nur drei Gutsstreifen querenden Grund, „im Loche" an der Glashütter Straße, dem Brießnitzbach zu, und südlich vom Gleisenberg ist der Essiggrund in gleicher Richtung eingekerbt. Nach Nordwesten fließt schließlich ein ungenanntes Bächlein ab, das sich mit dem Roten Wasser (s. D 4) vereinigt. Der Dorfbach selbst, Luchauer Wasser oder nördlich außerhalb der Flur Quergrund genannt, ist im Dorfbereich mehrmals in kleineren Teichen und einem größeren Weiher gestaut.

Außer den schon genannten Flurnamen deuten einige auf eine bestimmte Vegetation hin, so Eichleite, Erlicht und Eschicht; Dürrwiese, Steinwiese und Steinberg weisen auf mindere Bodenqualitäten hin, die in der Folge von Quarzporphyrgängen auftreten, während sonst der Freiberger Graue Gneis zu einem milden, kalkhaltigen Lehmboden verwittert.

Der Name, der 1390 mit Lochow, 1403 mit Lochaw, 1467 mit Luchaw beurkundet ist, könnte auf einem ursprünglich slawischen Wort beruhen, das entweder als Lehnwort ins Deutsche eingedrungen war oder als Geländename bzw. Waldname bei der Ortsgründung übernommen wurde. Letzteres ist nicht ausgeschlossen, da auch der Name Grimma (z. B. Reinhardtsgrimma) wohl auf einen slawischen Flurnamen zurückgeht. Entweder handelt es sich um ein altes Lugov- in der Bedeutung „feuchte, bewaldete Niederung" oder um ein Glogov- mit geschwundenem G, also „Ort mit Dornensträuchern".

In einem Lehnbrief von 1444, der das Dorf Luchau mit dem „gemeynen berge" (= Luchberg) erwähnte, wurde der Hof des Erbrichters besonders aufgeführt. Er war schon 7 Jahre später ein „Forwerck mit dem holcze" und wird 1457 in einem neuen Lehnbrief als den Brüdern von Bernstein gehörig bezeichnet. 1551 sprach man gelegentlich auch von einem „Rittergut" im Besitz der Familie Kölbel, doch zwei Jahrzehnte später hatte Kurfürst August das Vorwerk selbst erworben (s. A 1 d), und das ganze Dorf unterstand nun dem Amt Berreuth, später dem von Dippoldiswalde.

Als Zubehör des Vorwerks wurden besonders aufgezählt: die Schäferei (1540), die Holz- und Brettmühle am Brießnitzbach (1548), ein Jägerhäuslein mit Netzhaus (1564), ein Brauhaus (1569), ein Gefängnis (1583). Die Werkstatt des Schmiedes (1590) wurde so begründet, daß man ihn zum Schärfen der Scharen und Seigen oft benötigte, wenn die Bauern zu den Hofetagen nach Dippoldiswalde ausrücken mußten.

Die großen Besitzungen des ehemaligen Vorwerkes sind noch auf der Flurkarte von 1835 an dem doppelt breiten Hufenstreifen südlich des Luchberges erkennbar.

Kirchlich gehörte Luchau ursprünglich zu Reinhardtsgrimma. Da aber die neue Glashütter Kirche näher lag, willigte 1566 eine kurfürstliche Kommission in eine

B 9 Umpfarrung unter den Bedingungen ein, daß Glashütte keine höheren Kirchenanlagen fordere, die Luchauer Jugend in die Stadtschule aufgenommen werde und die Stadt den Dörflern einen „gut gelegenen Kirchweg räumen und bessern" müsse.

Auf dem Gelände des Vorwerkes, des heutigen Volksgutes, liegt eine eigenartige Wallanlage, deren Alter und Zweck schwer zu bestimmen ist. Inmitten einer senkrecht ausgemauerten viereckigen teichartigen Vertiefung von etwa $^1/_2$ ha ragt eine 25 m im Quadrat umfassende Insel heraus, die einmal schräge Abböschungen gehabt haben kann, infolge eines Geländeeinbruches aber stufenartig vermauert wurde. Ein kleiner Quellgraben speist das Becken, dessen Abfluß am Dorfbach unter der Straßenbiegung durch eine Wiese, einen ausgetrockneten Teich, führt. Das fast ebene Plateau der Insel diente bis 1945 als Garten des Besitzers. Es besteht die Ansicht, daß die gesamte Anlage mit der von Reinholdshain als Beobachtungs- oder Verteidigungssystem zum Schutze des Rittergutes und der Kirche zu Reinhardtsgrimma und der weiter nach Norden führenden Straßen dienen sollte. Wie so oft bei mittelalterlichen Burg- und Wallanlagen entstand auch hier die Sage von unterirdischen Gängen. Grabungen, etwa in Richtung der Burg Bärenstein, brachten jedoch keinen Erfolg.

Die alten Bauerngüter Luchaus sind zumeist große Drei- oder Vierseithöfe. Das heutige Volksgut weist in Dach- und Giebelgestaltung Merkmale feudaler Bauweise auf. Die übrigen Güter besitzen einfacheren Charakter. Fachwerk trifft man nur noch vereinzelt, so besonders im Gehöft Nr. 4. In Nr. 38 erfolgte schmuckhafte Schieferverkleidung des Giebels. Massiver Ausbau ist sonst die Regel. Bei der Anlage der Gehöfte herrscht die Giebelstellung der Wohnstall- und Seitengebäude zur Straße vor. Inschriften, Jahreszahlen und Initialen dienen vielfach der Ausschmückung der Straßenfronten, so bei Nr. 1 (1776) und

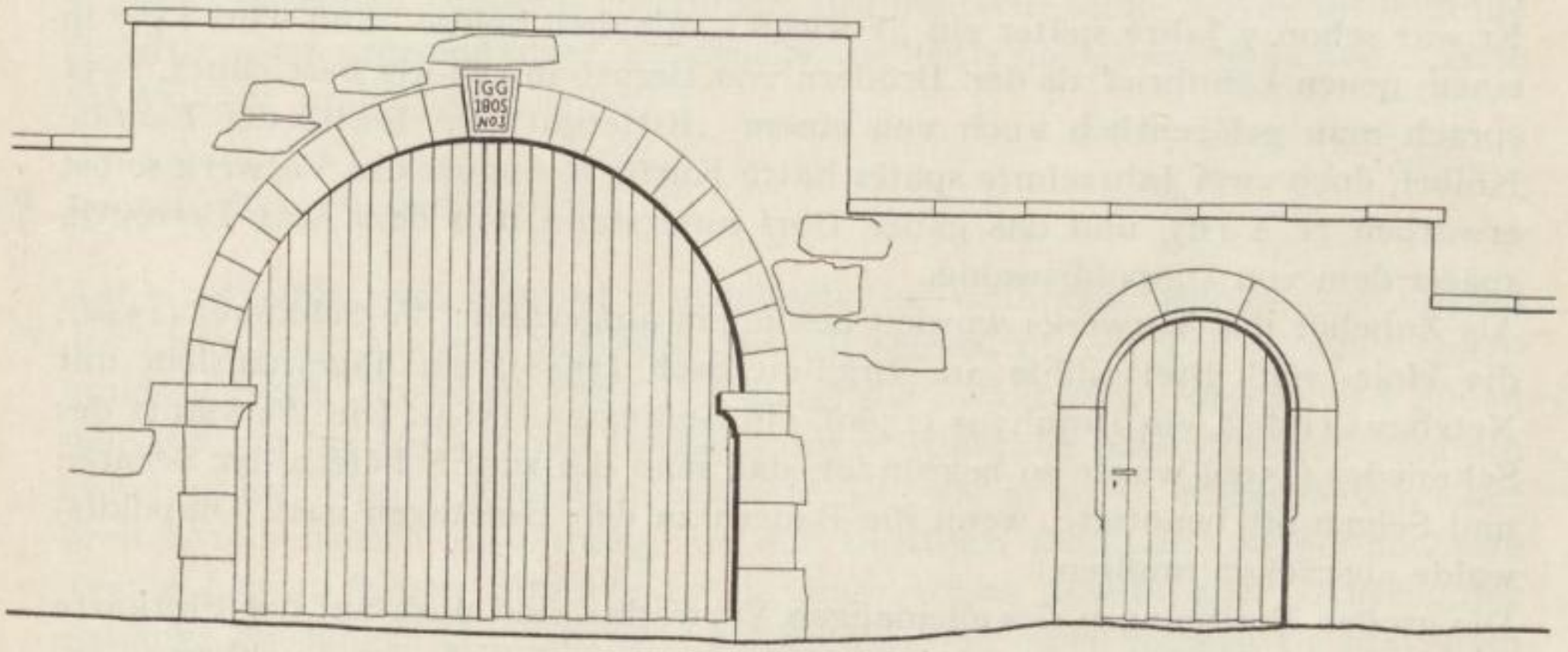


Abb. 15. Luchau Nr. 3, Toreinfahrt und Pforte

bei Nr. 2 (1833). Der Hofabschluß geschieht zum Teil mittels großer Torbogen- B 9
einfahrten, wie bei Nr. 3 (Abb. 15), Nr. 33 und Nr. 38. Die Scheunen erfuhren vielfach durch Hocheinfahrten arbeitstechnische Verbesserungen. Im Stallausbau ist Nr. 15 besonders zu nennen, in welchem Gehöft man das Seitengebäude 1954 zu einem modernen Rinderstall umgestaltet hat. Der genossenschaftlichen Viehzucht dienen die neuerrichteten Ställe auf der Südseite des Dorfes. Gefällige Bauweise zeigen die Häusleranwesen im Oberdorf. Unter ihnen ragt ein neuzeitlicher Bau durch eine mächtige Steinmauerbegrenzung hervor.

Alte Eisenstraße **B 1**

Von den Eisenhämmern an der Biela (s. Bd. 3, Im Süden der Barbarine, A 10, A 18, A 19, D 10, D 14) einerseits und dem Werk von Schmiedeberg an der Roten Weißeritz andererseits bestand die Notwendigkeit einer Straßenverbindung, da das Eisenerz von Berggießhübel in beide Täler transportiert werden mußte. Ein zusätzlicher Verkehr mag bestanden haben, als nach dem Dreißigjährigen Krieg zwischen den Werken Bahra und Schmiedeberg Personalunion im Pachtvertrag bestand (s. D 10c). Damals hielt man sich nicht mehr an die Befehle Kurfürst Augusts, daß die Städte, Ortschaften und eingesessenen Händler nur sogenanntes Pirnaisches Eisen, aus der Eisenkammer zu Pirna, beziehen durften. Der Querweg zwischen den Tälern Weißeritz, Müglitz, Seidewitz, Gottleuba, Bahra und Biela kam in Gebrauch. Dieser Verbindung ist in den teilweise noch heute als „Eisenstraße" geführten Wegen nachzuspüren.
Die Eisenstraße benutzte zwischen der Schneckenmühle im Seidewitztal (s. Bd. 4, Gottleuba, A 4) und dem Müglitztal einen heutigen querverlaufenden Feldweg und erreichte, wie wir Oberreits Karte entnehmen können, vom Punkt 400,9 m südöstlich des Kleppelberges im Abstieg durch ein Tälchen die Friedensmühle unweit der Schlottwitzer Hütten.
Den steilen Anstieg aus dem Müglitztal nach Cunnersdorf überwand die Eisenstraße von der Herrenmühle aus (s. C 10), wo schon ein alter Böhmischer Steig (s. F 7) das Tal querte. Südlich um den Lerchenberg, am Cunnersdorfer Freigut vorbei und durch die an den Südhang des Vogelberges angelehnten Felder erreichte man das Unterdorf von Luchau. Dieses Wegestück war, wie die Beilagen zu den Quadrat-Meilen-Blättern 1784 aussagen, „nicht gut bei nasser Jahreszeit wegen denen (feuchten) Wiesen". Luchau mußte durchfahren werden, und bei der wasserburgartigen Wallanlage lenkt die Straße, die auch heute die Verbindung nach Schmiedeberg und dem Weißeritztal bildet, nach Südwesten. Sie umgeht auf der Wasserscheide zwischen Brießnitzbach und den die Lockwitz bildenden Quellbächen östlich den Breiten Berg und tritt nordwestlich des Felsenberges in den Wald ein. Hier quert sie den Verbindungsweg Oberfrauendorf—Johnsbach—Bärenstein und wenig später die Hochwaldstraße (s. D 7) beim Punkt 602,1 m. Das Meßtischblatt bezeichnet jetzt eine in ihrer geschwungenen Wegeführung einem Geländeeinschnitt angepaßte Verbindung zur Buschmühle als Eisenstraße. Es ist jedoch auch möglich, daß der Weg hier

B 10 ursprünglich von der Höhe direkt in das Hammerwerk durch das Hochofengründel führte, das noch einen tiefeingefahrenen Hohlweg zeigt.
Ein anderer Straßenzweig, der bei OBERREIT den Namen „Eisensteinweg" führt, verläßt den Straßenabschnitt Luchau—Schmiedeberg schon beim Langen Grund, kreuzt die Hochwaldstraße noch außerhalb des Waldes und führt im Molchgrund ins Weißeritztal hinab.

1 Reinhardtsgrimmaer Heide

Von dem Sandsteinrest im Lockwitztal oberhalb Reinhardtsgrimma (s. B 4) zieht, erst schmal, dann bis zu 300 m breit anschwellend, ein Quarzporphyrgang nach Osten. An der Straße Reinhardtsgrimma—Hausdorf—Maxen ist er etwa bei der Höhe 365,7 bis fast ans Ufer des Cunnersdorfer Baches hin durch Sandsteinschichten überdeckt. In ihrem Bereich breitet sich die Reinhardtsgrimmaer Heide aus. Der Wald bedeckt fast genau eine aus sogenanntem fossilreichem „Pennricher Sandstein" der Plenuszone aufgebaute Sandsteinplatte. Auf dem rechten Hang des Cunnersdorfer Baches liegen fluviatile Niederschönaer Schichten — Schotter von Flüssen. Dieses Gelände führt den bezeichnenden Namen „auf dem Sande". An dieser Stelle ist der Basishorizont der Kreideablagerungen aufgeschlossen. Er besteht aus einem konglomeratischen Sandstein, der kaltzeitlich aufbereitet und durch Fließerdebewegung über gefrorenem Untergrund verfrachtet wurde. Deshalb finden wir auch keine normale Ablagerung, sondern nur ein Gewirr von zum Teil senkrecht verstellten Blöcken vor. Die umliegenden Felder zeigen die zahlreichen, aus den Konglomeraten ausgewitterten Quarzgerölle.
Im Bereich der Heide wurde der Sandstein am Cunnersdorfer Bach selbst jedoch abgetragen und ins Müglitztal verfrachtet, so daß der Porphyr wieder zutage tritt. Dort wie auf der Gneisfläche bei den Buschhäusern finden wir ebenfalls Wald vor. In seinen auf Sandstein stockenden Teilen trägt er wie bei Hirschbach und nördlich von Dippoldiswalde infolge seines trockenen Untergrundes den Charakter einer „Heide". Birke und Kiefer herrschen vor. An den Talhängen, so im Bereich des Porphyrs, wachsen vielfach Fichten und Lärchen, verschiedentlich auch Laubbäume und -sträucher. An der Schneise 3 südlich des Grimmsteines steht als Naturdenkmal eine stattliche Eiche.
Die Vegetation der Reinhardtsgrimmaer Heide ist ziemlich artenarm. Daran hat nicht so sehr die forstliche Bewirtschaftung schuld — die Fläche ist vorwiegend mit Fichten- und Kiefernforsten bestanden —, sondern die Nährstoffarmut des Bodens, der größtenteils aus dem Verwitterungsmaterial des Sandsteins gebildet wird.
Auf weite Strecken zeigt die Flora stärkere Bodenversauerung an: Auf den trockenen Partien breiten sich Adlerfarn (*Pteridium aquilinum*), Drahtschmiele (*Deschampsia flexuosa*), Heidekraut (*Calluna vulgaris*), Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*), fleckenweise auch die Preiselbeere (*Vaccinium vitis-idaea*) aus, und

das Rotstengelmoos (*Pleurozium schreberi*) spinnt seine Ästchen in dichten Teppichen am Boden entlang. C 1

Nicht viel besser zu beurteilen und zu bewirtschaften sind die ausgedehnten wechselfeuchten Standorte, die durch stauende Schichten entstehen: Hier wuchert Pfeifengras (*Molinia coerulea*), auch Bergreitgras (*Calamagrostis villosa = C. halleriana*), eine Grasart des Gebirges, kommt noch vor. Das Zypressenschlafmoos (*Hypnum cupressiforme*) bildet ausgedehnte Polster, oft begleitet vom Besen- oder Gabelzahnmoos (*Dicranum scoparium*), und allenthalben begegnen wir in der Strauchschicht dem Faulbaum (*Rhamnus frangula*) mit seiner weißscheckigen, zu Arzneizwecken begehrten Rinde. An den günstigeren Standorten sind unter anderem Dornfarn (*Dryopteris austriaca*) und Männlicher Wurmfarn (*Dryopteris filix-mas*) zu finden.

Von den ursprünglich hier heimischen Baumarten können wir einzelne Exemplare noch verstreut und als Jungwuchs in Strauchhöhe finden: Traubeneiche, die wahrscheinlich den Hauptanteil an der früheren Bestockung stellte, daneben Stieleiche, Buche und natürlich, allgegenwärtig auf den ärmeren Böden, die Weißbirke.

Die weitaus günstigsten Standorte findet die Forstwirtschaft längs des Schlottwitzbaches, auch Cunnersdorfer Bach genannt. Hier entfaltet sich auch auf inselartigen, nährstoffreichen Ablagerungen des Bachbettes eine reizvolle Laubwaldflora mit Milzkraut (*Chrysosplenium alternifolium* und *Chr. oppositifolium*), Himmelschlüssel (*Primula elatior*), Lungenkraut (*Pulmonaria obscura*), Haselwurz (*Asarum europaeum*), Sauerklee (*Oxalis acetosella*), Bingelkraut (*Mercurialis perennis*), Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria*) und dem stattlichen, geschützten Johanniswedel (*Aruncus silvester*). Im Wasser flutet stellenweise das ansehnliche, kielblättrige Quellmoos (*Fontinalis antipyretica*). Die Fichten sind hier ganz fehl am Platze und sollten durch Edellaubhölzer, vor allem Esche, ersetzt werden.

Buschhäuser C 2

In der Reinhardtsgrimmaer Heide stehen an der Straße von Hausdorf links und rechts zwei gleiche einstöckige Gebäude, die Buschhäuser genannt. Sie wurden 1810/11 erbaut und zeigen in ihrer klassizistischen Architektur die Handschrift des Dresdner Architekten Gottlob Friedrich Thormayer. Über den Eingängen sieht man in Bogenfeldern je ein Relief, das einen Jäger und einen ruhenden Wanderer in zeitgemäßer Tracht mit dem Zylinderhut darstellt. Hans Geller hat die originellen Reliefs wohl zu Recht dem jungen Ferdinand Pettrich zugeschrieben.

Der Komponist Robert Schumann, der 1844 bis 1850 mit seiner Familie in Dresden wohnte, weilte wiederholt im nahen Maxen, wo er mit zahlreichen Künstlern zusammentraf. Er schwärmte von den Spaziergängen nach den Buschhäusern.

SLUB
Wir führen Wissen.

C 2 In einem der beiden Gebäude war von jeher ein Gasthaus untergebracht. Im anderen, das jetzt als Wohnhaus für Forstangestellte dient, befand sich ein Tanzsaal. Die Buschhäuser stehen unter Denkmalschutz. Sie wurden 1958 renoviert. Die schöne Lindenallee dazwischen gilt als Naturdenkmal.
In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielten die Buschhäuser eine wichtige Rolle bei der Schaffung einer deutschen Turnbewegung. Als 1859 die Turnsperre Metternichs aufgehoben worden war, gründete man 1861 auf Anregung des Turnlehrers THURM in Dippoldiswalde eine Zentralstelle für das Turnwesen im Gebiet zwischen Dresden und der böhmischen Grenze. In einem zum Rittergut Reinhardtsgrimma gehörigen Waldstück hinter den Buschhäusern wurde der erste „Deutsche Centralturnplatz" eingerichtet. Nachdem der Platz planiert und 6 Recke, 6 Barren, 6 Sprunggeräte sowie ein mit großen Masten ausgestattetes Klettergerüst beschafft und aufgestellt worden waren, fand im Sommer 1862 die festliche Weihe statt, zu der 600 Turner aus vielen Orten der nahen und weiteren Umgebung erschienen. Danach fanden sich an Sonntagen oft die Turnvereine der Kreishauptmannschaft zu Wettkämpfen zusammen. Mit der Zeit ließ der Zuzug nach dem entlegenen Turnplatz nach.

C 3 Burgruine Grimmstein

Südlich der Buschhäuser hat der in einem spitzen Winkel nach Südosten abbiegende Cunnersdorfer Bach einen schmalen Sporn gebildet. Auf ihm sind noch die Grundmauern einer kleinen Burg zu erkennen. Man gelangt dorthin, wenn man vom Buschhaus hinab in das Tälchen und dann die Schneise 3 wieder steil hinaufsteigt. Der Sage nach — Bestimmtes über die Anfänge der Anlage ist nicht bekannt — hat hier die Feste der Ritter de Grimme gestanden, die auf zwei Seiten von tiefen Talkerben umgeben war. Ganz nahe zog westlich die alte Straße vom Elbtal über Lockwitz, Maxen, Cunnersdorf und Dittersdorf ins Böhmische Becken vorüber und war leicht zu beobachten. Wann die Anlage zerstört wurde, ist nicht nachzuweisen. Ihr Ende kann man vielleicht in die Zeit legen, als mit der Einnahme und Zerstörung der Burg Dohna 1402 auch die Vasallen der Donins, die die Straßen und Dörfer zwischen Gebirge und Elbniederung heimsuchten, vernichtet wurden.
Erst im Zeitalter der Romantik belebte sich der alte Burgplatz wieder. Ein Besitzer des Rittergutes Reinhardtsgrimma, von Bülow, ließ den Fußsteig von Schlottwitz herauf anlegen und ein Lusthaus errichten.

C 4 Cunnersdorfer Bach

Der Cunnersdorfer Bach, auch Schlottwitzbach genannt, entsteht in bruchigen Wiesen oberhalb der letzten Güter von Cunnersdorf. Nachdem er etwa 3 km genau in nördlicher Richtung durch den Freiberger Grauen Gneis geflossen ist, nimmt er von links bei den Neuen Häusern das zu einem Wasserlauf vereinigte

SLUB
Wir führen Wissen.

„Vordere“ und „Hintere Gründel“ auf. Unmittelbar danach hat der Bach sich C 4
in einen breiten Quarzporphyrgang eingeschnitten. Die bisherige Laufrichtung ändert sich bei der Burgruine Grimmstein spitzwinklig nach Südosten in Richtung auf die Müglitz zu. Dieser scharfe Knick des Baches ist durch eine Flußanzapfung hervorgerufen worden (Abb. 16). Ursprünglich floß nach Gallwitz (1936) der Cunnersdorfer Bach weiter nach Norden über Hausdorf — wo man

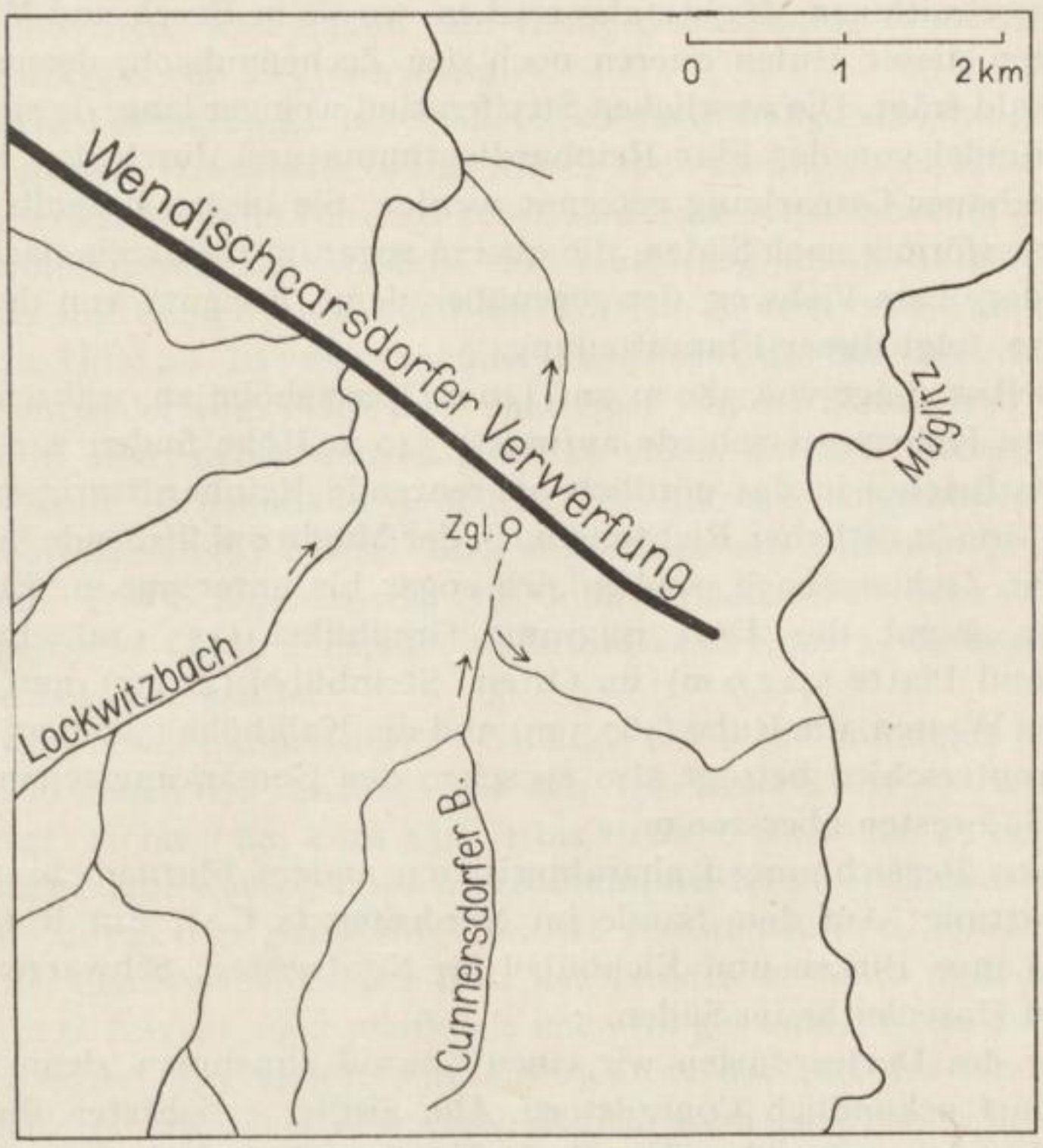


Abb. 16. Beispiel einer Flußanzapfung am Cunnersdorfer Bach

in einer oberhalb des Ortes gelegenen Ziegeleigrube seine Schotter fand — der Lockwitz zu. Nach Abschluß der Kreideablagerungen, im untersten Senon, riß die Wendischcarsdorfer Verwerfung auf, und an der Wende vom Tertiär zum Pleistozän hoben sich die nordöstlich gelegenen Gebirgsteile allmählich, während die südwestlich der Störungslinie befindlichen abwärts gedrückt wurden. Den dadurch entstandenen Höhenwall vermochte wohl die Lockwitz zu durchschneiden, nicht aber der Cunnersdorfer Bach. Ein vom Müglitztal beim heutigen Ort Schlottwitz her sich rückwärts einschneidender Wasserlauf erreichte den Cunnersdorfer Bach, zapfte sein Wasser an und führt es seitdem der Müglitz zu. Daß dieses neue Talstück erst jüngerer Entstehung ist, beweist sein

C 4 starkes und noch ungleichmäßiges Gefälle. Schon auf dem Meilenblatt (1784) und auch auf anderen Karten nennt man es Schlottwitz-, mundartlich auch Schloitz- oder Schlotzgrund.

C 5 Cunnersdorf, Krs. Dippoldiswalde

Cunnersdorf ist ein Waldhufendorf, dessen östliche Feldstreifen bis zum Hang des tiefeingeschnittenen Müglitztales reichen, wo sie in Busch und Wald enden. Die mittleren dieser Hufen queren noch den Zechenaubach, dessen Talkerbe ebenfalls Wald trägt. Die westlichen Streifen sind weniger lang, da sie durch das Hintere Gründel von der Flur Reinhardtsgrimma und durch den Folgenbach von der Luchauer Gemarkung getrennt werden. Sie biegen deshalb vor diesen Bächen fächerförmig nach Süden, die oberen sogar im Halbkreis nach Südosten um. Auch der obere Viehweg, der gegenüber dem „Freigut" von der Dorfzeile abschwenkte, folgt dieser Fluraufteilung.

Das Dorf selbst steigt von 380 m auf 440 m Meereshöhe an, während die Flur noch größere Höhenunterschiede aufweist: 340 m Höhe finden wir beim Austritt des Dorfbaches in das nördlich angrenzende Reinhardtsgrimmaer Forstrevier vor; drei in östlicher Richtung nach der Müglitz abfließende Wässerchen, darunter der Zechenaubach, senken sich sogar bis unter 300 m. Ein größerer Höhenkranz säumt das Dorf ringsum: Grauhübel (355,4 m), Lerchenberg (404,3 m) und Platte (412,9 m) im Osten, Steinhübel (429 m) und Vogelberg (447,8 m) im Westen, die Ruhe (467,3 m) und die Kalkhöhe (500,6 m) im Süden. Der Höhenunterschied beträgt also zwischen den Gemarkungsteilen im Nordosten und Südwesten über 200 m.

Außer diesen Bezeichnungen charakterisieren andere Flurnamen zumeist die Naturausstattung: Auf dem Sande im Nordosten (s. C 1), Am Roten Wasser im Osten, Lange Birken und Eichhübel im Nordwesten, Schwarze Tanne im Westen und Hasenleithe im Süden.

Als Locator des Dorfes dürfen wir einen Conrad annehmen, denn noch 1404 hieß das Dorf urkundlich Conradstorff. Die Siedler errichteten ihre Gehöfte auf dem Talrand 5—10 m über dem Bach. Heute finden wir dort stattliche Drei- und Vierseithöfe vor. In den ursprünglich als Gemeindebesitz geltenden Bachwiesen siedelten später Häusler ohne Flurbesitz, in der Regel Handwerker. Diese Talhäuser zeigen Jahreszahlen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so 1874. Aber schon 1659 werden „Maurer zu Konnersdorff" beurkundet, die der Glashütter Maurerinnung angehörten.

Nach seiner früheren grundherrlichen Zugehörigkeit zerfiel das Dorf in zwei Teile: 16 Bauern, 1 Gärtner und 10 Häusler waren nach Reinhardtsgrimma, 10 Bauern, 3 Gärtner und 17 Häusler nach Maxen verpflichtet. Beide Rittergüter und damit auch Cunnersdorf lagen im Bereich des Amtes Pirna. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das ganze Dorf mit der Herrschaft Reinhardtsgrimma der neugegründeten Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde unterstellt.

SLUB
Wir führen Wissen.

In unmittelbarer Nähe von Glashütte gelegen, waren die südlichen Cunnersdorfer Flurteile wiederholt das Ziel bergmännischer Unternehmungen, die jedoch über flache Grabungen nicht weit hinausgekommen sein mögen. Aber von den zwischen dem 16. Jahrhundert und dem Dreißigjährigen Krieg genannten 42 Zechen auf Silberbergbau ist heute nichts mehr zu entdecken als einige bewachsene Erhebungen, die Halden gewesen sein können. In ihrer Nähe hatte man noch 1788, nach Akten im Landeshauptarchiv, die Grube Israel wieder aufgenommen, nicht weit davon den Heilig-Geist-Stolln. Beide Anlagen sind auf dem Flurkroki von 1835 verzeichnet. C 5

Die bäuerlichen Besitzungen bezeichnete SCHUMANN 1830 als „mit geringen Feldern, aber gutem Wieswachs, wenig Obst, aber ziemlich viel Holz" versehen. Noch heute erscheinen die Güter, deren Bauart sich seitdem wenig geändert hat, als recht wohlhabend. Die Gebäude sind einstöckig massiv aufgeführt. Flache Satteldächer mit Schiefer bedecken sie. Tore in Mauern oder Säuleneinfahrten schließen die Höfe ab. In viele ebenfalls massiv gebaute Scheunen führen Hocheinfahrten entweder vom Felde oder auch quer von der Straße her.

Im Mitteldorf steht neben dem Gasthof an einem der zahlreichen Löschteiche das 1845 erbaute Spritzenhaus, in dem drei Steinkreuze eingemauert sein sollen. Außer einem Bauerngut besitzt auch die Schule ein Uhrtürmchen auf ihrem Schieferdach. Das Schulhaus war die Geburtsstätte des Lehrersohnes Martin KREISIG (geb. 8. 9. 1856), der später als Gründer des Robert-Schumann-Museums in Zwickau bekannt wurde.

Im Jahre 1945 besaß Cunnersdorf 83 Gebäude mit 139 Wohnungen für 198 Haushaltungen, in denen 678 Einwohner lebten. Die bäuerlichen Betriebe verteilten sich wie folgt: 10 bis 2 ha, 4 bis 5 ha, 1 bis 10 ha, 6 bis 20 ha, 25 bis 50 ha, 1 bis 100 ha. Das Freigut war über 100 ha groß und fiel unter die Bodenreform. Zehn Bauern, die durch den Krieg ihre Heimat verloren hatten, erhielten dadurch eigene Höfe, den verbleibenden Rest des Landes verteilte man an landarme Bauern. Am 6. August 1952 wurde als erste im gesamten Kreis die LPG Typ I „Edwin Hoernle" gegründet. Für sie richtete der Rat des Kreises und der VEB Glashütter Uhrenbetriebe einen Kulturraum ein. Schon am 8. Oktober 1952 bildete sich noch die LPG Typ III „Vereinte Kraft". Seit 1960 ist das ganze Dorf genossenschaftlich zusammengeschlossen.

Wegen seiner verwaltungsmäßigen Zugehörigkeit zu Dippoldiswalde einerseits und der Nähe zu Glashütte anderseits, dem Arbeitsort zahlreicher Werktätiger aus Cunnersdorf, ist das Dorf durch eine Autobuslinie mit beiden Städten verbunden.

Lerchenberg (404,3 m) **C 6**

Etwa in 3 km Entfernung von dem Quarzporphyrzug Reinhardtsgrimma—Lederberg zieht ein zweiter Gang dieses Gesteins südlich Luchau und Cunnersdorf (s. E 1, E 2) nach Osten und endet im breitrückigen Lerchenberg über dem Müglitztal. Das schwer zu kantigen Scherben verwitternde Gestein trägt auch

C 6 hier Trockenwald mit Birke und Kiefer, durchsetzt von einzelnen Fichtengruppen (s. C 14).

Die nördlich und südlich angrenzenden Gebiete im Freiberger Grauen Gneis entbehren eines so widerstandsfähigen Gesteins, wie es der Porphyr darstellt, und bleiben in ihren Höhen erheblich hinter dem Lerchenberg zurück, wie das Beispiel des Grauhübels (355,4 m) beweist.

Zwischen Grauhübel und Lerchenberg strebt ein Gründel, die Zechenau, auf manchen Karten auch Zeschenau genannt, der Müglitz zu. Den Namen dieses Baches bringt man mit jenen Bergbauanlagen in Zusammenhang, die 1753 wegen der Halbedelsteine an seinem Ausgang (s. C 8) angelegt worden waren.

C 7 Müglitztal

a) Der Flußlauf

Die Bezeichnung des Flusses Müglitz ist vom Ort Mügeln an der Mündung des Flusses auf diesen übergegangen und bedeutet „Hügelbach" (altsorb. Mogyla, Mogylica). Im 15. und 16. Jahrhundert heißt er vor allem in Urkunden des Mündungsgebietes gewöhnlich Mogelitz, vereinzelt auch Muglitzbach und Moglentz (1516). Das durch Zinnwäschen zwischen Altenberg und Geising gerötete Wasser gab schon 1532 zu dem Namen „Rothe Mogelitz" Veranlassung. Noch OBERREIT (1821) nennt es so.

Nach der Vereinigung der Müglitz mit dem Roten Wasser bei Lauenstein erreicht der Fluß unser Gebiet nahe Bärenstein. Er hat bis hierher schon 15 km Laufstrecke hinter sich gebracht und einen Höhenunterschied von 305,4 m überwunden. Während wir den Oberlauf bis zum Zufluß der 7,3 km langen Biela (s. J 7) bei Bärenklau rechnen, folgt nun ein Laufstück bis zum Trebnitztal, das durch viele Schleifen und Windungen gekennzeichnet ist (s. E 10). Hier empfängt die Müglitz von links mehrere Zuflüsse aus Falkenhainer und Johnsbacher Flur, bei Glashütte von links den Brießnitzbach und von rechts die beiden Kohlgrundbäche (s. F 11) sowie den östlich Rückenhain herabkommenden kurzen Wasserlauf. Auffällig ist dann das genau nordwärts gerichtete Talstück der Müglitz bei Schlottwitz, dessen geradliniger Verlauf mit einer Verwerfung als nahezu rechtwinkliger Verlängerung der Wendischcarsdorfer Störung in Verbindung gebracht wird. Etwa 1 km nördlich der Einmündung des Schlottwitzgrundbaches (s. C 4) verläßt der Fluß unseren Untersuchungsbereich in einer Höhenlage von 235 m, um der Elbe bei Heidenau zuzustreben (Bild 7).

b) Hochwasserkatastrophen

Wie für die Flüsse Gottleuba (s. Bd. 4, Gottleuba, C 8) und Weißeritz (s. A 5) bringt die Geschichte auch für die Müglitz Nachrichten von schweren Überschwemmungskatastrophen. Hochwasserfluten, meist in den Sommermonaten, sind überliefert für 1609, 1618, 1679, 1694, 1709, 1715, 1723, 1726, 1750, 1804, 1825, 1827, 1851, 1897, 1927, 1957 und 1958. Je mehr der Ausbau des Tales

SLUB
Wir führen Wissen.

durch Straßen, Eisenbahn, Fabrik- und Wohngebäude fortschritt, desto größer C 7
wurden die Sachschäden und desto bedenklicher die Gefährdung von Menschenleben. Besonders an Prallufern wirkten sich die Zerstörungen schwer aus, z. B. unterhalb von Bärenhecke, an der Schüllermühle, im unteren Stadtteil von Glashütte um das Bahnhofsgelände, unterhalb der Bastei oder bei der Südschleife an der Brückenmühle. 1927 türmten sich bei Bärenstein angeschwemmte Hölzer von oberen Sägewerken haushoch auf und erzeugten einen Staudamm, aus dem sich nach dem Durchbruch eine verheerende Wasserwalze ergoß. Die niedrigen Eisenbahnbrücken der Kleinbahn bildeten mit ihren kleinen Durchlässen ebenfalls Ursachen zur Verstopfung und zum Stau der Wassermassen. In Flußbögen bei Bärenklau und Bärenhecke sowie weiter abwärts erschien das ganze Tal nach dem Ablauf des Wassers als ein einziges Trümmerfeld. Zerstört wurden zahllose Brücken, Verkehrswege und Mühlengebäude. Besonders schwere Schäden erlitt damals Glashütte (Bild 12/13).

Nach amtlichen Angaben betrug 1927 im Müglitztal die Zahl der Todesopfer 35. Da die späteren Katastrophen nicht so unerwartet in der Nacht hereinbrachen, konnten sich die Menschen rechtzeitig in Sicherheit bringen. Als Hochwasserschutz sind zunächst in den Nebentälern der Biela, der Brießnitz, der Trebnitz und im Müglitztal bei Schlottwitz Stauanlagen vorgesehen.

Die meteorologischen Ursachen für die große Katastrophe am 8. Juli 1927 sah Weickmann wie folgt: „Kalte polare Luftmassen prallten auf warme schirokkoähnliche Luft von mehr als 20° Temperatur, und es kam in kurzer Zeit unter heftigen Gewittern zur Abladung der Feuchtigkeit in solchen Mengen, daß die Aufnahmefähigkeit der Flußgerinne weit überschritten wurde. Das dem Ansturm der Luftmassen sich quer in den Weg legende Erzgebirge mußte zu einer beschleunigten Aufwärtsbewegung der Luft führen und damit zur Entladung der Wassermengen fast an ein und derselben Stelle. Dabei machte sich auch noch eine gewisse Trichterwirkung des Elbtals bemerkbar, die zu einer besonders intensiven Aufstauung der Luftmassen im Bereich der angrenzenden Höhen führen mußte“ (s. Lit.Verz. Hochwasser-Katastrophe).

Wagner beschäftigte sich aus Anlaß der gleichen Hochflut mit dem Zusammenhang zwischen dem Gebirgsbau und den ungeheuren Schäden: „Die Laufrichtung der Müglitz, der Wechsel enger und weiter Talstrecken, das Auftreten von Felsbarren im Flußbett, von felsigen Vorsprüngen im Gehänge sind unmittelbar Folgeerscheinungen tektonischer Vorgänge, die den Abfluß des Hochwassers im Zeitmaß und in der Größe der zerstörenden Wirkungen beeinflußten: . . . hier in drangvoller Enge Aufstau und Aufsammeln der Zerstörungskraft, dort Verteilen und rascher Abfluß des Wassers; hier Transport von riesenhaften Felsblöcken, dort Breitschütten von Geröllen und Sand.“

c) Flößerei

Bildete jahrhundertelang „die fischerye in dem wassir gnant die Mogelitz“ einen wichtigen Teil der Lehnbriefe und Besitzverzeichnisse der an den Fluß rainenden Rittergüter, Schlösser und Städte, so richtete man schon

C 7 frühzeitig auch die der Fischerei nachteilige Holzflöße ein. 1521 trafen mehrere Mitglieder der Familien Bünau und Karras auf dem Niederhofe zu Reinhardtsgrimma zusammen, um einen Flößvergleich für die Müglitz abzuschließen. Schon 8 Jahre später gibt es, wie MEICHE einem Lehnbrief für Rudolf v. Bünau auf Weesenstein entnahm, ein „flutwergk in der Mogelitz", also eine Schleuse oder ein Stauwerk. 1710 verfertigte der Schleusenzimmermann zu Hinterhermsdorf/Sächsische Schweiz (s. Bd. 2, Sebnitz, L 13) einen Anschlag über die nötigen Baulichkeiten zur Flöße des Holzes auf der Müglitz aus den Birkholzeschen Wäldern, einem Zubehör der Herrschaft Liebstadt. Im 18. Jahrhundert entstanden wegen der Holzflöße auf der Müglitz, die Rudolf von Bünau auf Weesenstein und Lauenstein als sein Recht in Anspruch nahm, langwierige Streitigkeiten mit anderen Anliegern. Aber die Bedeutung, die die Weißeritzflöße besaß (s. A 5), erreichte die der Müglitz nie.

d) Müglitztalstraße

Enge und gewundene Täler wie das der Müglitz wurden in früheren Zeiten vom Verkehr möglichst gemieden, da die rasch wechselnden Laufverlegungen der Flüsse bald einen Weg wegrissen, bald ihn verschütteten. So führten die alten Straßen meist über die Hochflächen hin (s. B 10, F 2, F 7, G 11). Erst durch die verbesserte Technik des Straßen- und Brückenbaus konnten im 19. Jahrhundert die längst notwendig gewordenen Talstraßen des Erzgebirges ausgebaut werden.

Schon im Jahre 1838 hatten die Gemeinden des oberen Müglitztales zwischen Fürstenwalde und Glashütte, dem sich die im Lockwitztal zwischen Reinhardtsgrimma und Kreischa anschlossen, eine Bittschrift an die sächsischen Ministerien „um Herstellung einer fahrbaren oder Commerzialstraße von Dresden bis an die Grenze Böhmens" gerichtet, um mit der Landeshauptstadt, mit der Elbe und dadurch mit dem Auslande „Communication" zu erlangen. Dieses Projekt gab man wieder auf, doch entstand von 1846 an eine Straße durch das Müglitztal. Von 1846 bis 1852 baute man an dem Abschnitt von Weesenstein bis Glashütte, die Strecke bis zum Schloßberg Bärenstein entstand 1849 und 1850. Dann folgte (1851 bis 1853) der Anschluß von Weesenstein bis zur Dresden-Pirnaischen Chaussee, und 1864 war die gesamte Strecke bis Geising fertiggestellt. Sie hatte über eine halbe Million Mark gekostet.

Nun konnte auch eine bessere Postverbindung geschaffen werden. Am 1. Februar 1855 erhielt Glashütte seine Postexpedition. Täglich einmal fuhr die Postkutsche bis Mügeln und zurück. Die Fahrtgebühr betrug zwischen Glashütte und Schlottwitz 4 Neugroschen, für die ganze Strecke erhob man 11 Neugroschen. Vom 15. März 1857 an verkehrte die Linie oberhalb bis Bärenstein, bald auch bis Lauenstein. Später kam eine Postverbindung dreimal täglich zustande. Am 17. November 1890 wurde die letzte Post von Mügeln nach Glashütte abgefertigt; denn am folgenden Tage eröffnete die Müglitztalbahn den Betrieb.

Fuhrwerke besonderer Art waren die langen, hochgetürmten Leiterwagen, jeweils beladen mit 40 bis 50 Zentnern von kräuterreichem Gebirgsheu. Sie fuhren

SLUB
Wir führen Wissen.

meist am Sonntagnachmittag in Richtung Dresden, da dort am Montag an der Annenkirche der Heumarkt stattfand. Zwölf Stunden dauerte die Fahrt von Fürstenwalde oder Geising her. Auch Altenberger und Bärensteiner Heufuhrwerke belebten die Müglitztalstraße. Auf der Rückfahrt waren die Leiterwagen mit Kisten, Säcken und Fässern beladen. Erst in der Nacht vom Montag zum Dienstag langten sie wieder in ihrem Heimatort an. C 7

Heute ist die Müglitztalstraße als Straße I. Ordnung ausgebaut und dient nach erfolgter streckenweiser Erneuerung und Pflasterung einem lebhaften Auto- und Autobusverkehr ins osterzgebirgische Erholungsgebiet, aber auch einem starken Frachtverkehr für Glashütte und die zahlreichen im Tal liegenden Industriebetriebe.

e) Müglitztalbahn

Bereits vor einem Jahrhundert erörterte man in den anliegenden Gemeinden, in den beiden Kammern des sächsischen Landtages und in den Ministerien Pläne zum Bau einer Eisenbahnlinie durch das Müglitztal. Man begründete den Bau einer Bahn „von Dresden aus durch das Müglitztal bis nach Zinnwald", wo man den Anschluß an das böhmische Braunkohlenrevier erlangen wollte, damit, daß man die „böhmische" Bahn von Dresden bis Bodenbach — 1851 wurde sie in Betrieb genommen — entlasten und den Weg abkürzen wollte. Aber die Verhandlungen zogen sich über zwei Jahrzehnte hin. Das Gottleubatal hatte inzwischen 1880 eine Bahn bis Berggießhübel bekommen, das Weißeritztal 1883 eine solche bis Kipsdorf (s. A 5). Für das Müglitztal erfolgte die Bewilligung erst Ende 1887, und da man die zu erschließenden Gebiete zu den abgelegenen rechnete, sollte nur eine „schmalspurige Secundärbahn" für die Strecke Mügeln (jetzt Ortsteil von Heidenau)—Glashütte—Geising entstehen. Der Gleiskörper wurde nur auf der Talsohle entlang gelegt, damit alle Mühlen und die damals entstehenden Fabrikanlagen leicht am Güterverkehr teilnehmen konnten. So entstanden 25 meist schrankenfreie Überquerungen mit der Talstraße und mit anderen kleinen Wegen zusätzlich noch 248 schienengleiche Übergänge. Nach fast dreijähriger Bauzeit wurde die Strecke am 18. November 1890 in Betrieb genommen.

Für den Fracht- und Postverkehr und für den sich entwickelnden Wander- und Sommerfrischenverkehr bedeutete die Eisenbahn eine wesentliche Erleichterung. Als 1923 die Verlängerung der Strecke um den Geisingberg nach Altenberg erfolgte, wurde die Bahn auch in der kalten Jahreszeit von zahllosen Wintersportlern benutzt.

Für den zunehmenden Autoverkehr auf der Müglitztalstraße war die Bahn bald zu einem gefährlichen Hemmnis geworden. Um dem zu begegnen, um den ständig wachsenden Verkehr zu beschleunigen und um ähnliche Zerstörungen wie 1897 und 1927 am Bahnkörper für die Zukunft verhindern zu können, wurde 1934 der Bau einer Normalspurbahn in erhöhter und möglichst begradigter Linienführung begonnen. Umfangreiche Vermessungsarbeiten waren erforderlich, und zahlreiche Schwierigkeiten stellten sich dem Bau der hohen Stütz-

C 7 mauern, der 5 Tunnel und der 13 tief in meterhohen Flußschottern gegründeten, 50 bis 100 m langen Brücken in den Weg. Gefährliche Sprengungsarbeiten und ein Aussteifen der Stollen in schiefrig-brüchigem Felsgestein waren nötig. Besondere Schwierigkeiten bereitete die neue Linienführung bei Wittichs Schloß (s. F 3) und bei Weesenstein. Technisch kühn gestaltete man die Streckenführung oberhalb Glashütte zwischen dem ehemaligen Hammergut Gleisberg und dem Bahnhof Bärenhecke. Sie erfolgte hier fast geradlinig mit nicht geringer Verkürzung gegenüber der Kleinbahnstrecke durch einen 530 m langen Tunnel bei der Schüllermühle und durch vier große Brücken.

Die Einfügung der neuen Bahnanlagen in die reizvolle Landschaft ist in recht glücklicher Weise durchgeführt worden. Man schonte nicht nur weitgehend das gesamte Landschaftsbild, man berücksichtigte auch biologisch wertvolle Waldbestände, man sicherte weitgehend den Mutterboden oder die Speicherung des Grund- und Oberflächenwassers für anliegende Büsche, Felder und Wiesen, man erhielt sogar einzelne schöne Bäume, soweit das möglich war. Auch die erforderlichen Dämme und Brücken fügen sich, meist aus heimischem Naturstein gebaut, gut ein.

Kurz vor dem geplanten Eröffnungstag, am 22. Dezember 1938, verschüttete ein Felssturz unterhalb des Wittichfelsens die neue Bahnanlage. Es dauerte mehrere Monate, ehe die etwa 100 cbm Steinmassen wieder weggeräumt waren und man die gefährliche Stelle genügend gesichert hatte.

Am 26. April 1939 wurde die neue Strecke endgültig eröffnet. Durchgehende Züge fahren von Dresden nach Altenberg, ohne daß man wie früher in Heidenau umzusteigen braucht.

C 8 Schlottwitzer Achatgang

Zu den oberkarbonischen und unterrotliegenden Lagerstätten und Gängen des Osterzgebirges gehört der Schlottwitzer Achatgang, eine interessante geologische Erscheinung. Nach Hedrich (1959), dessen neueren Feststellungen wir im folgenden nachgehen, erscheint dieses bemerkenswerte Vorkommen zwischen Döbra und Berthelsdorf (s. Bd. 4, Gottleuba, D 3) an der Oberfläche und wird bei Oberschlottwitz durch den Müglitzbach so spitzwinklig angeschnitten, daß der Gang fast bis nach Niederschlottwitz im Müglitzbett verläuft. Seine Mächtigkeit schwankt stark, am besten ist er im Quarzporphyr entwickelt. Wo er in das Müglitztal eintritt, bildet er steile Klippen und Felsen. Dort sind Achatbrocken durch Eisenoxyd rot oder durch andere Eisenoxydverbindungen grün gefärbt. Auch Bandachat und Drusen kommen vor. Da der Verwitterung Angriffsflächen gegeben sind, geraten fortlaufend Gangstücke in die Schotter der Müglitz und werden weitergeführt. Heute sind solche Gerölle in der Elbe bis nach Hamburg hinunter verbreitet. Sie dienen als „Leitgerölle" zum Auffinden voreiszeitlicher Flußläufe der Müglitz und Elbe in nördlichen Landschaften.

Im Tal selbst ist der Achat meist von Müglitzschottern überdeckt. Am linken Ufer wurde er aber durch die neue Eisenbahnführung zwischen Herren- und Friedensmühle wieder gut aufgeschlossen. Hier sind in die Quarzmasse auch Amethystbröckchen eingelagert, wodurch der farbenprächtige Trümmerachat entsteht. Gelegentlich kommen in Drusen Amethystkristalle vor. Nördlich der Friedensmühle verläuft der Gang wieder im Bachbett. In den Geröllen kann man Amethystquarze und Bandachate finden. Außerdem wurden noch gesammelt: weißer und fleischfarbener Schwerspat als Gangmasse, durchscheinende Chalcedone in verschiedenen Farben wie milchweiß, rauch-, gelblich- und rötlichbraun, fleisch- und blutrot, blutroter Jaspis, hyazinthroter Karneol und roter, sehr eisenschüssiger Ton. C 8

Die meisten Stücke nehmen eine vortreffliche Politur an und besitzen geschliffen ein sehr schönes Ansehen. Deshalb wurden sie schon frühzeitig für Schmucksteine verarbeitet.

Nachdem wahrscheinlich schon Karl IV. von Böhmen, Lehnsherr der Dohnaer Burggrafen, Schlottwitzer Achate beim Bau der Kreuzkapelle der Burg Karlstein verwenden ließ, soll erst wieder 1750 der Achatgang nach einem Hochwasser an der Neumühle entblößt worden sein. 1755 erhielt der Schloßherr von Bünau auf Weesenstein die Konzession, auf seinem Grunde nach Halbedelsteinen schürfen zu lassen. Seit 1775 stand ein Bruch oberhalb der Neumühle dem Dresdner Hofjuwelier Johann Christian Neuber zu Verfügung. In dem Schlottwitzer Achatsteinbruch, den er bis 1791 besaß, ließ er von Zeit zu Zeit brechen.

Aus den Bruchsteinen schuf Neuber vor allem Schmuckdosen, Rock- und Stockknöpfe, Schuh- und Hutschnallen und verschiedene weitere Schmuckstücke, die er auf den Frühjahrs- und Herbstmessen in Leipzig in Auerbachs Hof beim Kunsthändler Rost verkaufte, nachdem er sie fast Stück für Stück im „Journal der Moden" angepriesen hatte. Am häufigsten waren runde und ovale Dosen, bei denen verschiedene Halbedelsteine, meist Achat, Jaspis und Chalcedon, in Gold gefaßt wurden und Deckel und Seitenwände mit Blumenbuketts, Früchten, Schmetterlingen oder mit antiken Figuren in Mosaiktechnik geschmückt waren. Auch ins Ausland wanderten seine Erzeugnisse, vorwiegend nach Frankreich, Italien und Rußland. Eine letzte Zusammenstellung besonders wertvoller Stücke vereinte vor dem zweiten Weltkrieg Exponate aus dem Grünen Gewölbe in Dresden, dem Berliner Schloßmuseum, dem Augsburger Fuggermuseum, dem Londoner Victoria- und Albertmuseum, dem Pariser Louvre und anderen Sammlungen.

1775 tat sich Neuber mit Acier, dem Plastiker der Meißner Porzellanmanufaktur zusammen. Sie schufen sieben und mehr Meter lange Tafelaufsätze, bei denen Acier die Porzellanfiguren, Neuber die Untersätze aus sächsischen Halbedelsteinen in bronzevergoldeter Fassung fertigte.

Unter den 1945 von den Sowjettruppen geretteten und 1959 dem deutschen Volk zurückgegebenen Kunstschätzen des Grünen Gewölbes befinden sich auch einige sogenannte „Neuberdosen". Das sind goldene, runde oder ovale Schmuckdosen,

C 8 die durch aufgelötete oder ausgesägte Streifen in Felder eingeteilt sind. Diese Felder wurden von NEUBER mit geschliffenen Plättchen aus Schlottwitzer Achat ausgelegt, in der Mitte des Deckels meist in Form eines Mosaiks von Blumenstilleben, an Seitenwänden mit Blumengirlanden (Bild 6b).
In der Mitte des 19. Jahrhunderts erlag die Achatschleiferei der Konkurrenz der Edelsteinschleiferei von Idar-Oberstein im Hunsrück. Auch Änderungen in der Mode und nicht zuletzt die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Sachsen in und nach der Napoleonischen Zeit führten den Niedergang herbei. Noch in unserem Jahrhundert sind mehrfach Versuche unternommen worden, den Achat als Rohstoff für die Schmucksteinindustrie wirtschaftlich zu verwenden. Wegen Untauglichkeit für die maschinelle Bearbeitung und zu großer Verluste mußte man sie wieder aufgeben. Sammler und Liebhaber von Steinen können noch Einzelstücke finden oder in den Heimatmuseen zu Liebstadt und Weesenstein, im Schaukasten des Gasthofs Kleintirol oder in Gärten des Müglitztales betrachten.

C 9 Schlottwitz, Krs. Pirna

Das heutige Schlottwitz setzt sich aus verschiedenen Siedlungsteilen zusammen. Im 13. Jahrhundert befand sich im Bereich des jetzigen Ortsteiles Oberschlottwitz auf dem rechten Ufer der Müglitz ein Hammerwerk, Hütten genannt, das durch die Eisenstraße (s. B 10) mit den Bergwerken um Berggießhübel verbunden war. 1404, zwei Jahre nach der Zerstörung der Burg Dohna, wird den Herren des Niederhofes in Reinhardtsgrimma in einem Lehnbrief außer den Dörfern Conradsdorf und Oberfrauendorf auch der Hammer „Slatewicz" (altsorb. Slotovica = Sumpf, Moraststelle) verliehen. Hinzugefügt wird, er sei „vormals von den von Donyn" vergeben. Im Jahre 1445 wird er als „verwustit" aufgeführt, doch 1492 ist er wieder aufgebaut und als Bünauischer Eisenhammer für die Liebstädter Herrschaft in Betrieb. Auch eines Wehres wird in den folgenden Jahren gedacht und 1515 sein Flurbesitz „bieß an der Nawendorffer feldt" verzeichnet. Ein Jahrhundert später lesen wir zwar nichts mehr vom Hammer, wohl aber von „6 Häuslern in den Hütten", und 1657 und wiederholt in Akten späterer Jahrzehnte wird „Schlottwitz oder die Hütte" als nach Weesenstein gehörig beschrieben. 1816 erfahren wir von 9 Hüttenhäusern. Hat das Hammerwerk allerdings nur bis zum Ausgang des Mittelalters eine Rolle für die Produktion gespielt, so klang sein Name noch ein paar Jahrhunderte nach. OBERREIT kündet ebenfalls von den „Hütten" auf dem rechten Ufer unterhalb der Liebstädter Herrenmühle. Anläßlich der Umpfarrung nach Liebstadt schreibt man 1847 auch von „Großröhrsdorfer Hütten". Ab 1849 erscheint dann außer im Grundbuch nur der Ortsname „Oberschlottwitz".
Wahrscheinlich entstanden nach dem Erliegen des Hammerwerkes in der Schlottwitzer Talweitung mehrere Mühlen (s. C 10 und 11): Herrenmühle, Friedensmühle, Neumühle und Nieder- oder Orgusmühle, dazwischen noch eine Brettmühle. Wiederum erweiterte sich in ihrer Nachbarschaft die Zahl der

Wohnhäuschen, in letzter Zeit unterhalb der Hütte auf dem linken Müglitzufer. C 9
Da die Müglitz die Flurgrenze zwischen den zwei Herrschaftssitzen Reinhardtsgrimma und Liebstadt (später Weesenstein), nach der Neubildung der Gerichtsämter (1856) und der Amtshauptmannschaften (1875) auch zwischen den Verwaltungsbezirken Pirna und Dippoldiswalde bildete, bestanden zwei Gemeinden: Oberschlottwitz zu Pirna und Niederschlottwitz zu Dippoldiswalde gehörig. Die Kirchenbezirke richteten sich gleichfalls nach dieser Einteilung: Der obere Teil der Siedlung pfarrte nach Burkhardswalde, von 1847 ab nach Liebstadt, der untere teils nach Reinhardtsgrimma, teils nach Maxen. Selbst beim Bau der Eisenbahn (1888) entstanden die zwei Bahnhöfe Ober- und Niederschlottwitz. Nach kurzer Zugehörigkeit von Oberschlottwitz als Ortsteil zu Großröhrsdorf wurden beide Gemeinden 1950 zu der Siedlung Schlottwitz im Kreise Pirna zusammengefügt.

An die zurückliegende Zeit grundherrlicher Rechtsprechung erinnert ein Steinkreuz. Es steht südlich Niederschlottwitz 40 m oberhalb des Kilometersteins 15,2 an der Müglitztalstraße. Es besitzt die Malteserform, nur der Kopf ist stark abgewetzt. Mit 175 cm Höhe, 99 cm Breite und 34 cm Stärke gilt es als besonders groß. Auf der vorderen Sandsteinfläche sind zwei gekreuzte Degen zu erkennen, die auf ein Duell hindeuten.

Bedingt durch seine unterschiedliche Entwicklung bildeten sich in Schlottwitz nur unentwickelte Wohnreihen und zerstreut an Fluß und Straße liegende Anwesen. Die Flurform ist ebenfalls unregelmäßig. Zum oberen Teil gehörten ausschließlich die rechten Waldhänge, auch solche am Eingang zum Trebnitzgrund sowie ein Stück zu beiden Seiten der Straße nach Berthelsdorf. Niederschlottwitz besaß nördlich der Straße nach Hausdorf einige waldhufen- und blockartige Feld- und Waldstücke. Flurnamen, wie Birkenberg, Lindenbüschchen, Eichgrund und Im Erlen, deuten das Vorherrschen von verschiedenen Waldbäumen an.

In seiner fast 600 Jahre nachweisbaren Entwicklung besaß Schlottwitz, im Gegensatz zu den benachbarten Bauerngemeinden, immer den Charakter einer Werksiedlung. In das Dröhnen des Eisenhammers mischte sich auch das Poltern der Baumstämme der vom 16. bis 18. Jahrhundert betriebenen Holzflöße (s. C 7 c). STEPHANI verzeichnet auch Bergbauversuche „beim alten Hammer" oder „im Grunde". Trotz der öfteren Hochwässer standen die Mühlen nie ganz still. Als in dem Besitz des Müllers Johann Gottlob Kraußpe der dritte Mahlgang „schon lange Jahre caduc" lag, bat er 1758, eine Schneidemühle einrichten zu dürfen.

Nach der Erschließung des Tales durch eine Straße, aber noch vor dem Bahnbau (s. C 7 d/e), hielt 1869 mit der Umgestaltung der Neumühle die Industrie ihren Einzug in die Ortschaft (s. C 11). Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurde Schlottwitz in den Aufbauprozeß der Gegenwart einbezogen. 2 Zubringerwerke arbeiten für den Maschinenbau, von denen eines vorwiegend mit weiblichen Beschäftigten Metallschrauben und Muttern herstellt. Mechanische Werkstätten, weitere für Fein- oder Elektromechanik, handwerkliche Meisterbetriebe

C 9 im Rahmen einer Produktionsgenossenschaft und eine Werkstatt für Uhrenarmbänder gehören zum Produktionsbezirk der Glashütter feinmechanischen und Uhrenindustrie. Eine Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft errichtete eine neue Wohnsiedlung für in Glashütte beschäftigte Werktätige. Von den rund 700 Einwohnern sind 85% in der Industrie tätig.

C 10 Herrenmühle

Etwa an der Stelle des alten Eisenhammers Hütten (s. C 9) liegt die Herrenmühle am Zufluß der Trebnitz in die Müglitz. Hier öffnet sich das Engtal zu der Schlottwitzer Weitung (s. C 7 a). An dieser Stelle querten einer der aus dem Elbtal über das Erzgebirge führenden „Böhmersteige" wie auch die Eisenstraße den Fluß (s. B 10, F 7). Ob eine beim Suchen nach Trümmerachaten etwas unterhalb der Mühle im Müglitztal gefundene bandkeramische Schuhleistenaxt aus Kieselschiefer darauf hindeutet, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit der Pfad benutzt wurde, läßt sich nur vorsichtig vermuten.
Die Herrenmühle gehörte, wie der Name andeutet, der Liebstädter Grundherrschaft. Nach MEICHE schon 1562 erwähnt, verzeichnete OEDER sie um 1600 als Mahlmühle mit drei Gängen. Durch mehrfache Umbauten wurde die Anlage seit dem vorigen Jahrhundert anderen Produktionszwecken zugeführt. Das Hochwasser von 1927 brachte dem Gebäudekomplex, in dem sich damals auch ein Kindererholungsheim befand, schwere Verwüstungen. Die neue Eisenbahnstreckenführung (1936) drängte die alte Mühle in einen engen Winkel zwischen Bahn und Fluß. Die Gebäude enthalten heute nur noch Mietwohnungen und eine feinmechanische Werkstatt.
Gegenüber der alten Herrenmühle entstand 1863 eine Schneidemühle, die heute ebenfalls als feinmechanischer Betrieb eingerichtete Elisabethmühle. Auch die oberhalb gelegene, drei Jahrhunderte alte Krugmühle am Mühlberg ist eine feinmechanische Betriebsstätte geworden.

C 11 Friedensmühle

Die einzige noch in Betrieb befindliche Mahlmühle des Schlottwitzer Müglitztales ist die erst ein Jahrhundert alte Friedensmühle. Hinter ihr mündet von der Seitenhainer Hochfläche her die alte Eisenstraße ein (s. B 10).
Der Name Friedensmühle hält die Erinnerung an einen achtjährigen Wasserstreit zwischen Neumühlenmüller Wustmann und dem Brettmüller Hille fest. Hille betrieb seine Mühle oberhalb der Neumühle im Bereich der heutigen Wohnsiedlung auf Flurstück 1 b. Wustmann beschuldigte 1838 den Brettmüller des zu hohen Wasserverbrauchs, obwohl er, Wustmann, das ältere Wasserrecht besäße. Auf Empfehlung des Königs Friedrich August II., der Wustmann als Betreuer des kgl. Achatbruches (s. C 8) unterstützte, erbaute Hille 1846 oberhalb der Brettmühle eine neue Mahlmühle, die als Ausdruck der Beendigung

des Wasserstreites Friedensmühle getauft wurde. Das alte Schankrecht wurde auf das neue Anwesen übertragen. C 11

Die in den Streit verwickelte Neumühle an der Mündung des Zechenaubaches gehörte, 1724 mit 3 Gängen ausgestattet, der Rittergutsherrschaft zu Reinhardtsgrimma. Sie wurde 1869 Holzschliffabrik. Heute stellt man darin Schrauben her. Im Postlexikon von SCHUMANN heißt sie auch Obermühle im Gegensatz zu der hinter der nächsten Flußwindung gelegenen Niedermühle.

Großröhrsdorf, Krs. Pirna, C 12

ein Reihendorf mit Waldhufen, liegt mit einer Hälfte der Siedlung außerhalb unseres Aufnahmebereiches und wurde schon in Band 4 dieser Reihe behandelt (s. Bd. 4, Gottleuba, A 1). Hier seien nur einige wichtige Daten und Tatsachen wiederholt.

Von der ersten urkundlichen Nennung des Dorfes um 1347 als Rudigersdorf schwankt die Schreibweise im 16. und 17. Jahrhundert zwischen Rurß-, Rürs-, Röhrß- und Rehrsdorf. Die Schreibung Röhrschdorff im Erbregister von 1625 gibt den heutigen mundartlichen Sprachgebrauch gut wieder. Die Kirchenbücher gebrauchen seit 1700 Großröhrsdorf wohl zum Unterschied zu dem gleichnamigen Dorf auf dem linken Müglitzufer westlich von Dohna. Die Grundherrschaft über das Dorf saß auf Schloß Weesenstein; eingepfarrt war es immer nach Burkhardswalde. Die Schule wurde 1826 geschaffen, das Schulhaus 1855 erbaut und 1905 erweitert.

Die am nordwestlichen Bachufer liegenden größeren Drei- und Vierseithöfe weisen noch teilweise erhaltenen Fachwerkbau auf (Nr. 3, 12, 15, 23). Massiver Unterbau aus bodenständigem Gestein trägt bei den anderen Gütern das Obergeschoß aus Ziegel- oder Sandsteinen. Die Satteldächer wurden mit Ziegeln, seit 1905 auch mit Schiefer gedeckt. Urnen schmücken als Giebelzier. Die Hofanlagen entsprechen dem Typus des mitteldeutschen Gehöfts: Dem Wohnhaus mit Kuhstall gegenüber steht der Pferdestall mit Heuboden, während eine hölzerne Scheune, vielfach mit Hocheinfahrt von hinten, den Hof abschließt. Der Zugang erfolgt durch ein Säulentor, vereinzelt auch durch ein Bogentor und durch die eingemauerte Nebenpforte (Nr. 15, 29).

Seit 1. Mai 1955 besteht die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft „Glückauf", die 1958 zum Typ III überging. Ende März 1960 wurde das Dorf, wie die übrigen im Kreis Pirna auch, vollgenossenschaftlich. Die nicht landwirtschaftlich beschäftigte Bevölkerung arbeitet in der Forstwirschaft, in der Industrie in Schlottwitz, Glashütte, Köttewitz, Pirna, Heidenau oder im Kalkbergwerk Nentmannsdorf.

Totenstein (406,8 m) C 13

Westlich des obersten Gutes von Großröhrsdorf erhebt sich der Totenstein als nördlicher Teil eines schmalen Höhenrückens, der parallel zum Müglitztal

C 13 über Lederberg und Kleppelberg nach Süden zieht. Mitten im Freiberger Grauen Gneis, einem mittelkörnig-flaserigen Gestein, ragt am Totenstein ein rötlichweißer Quarzitschiefer riffartig empor, der sich kluftartig in Flächen abbrechen läßt. Man hat ihn früher in Ermangelung anderen harten Materials zeitweise als Straßenschotter verwendet.

Von den Quarzitklippen aus erhält man einen guten Eindruck von der Oberflächengestalt des Geländes: Über den tiefen Einschnitt des Müglitztales schaut man direkt auf die südlich der Wendischcarsdorfer Verwerfung erhaltene bewaldete Sandsteindecke der Reinhardtsgrimmaer Heide (s. C 1) und auf einen Rücken aus Quarzporphyr, der südlich der Orte Luchau und Cunnersdorf bis an die Müglitz bei Oberschlottwitz heranführt und sich in Steinberg, Kalkhöhe und Lerchenberg (s. C 6) über seine Umgebung erhebt. Westlich davon ragt, markant das Gebiet beherrschend, der basaltene Luchberg empor. Im Hintergrund zieht sich auf Quarzporphyr die Waldkulisse zwischen K-Kuppe bei Oberfrauendorf und Oberbärenburg hin, überragt von den ferneren Geising und Kahleberg. Im Norden erkennt man die rechtselbischen Höhen des Lausitzer Plateaus bei Dresden, und im Osten breitet sich die Sächsische Schweiz mit ihren bekannten Formen vor dem Lausitzer und Zittauer Gebirge aus.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Totensteines finden wir nördlich den 393,7 m hohen Hirschberg, dessen Gneis eine kleinkörnig-schuppige Struktur aufweist.

C 14 **Lederberg** (446, 6 m)

Der Lederberg ist ein Glied des breiten Quarzporphyrzuges, der von Reinhardtsgrimma entlang den Talflanken des Cunnersdorfer Baches (s. C 1, C 4) nach Osten verläuft. Infolge seines gegenüber der Verwitterung sehr harten Gesteins erreicht er auch größere Höhen als die benachbarten im Gneis angelegten Müglitztalhöhen (s. C 13). Überaus steil fällt er auf seiner Westflanke zur Sohle des Müglitztales bei Schlottwitz ab. Eine von der Höhe herabziehende Einmuldung scheidet diesen Hang in zwei vegetationsmäßig verschieden ausgebildete Abschnitte.

Der südliche Teil der Hangpartie zeigt keine einheitliche Bodenbedeckung. Sein unterer Saum wird von Eschen und Hainbuchen eingenommen. Einzelne Felsklippen sind reich an Moosen (u. a. *Grimmia doniana*) und Flechten (Parmeliaarten, Nabelflechte), stellenweise überzieht der Efeu (*Hedera helix*) ganze Felswände und bildet da und dort auch seine aufstrebenden Blüten und die Früchte tragenden Stämmchen aus. Am Mittel- und Oberhang wechseln Fichtenkulturen mit kahlen Porphyrhalden, die in breiter Front talwärts ziehen. Einzelne Felsklippen sind von alten knorrigen Kiefern bestanden, verschiedene Farne, wie Nördlicher Streifenfarn (*Asplenium septentrionale*) und Engelsüß (*Polypodium vulgare*) besiedeln Fugen und Kanten. Am Rande der Porphyrhalden sowie innerhalb der Einmuldung finden sich noch etwa 300 Eiben (*Taxus baccata*). Diese geschützten Nadelgehölze schließen sich stellenweise

dicht zusammen. Meist zeigen sie baumartigen Wuchs. Die strauchartige Form, C 14
die die Eiben der Parkanlagen oft aufweisen, ist hier dagegen seltener vorhanden. Der älteste Baum, die „Tausendjährige Eibe", durch ein besonderes Schild als Naturdenkmal gekennzeichnet, besitzt einen Stammumfang von etwa 3,50 m. Sein wirkliches Alter wurde nach Militzer (1956) allerdings nur auf reichlich 450 Jahre berechnet. Der Wipfel dieses Baumrecken ist vor einigen Jahrzehnten dem Sturm zum Opfer gefallen. Trotzdem befindet sich diese Eibe noch in einem recht guten Entwicklungszustand.

Die Eibe war früher in den deutschen Wäldern weit verbreitet. Am Ausgang des Mittelalters wurde ihr hartes, aber elastisches Holz für Drechslerarbeiten (Bögen, Armbrüste) benötigt und über weite Strecken bis nach England gehandelt. Dadurch trieb man einen solchen Raubbau an dieser Baumart, daß sie auf weiten Strecken in unseren Wäldern verschwand. Die wenigen in der Deutschen Demokratischen Republik noch vorhandenen Restbestände bedürfen daher strengen Schutzes.

Der nördliche Teil der Hangpartie zeigt nur noch sehr schüttere Bodenbedeckung. Eichengebüsch, Birken und Heidekraut (*Calluna vulgaris*) fallen neben den vielen kahlen Porphyrstellen, deren rötliche Färbung dieser Hangpartie eine ganz besondere Tönung verleiht, besonders auf. Kleine Kieferngruppen auf Klippen fehlen allerdings auch hier nicht. An der höchsten Stelle dieses Hangteiles siedeln einige ältere Wacholderbüsche, die durch ihren stattlichen Wuchs auffallen, während die hangabwärts vorhandenen Exemplare dieser Art meist stark verbissen bzw. abgetrieben sind. Einige der älteren Wacholder sind bereits vollständig abgestorben. Auch dieses unter Naturschutz stehende Nadelgehölz wurde früher stark genutzt (s. E 2).

Die wichtigsten Hangpartien des Lederberges werden von dem Fußweg Schlottwitz—Großröhrsdorf berührt, der an der Autobushaltestelle bei der Schlottwitzer Siedlung beginnt. Der neu erschlossene obere Lederbergweg zweigt von diesem Fußweg hangaufwärts ab. Er berührt gleichfalls beide Hangabschnitte, verläuft unweit der „Tausendjährigen Eibe", quert die Eibenwäldchen und führt schließlich zu den Wacholderbeständen auf der Höhe des felsigen nördlichen Hangabschnittes.

Im Gebiet des Lederberges und des südlich angrenzenden Kleppelberges hat man in den dreißiger Jahren zur Belebung des heimischen Wildbestandes Mufflons (*Ovis musimon*) ausgesetzt. Diese scheuen Wildschafe kommen in Europa nur noch in den felsigen Bergwäldern von Korsika und Sardinien auf freier Wildbahn vor. Sie haben sich hier gut eingebürgert und entsprechend vermehrt. Sie leben vorwiegend in Herden vereint und fallen dem Wanderer nur selten auf, da sie sich tagsüber meist im Dickicht versteckt halten. Der Dittersdorfer Forstrevierleiter mußte allerdings 1954 feststellen, daß die Tiere in Rüben-, Hafer- und Kleeschlägen beträchtlichen Schaden anrichten und daß auch der Forstmann eine Dezimierung dieser Wildart fordern müsse. Neben Schälschäden, besonders an Fichte und Esche, tritt ein beachtlicher Verbißschaden an jungen Nadel- und Laubholzpflanzungen auf. Deshalb werden von

C 14 Zeit zu Zeit Reduzierungen des Wildes zu einem Geschlechtsverhältnis 1:1 vorgenommen.

D 1 Obercarsdorf, Krs. Dippoldiswalde

Südlich anschließend an die Talsiedlung Ulberndorf, wo die aufwärtsführenden Straße und Bahnlinie auf die linke Uferseite wechseln, liegen weißeritzaufwärts Obercarsdorfer Fabrikanlagen und Wohngebäude. Während die lange Grenze der Ortsgemarkung im Osten von der Weißeritz gebildet wird, zieht sich der ursprüngliche Bauernteil von Obercarsdorf als Waldhufendorf schon außerhalb unseres Aufnahmegebietes in westlicher Richtung hin. Die Werksiedlung im Tal aber soll hier kurz behandelt werden.

Das Dorf erhielt seinen Zunamen zum Unterschied von Wendisch-Carsdorf nördlich der Dippoldiswalder Heide. Ursprünglich lagen an der Weißeritz 3 Mühlen mit 5 Gängen: die obere Klappermühle, die mittelste als Schneidemühle, die dritte am Ortsausgang als Dorfmühle. Außerdem befanden sich im Grund Erzaufbereitungsanlagen, zu denen im Jahre 1570 eine Wasserkunst hinzutrat, um durch ein Feldgestänge die Wasserkraft der Weißeritz auf den Hang hinauf zu übertragen.

Für die Vermessung der kurfürstlichen Neuerwerbungen um Dippoldiswalde (s. A 1 d) erhielt der Dresdner Markscheider Georg Oeder ein Obercarsdorfer Pochwerk zum Besitz. 1600 verkauften es seine Erben aber wieder an einen Dippoldiswalder Bürger, der zur besseren Ausnützung darin einen neuen Mahlgang einrichten wollte. Dagegen erhoben Mühlenbesitzer Einspruch, weil sie eine Behinderung ihrer Wasserzufuhr befürchteten. Rasch wechselten die Besitzer dieses Werkes, dessen Wandlungen ein aufschlußreiches Stück Heimatgeschichte widerspiegeln. Als Pochwerksbesitzer werden genannt 1640 der Richter zu Schmiedeberg, 1663 ein Bürger zu Altenberg, 1666 der Verwalter des Rittergutes zu Schmiedeberg, 1671 der Hammermeister Augustin Bretschneider zu Schmiedeberg (s. D 10), die es meist in wüstem Zustand übernahmen, ein Zeichen dafür, daß das Pochwerk schwer in Betrieb zu halten war. Von früheren Bergbauversuchen kündet ein Stollneingang an der Mündung des Ochsenbaches. Auch in den kommenden Jahrhunderten berichten die Akten von erneuten Versuchen, einen Zain-, Zug- und Waffenhammer (1765) oder ähnliche Unternehmen in Gang zu bringen. 1832 erhielt Frhr. v. Burgk die Konzession, hier 2 Puddlingsöfen, 2 Schweißöfen und ein doppeltes Walzwerk anzulegen. Die Produktionsstätte wurde bald Teil der Freital-Potschappler König-Friedrich-August-Hütte. Wegen der hohen Transportkosten — damals fehlte noch eine Eisenbahn — wandelte man den Betrieb 1868 in eine Pappenfabrik um. Sie besteht noch heute und besitzt Weltruf in der Herstellung von Matrizenpappen für den Zeitungsdruck. Außer zwei Kleinbetrieben für Textilverarbeitung und Feinmechanik besteht in dem Obercarsdorfer Talstück der Weißeritz noch der VEB Holzindustrie Schmiedeberg (s. D 10) mit über 150 Beschäftigten.

SLUB
Wir führen Wissen.

Kohlberg (595,3 m) **D 2**

Obwohl er den Luchberg noch um 20 m überragt, ist der nach Kohlenmeilern benannte Kohlberg wenig bekannt. Er gehört als nördlichster Ausläufer dem Teplitzer Quarzporphyrzug an, dem auch Kahleberg und Tellkoppe zuzurechnen sind. Man bemerkt diesen langgezogenen, bewaldeten Höhenzug, dem sich südlich die noch höhere K-Kuppe (617,2 m) — benannt nach dem bei OBERREIT verzeichneten K-Weg — anschließt, auf der Fahrt von Dresden her schon kurz vor Dippoldiswalde, und man erkennt ihn von zahlreichen Höhen im Osten und Norden unseres Untersuchungsbereiches deutlich als dunklen Horizontabschluß.
Der Ausblick vom Kohlberg ist wegen der dichten Waldbedeckung nur von seinem östlichen Hang möglich. Darum erbaute man an dieser Stelle oberhalb des Oberfrauendorfer Forsthauses einige Sommerhäuser. Man blickt über das nahe Oberfrauendorf und die Steinrücken seiner Flur auf den der erzgebirgischen Gneisrumpffläche aufgesetzten basaltenen Luchberg. An Buschstreifen ist der Verlauf des Roten Wassers erkennbar, und wenig nördlich vom Roten Stein hat sich der Lockwitzbach schon deutlich in die Rumpffläche eingegraben. Im Hintergrund steigt der zugespitzte ebenfalls aus Basalt bestehende Wilisch (481 m) auf, an dessen rechter Flanke das Gelände steil zur Lockwitz abfällt. Über diesem Taleinschnitt erblickt man die Pillnitzer Elbhöhen beim Triebenberg und Borsberg. Der dann parallel zur Wendischcarsdorfer Verwerfung (s. C 4) weiter verlaufende Höhenrücken setzt sich nach Osten bis zum Lederberg über dem Müglitztal fort.

Oberfrauendorf, Krs. Dippoldiswalde, **D 3**

liegt eingebettet in die Mulde der obersten Lockwitz, die innerhalb des Dorfes zu mehreren Feuerlöschteichen aufgestaut wird. Den tiefsten Punkt des Ortes finden wir bei der Schule (440 m). Von dort muß die Dorfstraße in knapp 2 km Länge eine 120 m steile Steigung überwinden.
Oberfrauendorf wurde als Reihendorf mit teilweise recht schmalen Waldhufen angelegt (Abb. 17). Die Feldstreifen der südöstlichen Seite sind fast doppelt so lang wie die nach Westen ziehenden, die unweit der Gesteinsgrenze zwischen Granitporphyr und Teplitzer Quarzporphyr am Steilrand des Kohlbergrückens enden. Diese Geländestufe ist noch zu spüren in abgeschwächter Form in der Dorfmitte am Gemeindeamt, hier Schneiderberg genannt. Da die Porphyre wenig fruchtbaren Verwitterungsboden ergeben und die langen Flurstreifen in ihrem oberen Teile durch sumpfiges Gelände führen, gab man schon 1659 zu Protokoll, daß der „Ackerbau gar schlecht und unfruchtbar" sei, wie auch die Größe der Hufen gegenüber anderen Dörfern als „sehr klein und geringe" bezeichnet wurde. ZÜRNER stellte 1712 nochmals fest, daß die Flur „in schlechtem Ackerbau besteht und überdies noch der Wildbahn unterworfen ist". Lediglich in ihrem nordöstlichen Teil baut sie sich aus dem ackerwürdigen Freiberger Grauen Gneis auf, so daß die mittlere Bodenwertzahl noch 28 beträgt.

D 3

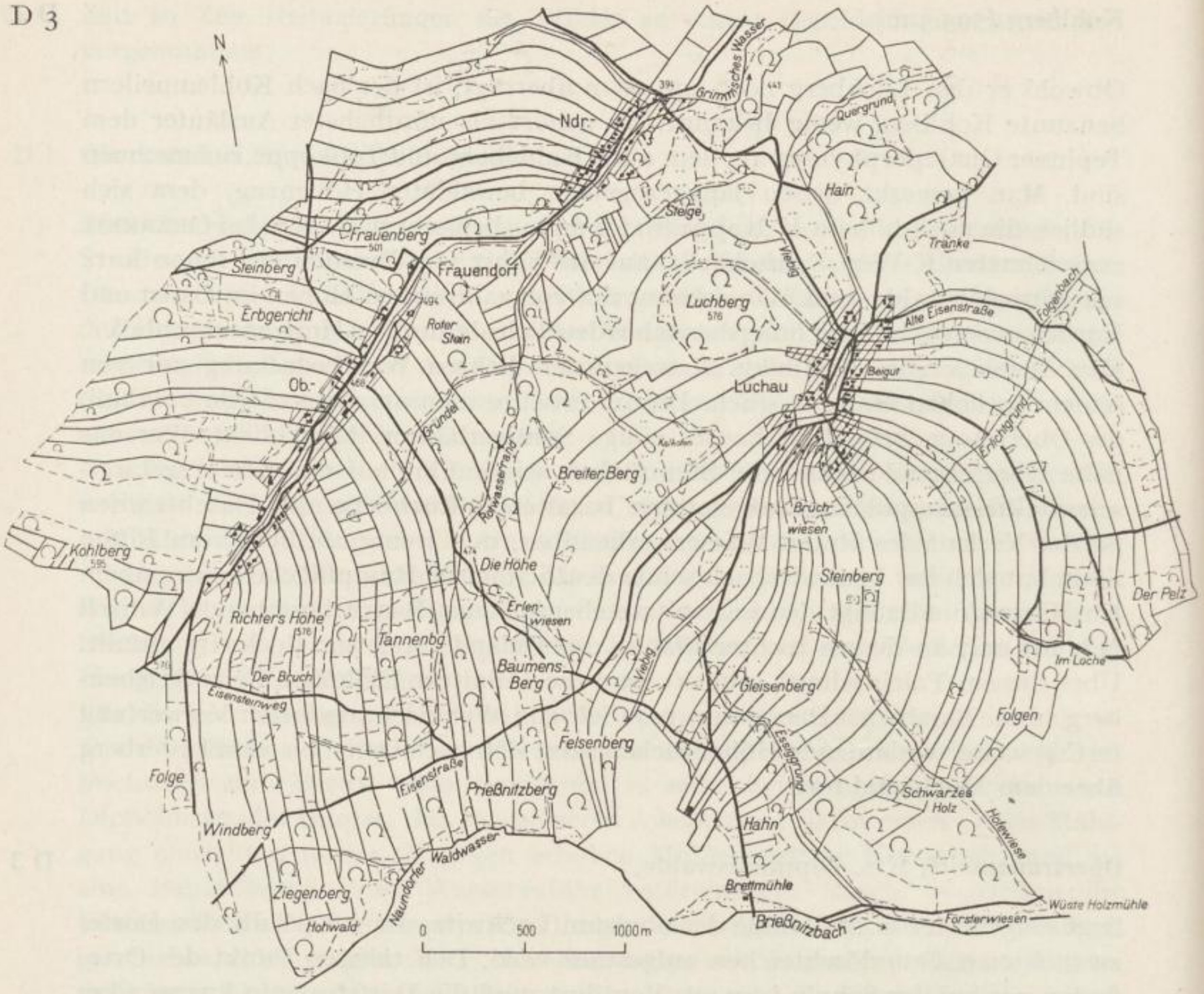


Abb. 17. Fluren von Nieder-, Oberfrauendorf und Luchau nach dem Flurkroki 1835 ff.

Das früher so bezeichnete „steinichte Gebürge" macht sich in den besonders im Oberdorf entlang den Flurstreifen entstandenen Steinrücken bemerkbar. Jahrhundertelang haben die Bauern Stein um Stein von den Feldern abgelesen und am Rande aufgehäuft. Auf diesen langgestreckten Wällen siedelte sich eine ganz neue Pflanzen- und Tierwelt an. Durch den Ackerbau von den Feldern verdrängte und von den Landleuten als „Unkraut" angesehene Arten, können hier ungehindert gedeihen. Hinzu treten noch solche, deren Lebensoptimum gerade auf den trockenen, sonnenbestrahlten Steinrücken erfüllt wird. In dem Gesträuch der Steinrücken kann auch eine umfangreiche Vogel- und Kleintierwelt ungestört leben.

Da große Teile der alten Oberfrauendorfer Flur im Bereich der Porphyre für Ackerbau wenig geeignet waren, verkauften die Gemeinde ihre obere Viehtrift

und die „Folge" an der Hochwaldstraße und auch andere Besitzer ihre Felder am Kohlberg und an der K-Kuppe an die Forstverwaltung. Noch 1835 reichte — wie das Flurkroki zeigt — im Süden und Südosten die Gemeindeflur viel weiter als heute bis in die Waldgebiete südlich der Eisenstraße und an den aus der Faulen Pfütze entspringenden Brießnitzbach. Dort haben wir auch die Wüstung Hohenwalde zu suchen, die 1501 urkundlich genannt wird, als Bartel Kölbel zu Naundorf das Dorf „Obirfrawndorff mit der Wüstung an dem Hoenwalde" zugesprochen bekam. D 3

Die Naturausstattung der Flur spiegelt sich auch in einigen Flurnamen wider: Wir kennen den Roten Stein und den Steinberg, die Mooswiese, das Bruch, die Erlenwiese und die Faule Pfütze, schließlich Eichbüschel, Hohwald, Tannenberg und Tännicht.

Selbst an der Ausgestaltung der Güter erkennt man die unterschiedliche Wertigkeit der Feldflur. So herrschen im Unterdorf auf dem Talrand Dreiseithöfe vor, die einen stattlichen Eindruck hinterlassen. Auf festem Feldsteinunterbau erheben sich vereinzelt Fachwerkobergeschosse. Vielfach stehen die Wohngebäude giebelseitig zur Straße. Zum Teil bedürfen sie besonderer Stützmauern, um in Hanglagen gesichert zu sein. Dies zeigt besonders Nr. 9, dessen alter Hof hinter einer solchen Mauer aufgefüllt worden ist. Von der Dorfstraße her wurde für den direkten Eingang eine steile Steintreppe angelegt, während der Fahrweg im Bogen um das Gut auf den Hof gelangt. Alte Bäume überragen die meisten Güter. Das Forstgut, ein Zweiseithof, fällt schon von weitem durch zwei hohe Lärchenbäume auf. Im Oberdorf herrschen wesentlich kleinere Anwesen vor. Vielfach vereinigen sich Stall, Scheune und Wohnung unter einem Dach, oder der Hof besitzt nur eine kleine abseitsstehende Scheune.

Die Dächer der Oberfrauendorfer Gebäude sind meist mit Schiefer gedeckt. Das Kleinbauerngehöft Nr. 27 weist noch ein Strohdach auf, die Fenster zeigen das typische alte Kleinformat, und im Obergeschoß treffen wir auf altes Fachwerk. Sonst sind die Obergeschosse zumeist verputzt, verschalt oder verschiefert. Besondere Schieferornamente zeigt Nr. 9. Nur vereinzelt kam es zu besonderer Torgestaltung. So besitzt Nr. 3 Torsäulen mit Sandsteinzierden. Nr. 5 erhielt durch seinen ehemaligen Besitzer, einen gelernten Zimmermann, ein Türmchen auf der Scheune. Die ortsüblichen Satteldächer erfuhren in jüngerer Zeit Angleichung an den oberdeutschen Stil, das heißt, sie verloren an Steilheit, um mehr Dachraum zu gewinnen. Unmittelbar im Bereich des Dorfbaches entstanden die Häusleranwesen.

Schon seit dem ersten urkundlichen Nachweis (1404) trägt „Obirfrauwendorff" seinen Namen zum Unterschied von dem im Nordosten anschließenden Niederfrauendorf. Seit Ende des 16. Jahrhunderts kann es als Amtsdorf von Dippoldiswalde nachgewiesen werden, während vorher seine Bauern dem Rittergut Luchau unterstanden.

Die im Dreißigjährigen Krieg auf der durchführenden Straße Dresden—Altenberg—Teplitz durchziehenden Truppen (1632) brachten dem Dorf schwere Schäden. Die Bauerngüter mit $23^1/_2$ Hufen und die Anwesen von 5 Gärtnern und

D 3 2 Häuslern waren, wie es in einer Urkunde (LHA) heißt, „in Verwüstung geraten, die Einwohner teils vom Feinde jämmerlich niedergehauen, teils durch die eingerissene Pest getötet, die anderen großen Ungemachs halber verstorben, die Wohnungen of etzlichen Gütern mit Feuer angezündet und verbrennet, etliche aber sonsten zerschlagen, dass sie in Haufen gefallen und die Feldgüter unbestellet geblieben, darauf hernach Heide und Jungholz und Gestreiche häufig aufgewachsen und in kurzer Zeit überhand genommen". Noch 6 Jahre später wird festgestellt, daß 17 Hüfner- und alle Gärtnerstellen wüst liegen, und 1659, nach 27 Jahren, sind erst die Hälfte der einstigen Güter „nach und nach wieder angenommen" worden.

Eine zweite alte Straße zweigt beim Gasthof in südöstlicher Richtung ab, erklimmt den rechten Hang und geht weiter im Süden des Breiten Berges bis zum Punkte 529,8 m, um dann auf Luchauer Flur beim Felsenberg hinab ins Brießnitztal zu führen. Als „Kleine Straße", die in den Beilagen zu den Quadratmeilenblättern 1784 hervorgehoben wird, diente sie ebenfalls der Verbindung zwischen dem Elbtal und dem Gebirge über Johnsbach und Bärenstein.

Die Einwohner Oberfrauendorfs dürften sich im 16. und 17. Jahrhundert auch mit Bergbau befaßt haben, denn der Glashütter Bergmeister STEPHANI verzeichnet auf hiesiger Flur eine ganze Reihe von Fundgruben. Sie lagen teils am südlichen Waldrand, teils nach Ulberndorf zu, die meisten aber am Frauenberg (s. A 10). Sonst blieb bis in die neueste Zeit hinein die Bevölkerung meist in Land- oder Forstwirtschaft tätig. Größere Industrieunternehmen bildeten sich nicht; lediglich kleinste mechanische Handwerksbetriebe entstanden. Der Arbeitsweg für die in Fabrikbetrieben der Umgebung Beschäftigten gestaltet sich oft schwierig, da der Ort weder direkte Bahn- noch Autobusverbindung besitzt. Neuerdings werden die Oberfrauendorfer Werktätigen des Eisenwerkes Schmiedeberg mit einem Werkautobus befördert.

Am 17. Januar 1957 wurde die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft Typ I „Neue Zeit" gegründet. Seit dem Frühjahr 1960 gehört auch Oberfrauendorf zu den vollgenossenschaftlichen Dörfern des Kreises Dippoldiswalde. Jetzt wird die landwirtschaftliche Produktion wegen der schwierigen Geländegestaltung der Flur und ihrer Lage in einer Zone niedriger Durchschnittswärme und erhöhter Niederschlagsmenge (Jahresmittel 6°C und 900 mm Niederschlag) gleich anderen Gemeinden des östlichen Erzgebirges vom Ackerbau in erster Linie auf Rinderhaltung zur Erzielung einer höheren Milch- und Fleischproduktion umgestellt. Auch die Aufzucht von hochwertigen Färsen zum Verkauf in die Niederungskreise und zur Ausfuhr in andere Bezirke wird dadurch möglich werden.

D 4 Quellfluren des Lockwitzbaches

Bis an die obersten Häuser von Oberfrauendorf kann man in der Regel den eigentlichen Dorfbach verfolgen. Sein Ursprung liegt aber südlich der Höhe

575,6 m und am Eisensteinweg (s. D 6) in den sumpfigen, „Bruch" genannten Wiesen. Dort tritt bei normaler Witterung in vielen kleinen und größeren Mulden Grundwasser zutage. Teilweise erscheinen diese Hohlformen oberirdisch als abflußlos und bieten nur Sauergräsern Lebensbedingungen. In flachen Mulden bilden sich spärliche Rinnsale, die sich mehr und mehr vereinigen. So winden sich aus den Sumpfwiesen im Granitporphyr der Lange Grund und einer seiner beiden linken Nebenbäche, das Rotwasser, heraus. Ein weiteres Gründel, ein „Erlenwiesenbach", und von Luchauer Flur ein Wässerchen mit Fischzuchtteichen vereinigen sich bald mit dem Oberfrauendorfer Bach zur Lockwitz. D 4

Dort, wo südlich vom Breiten Berg (531,2 m) der Granitporphyr an den Freiberger Grauen Gneis grenzt, entstanden infolge einer Geländestufe kleine Wasserfälle. An dieser Stelle überquert die Straße zwischen Oberfrauendorf und Johnsbach die verhältnismäßig breite Talaue. In ihr pendelt der Bach, nach der Seite erodierend, hin und her, ehe er einen Quarzporphyrgang durchbricht. Wegen der Farbe dieses Gesteins wird der Bach als Rotes Wasser bezeichnet.
Während die östlich fließende Müglitz wie auch die westlich benachbarte Rote Weißeritz in das schräg gestellte Erzgebirge tiefe Täler einschneiden konnten, reichte die Erosionskraft der geringeren Wassermengen im Quellgebiet der Lockwitz nicht aus, um die Landoberfläche wesentlich zu zertalen. So erfolgte hier zwischen Müglitz und Weißeritz eine zwar vielfältige, aber nicht sehr intensive erosive Zerschneidung der Hochfläche.

Unternaundorf, Ortsteil von Schmiedeberg **D 5**

Die dritte Talsiedlung an der Weißeritz zwischen Dippoldiswalde und Schmiedeberg heißt Unternaundorf. Ähnlich Obercarsdorf liegt der namengebende Ort westlich der Weißeritz auf der Höhe und außerhalb unseres Aufnahmegebietes. Der Name Naundorf (1404 Nuwindorff, 1485 Nauwendorff, 1486 Newndorff, mit mitteldeutschem au für eu) deutet an, daß die Entstehung des Dorfes im Gegensatz zu den älteren Siedlungen der Umgebung später erfolgte.
In ganz Sachsen sind 82 Ortsnamen nachzuweisen, bei denen einem Oberdorf ein Niederdorf zugehört, dazu kommen noch 18 Namen, denen nur das Niederbeigefügt ist. Dagegen tritt der sprachliche Unterschied Ober- und Unter- in Sachsen nur 23mal in Ortsnamen auf, wozu noch 5 Unterdörfer ohne entsprechendes Gegenstück treten. Auffälligerweise liegen davon 21 im Vogtland. Zu den übrigen gehört unsere Siedlung im Tal als Unterschied zu dem höher gelegenen Naundorf.
Das ursprüngliche Naundorf war ein Rittergutsdorf mit Gutsblöcken und einigen Waldhufenstreifen. Es gehörte bis 1856 in das ferne Amt Pirna, und seine Grundherren (vor 1473 v. Bünau, 1478 v. Carlowitz, 1484 Kölbel v. Geising, 1612 v. Schönberg, 1622 v. Bernstein usw.) besaßen noch weitere Güter und Schlösser in diesem Amt.

D 5 Von einer Talsiedlung hören wir das erste Mal im Zusammenhang mit Schmiedeberg 1455 und dann wieder 1473 und 1478, als die v. Carlowitz Naundorf zu Lehen erhielten, zusammen „mit bochwercken, seiffen, . . . mit fischereien off der Weisteritz, jhagten . . . vnd einer mol im grunde".
Erst nach der Anlage von Straße und Eisenbahn mit einer Haltestelle „Naundorf" im Weißeritztal siedelten sich neben der Mühle noch andere Gebäude an, darunter eine Schmiede und die Gaststätte Jägerhaus, neben der wir eine unter Naturschutz stehende, etwa 200 Jahre alte und 30 m hohe Linde finden. Am 1. 7. 1950 wurde Naundorf mit dem Neubau Unternauhdorf nach Schmiedeberg eingemeindet.

D 6 Molchgrund

Im niederen Schmiedeberg mündet von rechts der Molchgrund in die Weißeritz. Reiche Wassermassen, Zuflüsse vom Kohlberg und vom Hochwald, haben ein schluchtartiges Tal geschaffen, das Schmiedeberg mit Trinkwasser versorgt. Bei OBERREIT heißt der Bach „der wilde Grund".
Über die Deutung des Namens „Molchgrund" gehen die Meinungen auseinander. In einer Schrift von 1730 lesen wir: „ . . . im sogenannten Molchgrund zeugen bis dato noch häufig sich befindende große und dicke Molche der allgemeinen oppinion nach von guten und goldigen Erzen." Diese volkstümliche Namenserklärung hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Man erblickte in den harmlosen Lurchen giftige Tiere und mied Gegenden, in denen sie vorkamen. Auch mit dem Vorhandensein von Erzen kann man sie natürlich nicht in Zusammenhang bringen.
Es sei noch darauf hingewiesen, daß der Grund auf alten Karten und in Akten häufig auch „Milchgrund" heißt. Bei einer Deutung dieses Namens könnte man an die Farbe des schäumenden Wassers denken. Molch- oder auch Molkengründe gibt es auch in anderen Gegenden, z. B. zwischen Börnersdorf und Liebstadt (s. Bd. 4, Gottleuba, D 12).
Durch den Schmiedeberger Molchgrund führt von Oberfrauendorf und Luchau eine gute Straße ins Weißeritztal, die früher stark benutzt wurde. In ihrem oberen Teil heißt sie bei OBERREIT „Eisensteinweg" (s. B 10).

D 7 Hochwaldstraße

Die Dorfstraße von Oberfrauendorf steigt südlich des Dorfes stark an. Kurz hinter der Kreuzung mit der von Luchau kommenden Straße tritt sie in den Wald ein. Rückschauend gewährt diese Stelle einen weiten Blick über den nordöstlichen Teil unseres Gebietes mit dem Luchberg im Vordergrund, der dem vom Kohlberg (s. D 2) ähnelt.
Diese Straße trug einst verschiedene Namen, sie hieß Altenberger Straße, weil sie eine alte Verbindung von Dresden nach Altenberg darstellte (s. A 1 f). Hohe Straße nannte man sie wegen ihrer Führung auf hoher Wasserscheide

zwischen Weißeritz und Müglitz. Da sie den Schmiedeberger Forst durch- D 7
schnitt, kam auch die Bezeichnung Hochwald- oder Hohwaldstraße auf, mundartlich „Huhwaldstraße" genannt. Ob die Wüstung „Hoenwald" bei Schmiedeberg, die in einer Verschreibung an die Frau des Reinhard Karras 1404 erwähnt wird, hier lag, ist noch nicht festgestellt worden. Auch 1564 kannte man noch eine Wüstung, die „alte Dorfschaft vor dem hohen Walde" (s. D 3).
Neben der alten Poststraße gab es einen vielleicht noch älteren schmalen „Dresdner Fußsteig", der höchstens von Schiebböckern und Fußgängern genutzt werden konnte. Er schnitt zwischen Oberfrauendorf und Falkenhain im Forstort „unterm Amtsgehau" den großen Bogen nach Westen ab und führte durch Wald und durch Feld. Über Gräben und kleine Wässerchen waren Steinplatten gelegt. (Qu. M. 1784).
Einige Kiesgruben an der Hochwaldstraße und am Waldrand nach Oberfrauendorf zu gewähren Einblicke in eine tiefgründige Verwitterung. Wegen Mangels an anderen Sanden hatte man hier den zu Grus verwitterten Granitporphyr abgebaut. Noch vorhandene gröbere Gesteinsblöcke blieben liegen, da sie selbst unbrauchbar waren. Die Gruben wurden aufgelassen und sind jetzt schon wieder ziemlich stark verwachsen. Längs des Südteils der Hochwaldstraße erwähnen die Erläuterungen H. Müllers zur geologischen Spezialkarte roteisensteinführende Gänge im Teplitzer Quarzporphyr.

Dreibrüderstein **D 8**

Etwa 250 m nördlich der Straßenkreuzung der Hochwaldstraße mit der Eisenstraße steht an der Schneise 27 in Abteilung 92 des Schmiedeberger Forsts ein alter Grenzstein. Auf einer 20 cm starken, vielkantigen Platte erhebt sich ein etwa 1,50 m hoher, oben abgeschrägter viereckiger Steinblock mit einem Dreikant, drei Wappen und der fast unleserlichen Jahreszahl 1559. Hier stießen entsprechend den Wappendarstellungen drei Besitztümer zusammen: das Amt Dippoldiswalde, dem das kursächsische Wappen gilt, das Bärensteiner Herrschaftsgebiet, deren Herren den nach links aufgerichteten Bären im Wappen führten, und das Rittergut Naundorf im Besitz der Kölbel, die ein Wappen mit 3 Blütenrosetten besaßen. Der Stein, der wohl bei einer Berainung aufgestellt wurde, müßte demzufolge treffender „Dreiherrenstein" heißen.

Schmiedeberger Forst **D 9**

Östlich der Weißeritz dehnt sich oberhalb von Obercarsdorf auf dem langen Quarzporphyrrücken ein zusammenhängendes Waldgebiet aus. Teile davon gehörten noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein den anliegenden Gemeinden, so das Fünfeck zwischen Weißeritz, Fallbach, Dönschten, Hochwaldstraße und Molchgrund zu Schmiedeberg. Aus einer Berainungsakte von 1735 ist zu ersehen, daß der ehemalige Schmiedeberger Rittergutswald seit 1666 durch Grenz- oder Rainsteine, „gelachterte" Kiefern, markante Tannen

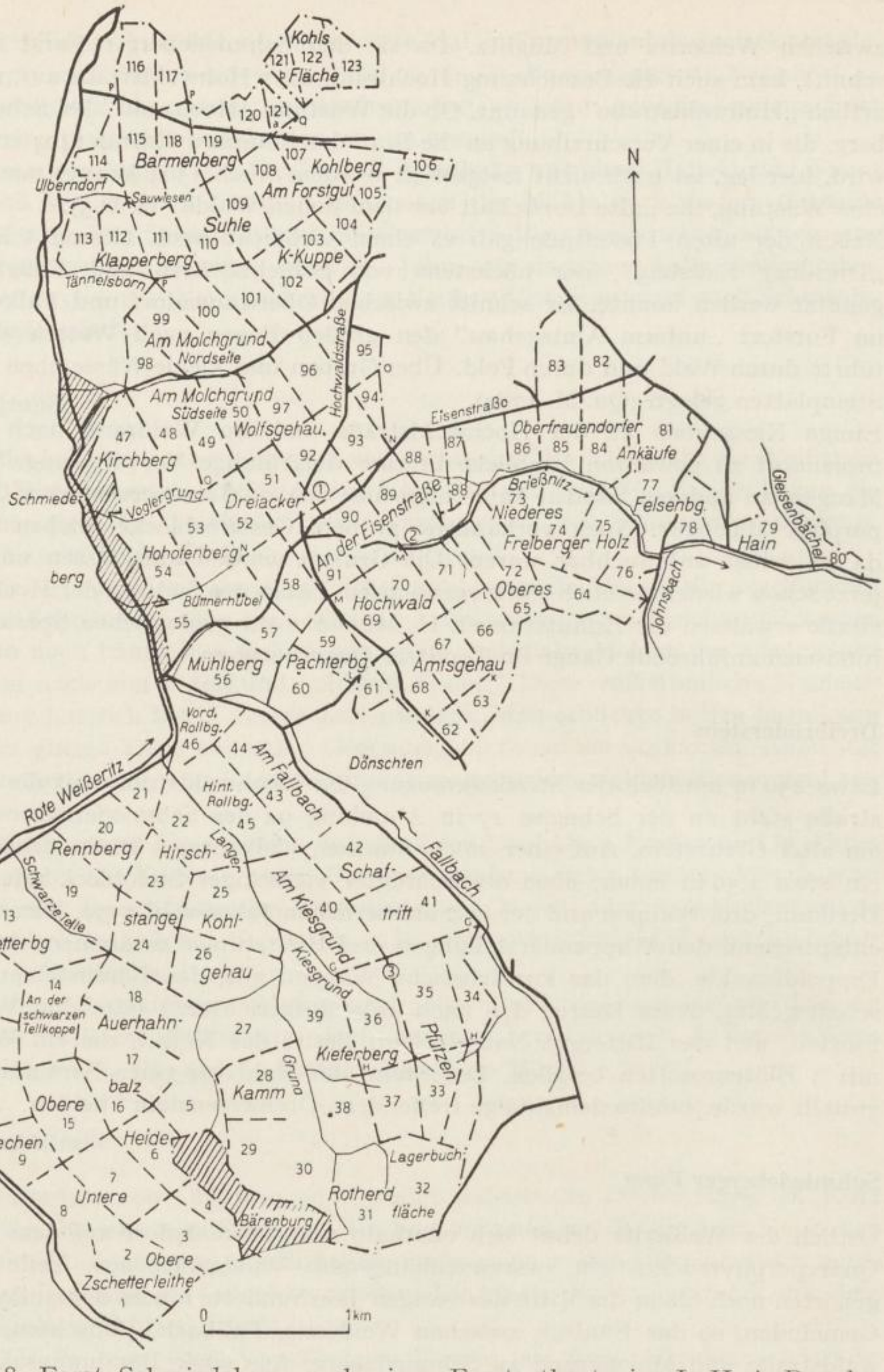


Abb. 18. Forst Schmiedeberg nach einer Forstortkarte im L. H. A. Dresden von Julius Schmidt, Schellerhau

1 Dreibrüderstein, 2 Faule Pfütze, 3 Obere Rolle

und Eichen sowie durch Wege und Straßen genau begrenzt war. Die Abteilungen zwischen Eisenstraße und Brießnitzbach deuten mit ihrem Gesamtnamen „Oberfrauendorfer Ankäufe“ auf ihre Herkunft hin (s. D 3). Jetzt wird das gesamte Gebiet, das sich östlich zu beiden Seiten der Brießnitz bis an die Luchauer, Glashütter und Johnsbacher Flurgrenze fortsetzt, vom Staatlichen Forstwirtschafts-Lehrbetrieb Tharandt mit dem Sitz in Dippoldiswalde verwaltet. D 9

Zahlreiche Verzeichnisse und Karten enthalten alte Forstortnamen (Abb. 18). Der Schmiedeberger Anteil trug die Bezeichnungen „Der Hohe Wald“ oder „Die Heide“. Je nach Lage, Größe und Bestockung führten einzelne Teile noch die Zusatznamen „Oberes, Niederes, Großes, Kleines oder Lichtes Holz“. Die Nähe der Kultur- oder Gewerbestätten des Weißeritztales gaben anliegenden Forstabteilungen die Bezeichnungen Mühlberg (an der Buschmühle), Am Hohofen, Kirchberg und Klapperberg (an der Klappermühle).

In der Abteilung 90 östlich der Hochwaldstraße tritt der Forstortname „Faule Pfütze“ auf, der eine sumpfige, „in Fäulnis übergehende“ Waldgegend bezeichnet, aus der ein Quellarm des Brießnitzbaches entspringt (s. E 4). „Pfützen“ nannte man in hiesiger Gegend nasse Stellen in flachen Erdvertiefungen, so auch die Wiesen und Waldränder um den Knochen bei Falkenhain (s. H 7), eine Faule Pfütze gibt es auch in Schellerhau am Putzmühlenweg.

In der angrenzenden Abteilung 89 sind etwa 20 auffällige bis zu 2 m hohe Hügel aus Stücken von Granitporphyr entdeckt worden, die noch keine Deutung gefunden haben. Vielleicht sind hier Schürfversuche unternommen worden. Die 5 Wälle in den Abteilungen 115, 117 und 118 stammen aus geschichtlicher Zeit.

Zum Weißeritztal gerichtet sind kurze, meist trockenliegende Bäche: der Brettmühlengrund, der bei der Buschmühle mündet, das Hohofengründel, der Voglergrund sowie der Molchgrund in Schmiedeberg und der Tännelsborn oberhalb der Klappermühle.

Schmiedeberg, Krs. Dippoldiswalde

Im Weißeritztal zwischen der Molchgrundmündung (425 m) und der Buschmühle (465 m) treffen im wesentlichen drei Siedlungselemente zusammen, die die Entwicklung Schmiedebergs maßgeblich beeinflußten. Aus einem alten Eisenhammerwerk ist der heutige VEB Eisengießerei Ferdinand Kunert am oberen Ortsausgang hervorgegangen. An der Mündung des Pöbelbaches besaßen die früheren Hammerherren ein Rittergut. In dessen Nähe wiederum bildete sich am Ausgang des Molchgrundes der Hauptort aus. Als neuere Ausbauten haben wir die Arbeitersiedlungen am nordöstlichen Hang beim Friedhof und im Pöbeltal anzusehen. Eingemeindungen der jüngsten Zeit betrafen Niederpöbel (1935) und Naundorf (1950).

Die Entstehung Schmiedebergs führt man auf die Gründung eines „Schmiedewerkes“, eines Eisenhammers, im Jahre 1510 zurück. Die weitere Entwicklung

D 10 dieser Anlage steht in Zusammenhang mit dem aufkommenden Bergbau der Umgebung (s. G 1). Auf Schmiedeberger Flur verzeichnet der Glashütter Bergmeister STEPHANI den ersten Schürfversuch 1526 am Brandberg, dem bald 9 weitere im gleichen Gebiet und 7 an anderen Stellen folgten. In der Nähe des Hammers bildete sich ein Werkweiler aus, der zusammen mit dem Rittergut und seiner Häuslerzeile eine Siedlung darstellte, deren Feldflur aus kleinen Parzellen und größeren Gutsschlägen bestand. Den Hauptanteil der Gemarkung stellte der gutsherrliche Wald (s. D 9).

Schmiedeberg übertraf seine bäuerlichen Nachbargemeinden bald an Bedeutung. Es besaß einen Bürgermeister, dem vier „Rathmannen" zur Seite standen. In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges aber wurde das „kostbare Rathaus mit den Statuten der Stadt" von Schweden niedergebrannt. 1644 und in den folgenden Jahren führte Schmiedeberg, das in 37 Feuerstätten 159 Personen beherbergte, die Bezeichnung „Bergflecken", und 1667 wurde ihm ein Jahrmarkt, zwei Jahre später noch ein zweiter mit einem tags zuvor stattfindenden Viehmarkt bewilligt. Auch Handwerkerinnungen bestanden wie in Städten. So erhielten die Zimmerleute 1672 ihre Innungsartikel erneuert. 1752 schrieb man von dem „Bergstädtlein" Schmiedeberg, obwohl die Einwohner in Diensten und Pflichten für das Rittergut den übrigen Untertanen in den Dörfern Johnsbach, Dönschten (s. G 4) und Falkenhain gleichgestellt waren. Auch in SCHUMANNS Postlexikon (1823) wird Schmiedeberg als „Bergstädtchen" bezeichnet; aber es war „unter allen Städten des Landes die kleinste, indem es nur gegen 50, größtenteil geringe und mehr dorfähnlich angelegte Häuser enthält; der Fremde passiert daher den Ort leicht, ohne eine Stadt darin zu ahnen". Zum Schluß setzt SCHUMANN wie berichtigend hinzu, daß der Ort „von manchen Landesbehörden nicht als Städtchen, sondern nur als Bergflecken behandelt wird".

An Schmiedeberg als Bergbau- und Hammersiedlung erinnern heute nur noch Berghalden und mehr oder minder tiefe Gruben. Ein besonderes Zeugnis bietet allerdings der Inhalt eines zinnernen Kästchens, das 1713 in den Grundstein der Kirche eingemauert wurde, wie auch die Beigaben, die man beim Bau (1716) und bei Erneuerungen (1840 und 1854) in den Kirchturmknopf einlegte. Es handelt sich um folgende Fundstücke des Schmiedeberger Bergreviers:

eine Glanzstufe vom „Weiten Felderstollen" über Schmiedeberg,

eine Silber- und Zwitterstufe von „Hoffnung zu Gott" in Niederpöbel am Brandberge,

Kupfer- und Silbererz aus Bärenhecke,

Eisenstein oder Glaskopf von Johnsbach,

eine Zwitterstufe von „Milde-Hand-Gottes" hinter Schmiedeberg am Hohen Hange,

auf dem Hammerwerke gearbeitetes Stabeisen und verzinntes Blech,

eine Kupfererz- und Zwitterstufe von der „Hülfe Gottes", des sog. „Wolfgangs" über Schmiedeberg,

ein Zwitterstüfchen von „St. Michael und Hülfe Gottes" zu Falkenhain,

eine Zwitterstufe von „St. Johannis und Bescherten Glücke Gottes“ zu Falken- D 10
hain,
eine Stufe Glaskopf vom „Neu-Glück-Erbstollen“ zu Johnsbach,
eine Stufe dichter Roteisenstein von Johnsbach,
ein beim ersten Schmelzen des 1840 neu gebauten Hochofens produziertes Stück Roheisen,
ein Stück Frischstabeisen aus der Frischhütte,
eine im Eisenhüttenwerk gegossene Medaille mit Luthers Bildnis und verschiedene Sorten Eisenstein aus Schellerhau.

Seit 1880 kamen mit der neuerbauten Eisenbahn die ersten Sommergäste besonders aus Dresden und Chemnitz nach Schmiedeberg. In dieser Zeit entstanden hier einige kleinere und größere Landhäuser. Aber mit der Erschließung der höher gelegenen Orte Kipsdorf, Bärenfels, Schellerhau und Bärenburg bevorzugten die Erholungsuchenden mehr diese fabrikfreien Waldorte.

Die Erweiterung des Werkes im Jahre 1912 löste auch eine Vergrößerung des Ortes aus. In den folgenden Jahren wurden die Werkshäuser im Molchgrund, auf der Pöbelstraße und am Hanggelände des Weißeritztales gebaut. Von den älteren Gebäuden des ehemaligen Rittergutes und der Forstmeisterei dagegen blieben nur wenige bei der hohen Eisenbahnbrücke übrig. Das früher über dem Portal des Herrenhauses prangende Rechenbergische Wappen schmückt jetzt das eine der beiden schönen Gebäude mit Krüppelwalmdächern, in dem der Rat der Gemeinde mit der Sparkasse untergebracht ist. Bei der Kirche findet man noch kleine alte Anwesen mit Fachwerk, hinter dem Rathaus gutsähnliche Anlagen und hinter den Eisenbahnviadukten ebenfalls ältere Gebäude, aber mit eingebauten neuartigen Ladengeschäften. Hochfluten der Weißeritz, Straßen- wie Bahnbau und nicht zuletzt die Erweiterung des Eisenwerkes nach 1940 haben in dem mittleren Teile des Ortes vielerlei Veränderungen hervorgerufen. Neben dem VEB Gießerei und Maschinenbau „Ferdinand Kunert“ bestimmen weitere Betriebe den industriellen Charakter des Ortes. Von ihnen sei der VEB Holzindustrie Schmiedeberg, Werk II genannt, dessen „Schwedenküche“ auf der Leipziger Messe großen Anklang fand.

Der Verschönerung des Ortszentrums dient eine Parkanlage zwischen Fluß und Bahn. Darin erinnert inmitten von Fichten und Lärchen ein VVN-Denkstein aus heimatlichem Granitporphyr mit der Inschrift „Euer Tod ist uns Mahnung!“ an die Kämpfer gegen den Faschismus.

a) Rittergut

Noch 1511 gehörte dem Schmiedeberger Grund- und Gerichtsherren ein „rund gebautes sogenanntes Raub Schlößchen und in der Mitten mit einem breiten runden Turm“, das um 1600 abgetragen wurde. Dafür ließ der Lehnsherr, Oberhofmeister Freiherr von Rechenberg, ein neues Herrengebäude aufführen, das durch den Amtshauptmann von Sorlyssi 1665 völlig ausgebaut wurde und den Befestigungscharakter völlig aufgab.

SLUB
Wir führen Wissen.

D 10 Der wachsende Rittergutssitz wurde ausführlich in einem „Inventarium“ von 1740 (Aktenstück K 9 in der Landesbibliothek Dresden) beschrieben: „Gleich am Pöbelbach der Herrenhof, mit einer Ringmauer umgeben, auch in solchem gar ein schönes Herrenhaus, in dem an dem unteren Tor zwei Gebäude vor die Herrschaftlichen Bedienten, auf der Seite ein Viehhaus, Scheune, Ställe, ingl. am Oberen Tore ein Häuschen, auf welchem der Hofe-Seyger, unter denselben aber die Gefängnisse zu befinden. Hinter gedachten Hsch. Hof am Obern Tore ist ein gar feiner Obstgarten von 98 Bäumen, neben solchem gegen dem Brandberge die Hofmühle, Erbschenke, Malz- und Brauhaus, auch zwei Bierkeller, deren einer in lauter Fels ausgehauen, zu ersehen.“ Nach anderen Aufzeichnungen hatte die Schmiedeberger Rittergutsherrschaft außer den beim Hammerwerk gelegenen Anwesen noch einige andere aufbauen lassen. Eine Mahlmühle über dem „Hohen Ofen“, die Puschmühle, und eine Brettmühle (s. G 3) gehörten gleichfalls zum Rittergut. In dem Schriftstück werden noch die Bergwerke, Wiesen, Felder, Teiche und Fischwasser auch in ihrer Lage und nach ihrem Wert beschrieben, ferner 3 herrschaftliche Güter in Falkenhain und Johnsbach.

b) Kirche

In vorreformatorischer Zeit bestand eine Kapelle am Eingang des Voglergrundes auf dem rechten Weißeritzufer, deren Standort noch Matthias Oeder angibt. Auch ein kleiner Friedhof lag dort; denn man fand beim Straßen- und beim Bahnbau menschliche Gebeine.

Nach Einführung der Reformation war Schmiedeberg nach Sadisdorf eingepfarrt, das seit Mitte des 16. Jahrhunderts einen evangelischen Pfarrer besaß. In dieser Zeit verfielen nach und nach die alte Kapelle und der Friedhof. Da im Winter der Kirchweg oft unbegehbar war, entstand wieder der Wunsch nach einer eigenen Kirche. Erst am Anfang des 18. Jahrhunderts vermochten die damaligen Gerichtsherren, Freiherr von Alemann und die Altenberger Zwitterstocksgewerkschaft, ein Kirchgebäude, eine Pfarre und eine Schule bauen zu lassen. Allerdings verursachte die Auspfarrung Schwierigkeiten, da der Kollator und der Pfarrer von Sadisdorf dadurch nicht unbedeutende Einnahmen verloren. Für die Ausgestaltung eines provisorischen Kirchenraumes im Saal des Rittergutes schenkten Gewerken wertvolle, noch heute gebrauchte Kirchengeräte, einen großen silbernen, vergoldeten Kelch, Hostienbehälter und ein Weinkännchen, ferner eine neue Glocke anstelle des Herrenhofglöckchens, die später im Kirchturm aufgehängt, aber im ersten Weltkrieg mit zwei größeren Glocken eingeschmolzen wurde. Der erste Altar mit dem Gemälde des Ecce homo steht heute noch in der Sakristei.

Der Bau der Kirche (Abb. 19) begann 1713 mit dem Grundgraben, an dem sich auch Gemeindemitglieder beteiligten. Den Plan für den Neubau hatte der Dresdner Ratszimmermeister George Bähr entworfen, der in den Bauakten „Baudirektor“ genannt wird. Viele Handwerker und Künstler waren am Bau und an der Ausgestaltung der Kirche beteiligt: Der Maurermeister Samuel Baumgartner aus Ruppendorf richtete die Werkstücke zu. Die Zimmerer- und

SLUB
Wir führen Wissen.

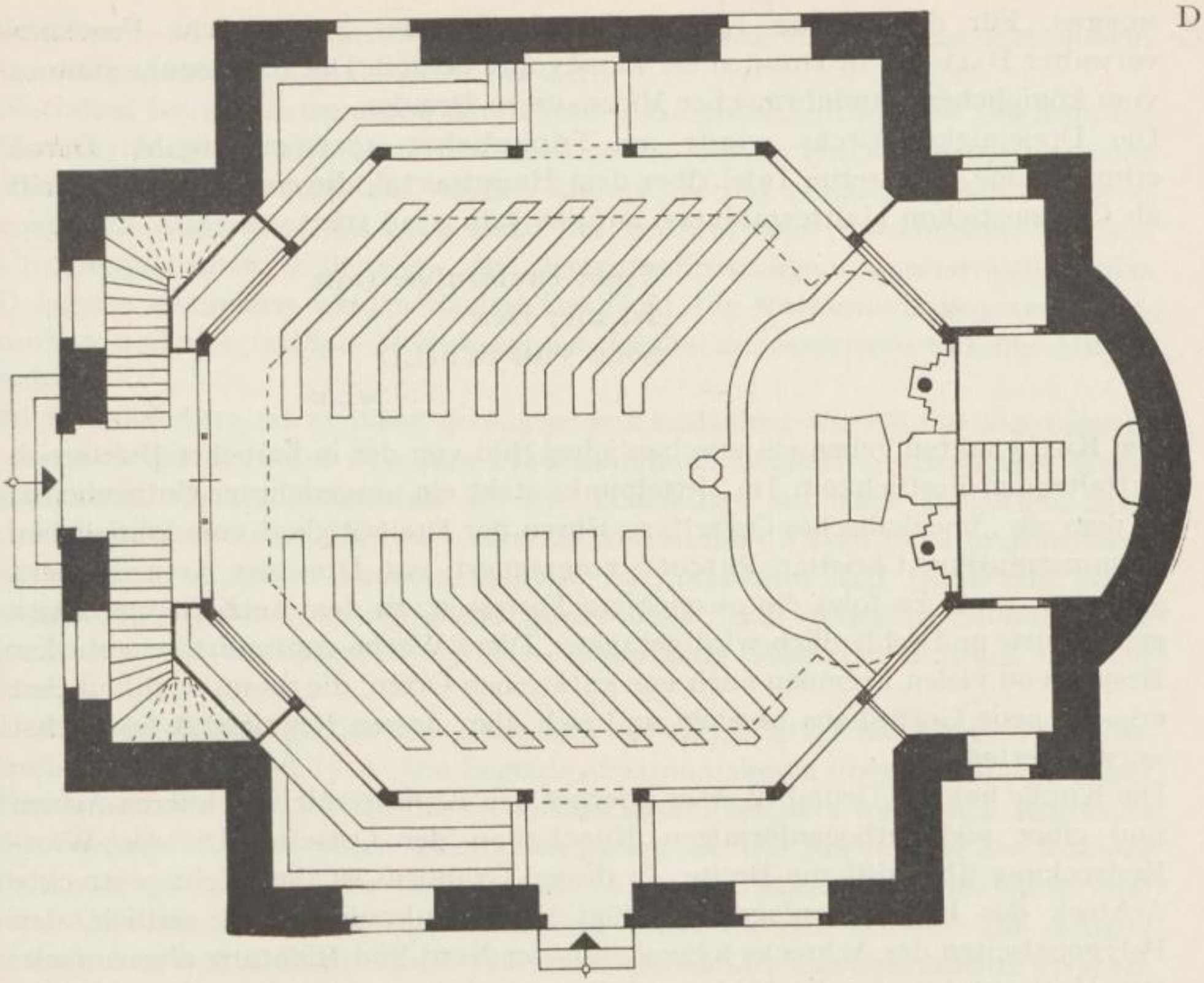


Abb. 19. Schmiedeberg, Grundriß der Kirche (nach einem Plan im Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden)

Tischlerarbeiten ließ Bähr „durch seine Polierer, darunter besonders Georg Dreyssig", ausführen. Der Kupferschmied Thiermann in Dresden verfertigte den kupfernen, einst stark vergoldeten Turmknopf, der über einen Zentner wog. Beim Aufsetzen am 2. Sept. 1715 war George Bähr zugegen. Ein böhmischer Turmdecker setzte das Kreuz auf. Die Gebrüder Dressel in Buchholz bauten die Orgel, zu der die Gewerkschaft 2 Zentner und 44 Pfund Zinn lieferte. Der Maler Friedrich Siegmund Striebel aus Dresden malte Orgel, Emporen, Weiberstühle, das herrschaftliche Betstübchen und die daran befindlichen Wappen. Altar und Kanzel malten und vergoldeten drei Gesellen des Hofmalers Christian Trauschke, die Strahlenglorie an der Decke der Dippoldiswalder Maler H. Clement. Den aus einem Sandsteinblock gehauenen Taufstein schuf der Bildhauer Benjamin Thomae (1682—1751), ein Schüler Balthasar Per-

D 10 MOSERS. Für die vordere Kirchentür schenkte der kurfürstliche Proviantverwalter BALDAUF in Dresden ein kunstvolles Schloß. Die Kirchenuhr stammt vom königlichen Landuhrmacher MEYBACH in Dresden.
Die Dreieinigkeitskirche wurde am Trinitatisfest 1716 eingeweiht. Daran erinnert eine gußeiserne Tafel über dem Hauptportal, die eine Spruchinschrift als Chronostichon (Jahreszahlvers) auf das Jahr 1716 trägt:

Vnser DreIeInIger Gott
Ist hIer Herr
Sonn VnD SChILD
SeLa.

Die Kirchenakten geben ein anschauliches Bild von der in barocker Breite sich entfaltenden Festlichkeit. Im Mittelpunkt steht ein ausgedehnter Gottesdienst, in dem ein „musikalisches Opfer", zu Ehren der Dreifaltigkeit vom königlichen Kammermusikus Christian PETZOLD komponiert, von Dresdner Kreuzschülern gesungen wird. Es folgt ein ausgiebiges Festessen, zu dem auch George BÄHR geladen ist, und schließlich wird getanzt. „Diese Woche continuirte ein starker Besuch von vielen Fremden auch von entlegenen Orten, die dieses so rühmlichst erbaute neue Gotteshaus besehen und sich über dessen Regularität höchlichst verwunderten."
Die Kirche hat den Grundriß eines griechischen Kreuzes mit sehr kurzen Armen und einer segmentbogenförmigen Konche an der Ostseite. Die Ost-West-Erstreckung übertrifft die Breite. In diesen Grundriß ist das leicht gestreckte Achteck der Emporenanlage eingefügt. Die Bankreihen sind seitlich, den Polygonalseiten des Achtecks folgend, aus der Nord-Süd-Richtung abgewinkelt. Die Horizontalen der Gestühle und Emporenbrüstungen, die sich im Osten dreifach staffeln, lassen die Vertikale des Altaraufbaues sofort als den künstlerischen Mittelpunkt erkennen. Die profan anmutende Überschaubarkeit des saalartigen Raumes mit seinen regelmäßig angeordneten Fenstern, seinen weiß gekalkten Wänden und seiner sparsam gegliederten Putzdecke, zu der eine tiefe Kehle überleitet, wird an dieser Stelle optisch zusammengefaßt. Der Mittelgang führt auf den mit Kindergestalten umgebenen, barocken Taufstein zu. Dahinter erhebt sich der Altar, auf dem ursprünglich ein Abendmahlsbild in einem reich geschmückten Rahmen stand. Er wird hinterfangen von einem Kanzelaufbau mit seitlichen, schräggestellten Säulen. Ein Baldachinmotiv mit der Taube des Geistes betont die Bedeutung der Kanzel. Seitlich wird der Aufbau durch einen gesprengten Giebel zusammengefaßt
Der Orgelprospekt mit seinen zwei seitlichen, schräggestellten Türmen variiert das Säulenmotiv des Altars noch einmal und trägt gleichsam die reichverzierte Kartusche mit dem dreimal „Heilig" in die Höhe empor. Zu dieser barocken „Bedeutungsachse" gehört schließlich über der Mitte der Kirche das „Auge Gottes", dessen Strahlen durch die Wolken brechen, das Symbol der allgegenwärtigen Dreieinigkeit. Die Anordnung der Loge des Patronatsherrn, über dem Eingang zur Kirche gelegen, ist — wenn auch optisch beim Eintreten nicht

SLUB
Wir führen Wissen.

erfaßbar — in ihrer Polarität zu dem geistlichen Gegenüber höchst bezeichnend D 10
für die gesellschaftliche Struktur der Zeit.

Nachdem bei der Erneuerung der Kirche 1961 unter Leitung des Instituts für Denkmalpflege Dresden durch den Restaurator Helmar Helas die ursprüngliche Farbigkeit wiederhergestellt werden konnte, betont gerade sie den architektonischen Ausdruck: das helle Grau des Gestühls und die längsrechteckigen chromoxydgrünen Füllungen der Emporenbrüstungen unterstreichen das Gelagerte des hellen weißen Saales. Das Gold, die Marmorierungen am Altaraufbau und der farbige Akzent an der Decke konzentrieren auf die Mittelachse.

In Schmiedeberg ist es Bähr gelungen, mit einfachen Mitteln das auszusagen, was noch später in der Dresdner Frauenkirche in ungleich großartigerer Weise sein künstlerisches Bekenntnis ist: den Zentralbau mit einer Steigerung nach der „kultischen Achse" hin zu verbinden. Die Einheitlichkeit der Durchformung sucht man in seinen anderen Bauten, in Forchheim und Hohnstein etwa, vergebens. Das hat seinen Grund gewiß darin, daß Bähr in Schmiedeberg auch auf die Durchgestaltung der Ausstattung stärkeren Einfluß nehmen konnte (Bild 8).

Daß unsere Interpretation des Raumes sachlich „richtig" ist, beweist die Einweihungspredigt von 1716: Die Loge des Patronatsherrn über dem Eingang zur Kirche erinnere daran, daß der Gehorsam gegenüber dem weltlichen Regiment die Voraussetzung zu einem geistlichen Leben sei. Die Regularität des Raumes demonstriere die göttliche Ordnung der Welt. Die Sakramente der Taufe und des Abendmahles bilden das eigentliche Zentrum der Kirche. Die Kanzel stehe höher, weil allein durch das Wort das Zeichenhafte der Sakramente wirksam wird. In der Predigt ereigne sich die Begegnung von Gott und Welt, der Prediger sei der sichtbare Vermittler. In der „Musica sacra" erheben sich die Herzen zur Verherrlichung; in ihr wird schon das der Dreifaltigkeit dargebrachte „Sanctus" der Engel vorausempfunden. — So ist die bauliche Ordnung des Raumes künstlerischer Wesensausdruck eines spezifisch lutherischen Gottesdienstverständnisses im Zeitalter des Ausganges der Orthodoxie.

Im Äußeren ist die Kirche durch die abgewalmten, sich durchkreuzenden Dächer mit einem die Mitte bekrönenden Glockentürmchen als Zentralbau klar erkennbar.

Wenige Jahre nach der Kircheneinweihung starben der Stifter der Kirche und seine zweite Gemahlin und wurden in einer Gruft hinter dem Altar beigesetzt. Eine Wachsbüste nach französischer Art — wohl von Friedrich Wilhelm Dubut — mit echten Trachtenstoffen der damaligen Zeit bekleidet, stellt die erste Gemahlin des Freiherrn von Alemann dar.

In den Jahren 1830, 1840, 1854 und 1855 machten sich Renovationen im Innern und besonders am Kirchturm und seinem Knopf nötig. 1883 erfolgte eine große Erneuerung durch Professor Friedrich Arnold, Dresden (1823—1890), deren Mißgriffe fast durchgehend bei der Erneuerung 1961 wieder rückgängig gemacht werden konnten.

D 10 c) Hammerwerk

Die archivalischen Quellen bezeugen schon für den Anfang des 15. Jahrhunderts die Gründung eines „nuwen Smedewergs obinwendig Dippoldiswalde", das später Neuschmiedeberg (1564) oder kurz Schmiedeberg (schon 1539) genannt wurde. 1455 war Heinrich von Bünau auf Weesenstein sein Besitzer, doch gehörten Anteile auch den Liebstädter Bünaus. Nach der Teilung des Weesensteiner Besitzes unter die hinterbliebenen Söhne Rudolfs (I.) von Bünau im Jahre 1485 verblieb das „Naw Schmidwergk, das do reynet zwischen dem Kolberg und Milchgrunth und Weißeritz und dye welde jhenseth dem nawen schmidwerg biß an die straß die vom alden Berge nach Frauenstein gehet bis an die Bobell", allein beim Schloß Weesenstein. Noch 1492 besaßen die Bünaus auf dem Grund und Boden des „newen Smidberg" verschiedene Freiheiten, namentlich Erlaß vom üblichen Bergzins.

Wenn wir den Ursachen für die Gründung des Hammerwerkes gerade an dieser Stelle des Weißeritztales nachgehen, gelangen wir zu der Feststellung, daß mehrere Faktoren zur Wahl des Standortes führten. Die Wassermengen des Flusses, die man als Antriebskraft benötigte, wurden hier durch mehrere Nebenbäche, wie Klingenbach, Fallbach, Pöbelbach und Molchgrundwasser verstärkt. Feuerungsmaterial war in den Beständen der umliegenden Wälder vorhanden. Man verkohlte meist Fichten-, aber auch Kiefern- und Buchenholz aus eigenen und kurfürstlichen Wäldern.

Die Eisensteine für den Hüttenprozeß stammten aus den nahen Gruben von Schellerhau, Carsdorf, Reichstädt, Johnsbach oder aber auch aus Berggießhübel, von wo die Eisenstraße (s. B 10) heranführte. Je nach Zweck und Güte des produzierten Eisens wurden verschiedene Erzarten verwendet: Der Schellerhauer dichte Roteisenstein aus dem Segen-Gottes-Erbstolln eignete sich für Gußwaren, Reichstädter Erz für Stab- und Gußeisen, das Berggießhübler, das man ohne Zuschlag verschmelzen konnte, für hochwertiges Stab- und Pocheisen und das schwarze dichte aus Obercarsdorf für Gußwaren. Aus dem grauen magnetischen Eisenstein von Dorfchemnitz entstand gutes Stabeisen und Gußware. Johnsbacher und Geisinger Erze galten als die minderwertigsten und bedurften beim Schmelzen viel Zuschlagmaterials. Alle Sorten wurden jedoch selten ganz allein, sondern meist im bestimmten Verhältnis aufgeschüttet. Bei einem Bedarf von 60 Kübeln für gutes Stabeisen z. B. mischte man 20 Kübel Schellerhauer, 15 Kübel Johnsbacher, 10 Kübel Dorfchemnitzer, 10 Kübel Reichstädter Erz und 5 Kübel Zuschlag. Hartes Pocheisen entstand aus einem Verhältnis von 10 Kübeln Schellerhauer, 20 Kübeln Johnsbacher, 10 Kübeln Carsdorfer und 10 Kübeln Reichstädter sowie 10 Kübeln Zuschlag; für Gußware gab man in den Ofen 15 Kübel aus Schellerhau, 15 Kübel aus Johnsbach, 8—10 Kübel aus Berggießhübel, 15 Kübel aus Reichstädt und 5—6 Kübel Zuschlag. Für feine Eisenwaren mengte man 20 Kübel Schellerhauer, 20 Kübel Gießhübler, 5 Kübel Reichstädter und 15 Kübel Zuschlag. Die Zuschläge bestanden in gelblichweißem körnigem Kalkstein aus Zaunhaus bei Rehefeld, geringen Mengen mit gelbem Eisenocker überzogenem Basalt aus ritterguts-

eigenen Brüchen bei Falkenhain und Bärenhecke und eisenockriger Hornblende aus Dorfchemnitz. D 10

Um 1510 stand das „Neu-Schmiedewerck", wie aus dem ältesten Gerichtsbuche hervorgeht, in bedeutender Blüte; denn die naheliegenden „Bergwerke an Silber, Zinn und Eisen wie auch Kupfer waren in gutem Flor". Die Gründung des nahen Dönschten im Fallbachtal (s. G 4) erfolgte in engem Zusammenhang mit dem Aufschwung des Hammers. Wie weitbekannt er war, bezeugt eine Eingabe von 1580, in der die Besitzer der Bergwerke von Scharfenberg bei Meißen darum bitten, „die Erze, so sie erbauen, in der hütte zu Schmidtbergk . . . schmelzen lassen zu dürfen".

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Schmiedeberger Hüttenwerk „fast gänzlich ruinieret", und lange Zeit lagen die Anlagen „caduc". Erst 1658 baute Augustin Bretschneider, vorher Pächter der Gießhütte Bahra, den Hammer neu auf, um wie dort Ofenplatten nach Königsteiner Formbrettern herstellen zu lassen (s. Bd. 3, Im Süden der Barbarine, A 13). Arbeiter der Bahraer Hütte übersiedelten seinerzeit mit ihren Familien nach Schmiedeberg. Dem folgenden Besitzer von Rittergut und Hammerwerk Schmiedeberg, dem Amtshauptmann Bartolomaeo de Sorlyssi zu Dippoldiswalde, einem Günstling des Kurfürsten Johann Georg II., gelang es 1671, eine besondere Konzession zum Gießen zahlreicher eiserner Waren, „insonderheit auch von Viehpfannen, Kesseln und Ofentöpfen" zu erwerben, obwohl das Herstellen gerade dieser Artikel von dem Kurfürsten Johann Georg II. im Vorjahre allen Hammermeistern im Lande untersagt worden war. 1698 trat noch die Fabrikation eiserner Kugeln und das Gießen und Schmieden eiserner Feuerspritzen hinzu (LHA Loc. 36137).

Die Jahrzehnte um die Wende zum 18. Jahrhundert sahen das Schmiedeberger Werk in besonders hoher Blüte. 1693 war als Mitbesitzer die Zwitterstocksgewerkschaft zu Altenberg hinzugetreten. Ihr erstes Werk war der Bau von zwei hohen Öfen „auf eine in diesem Lande noch nicht gesehene Art", mit deren Hilfe man eiserne Stücke aus einem Guß für das Zeughaus in Dresden zu liefern vermochte (Hentschel 1955). Außerdem nutzte man auf diese Weise die Frühlings- und Herbsthochwassermengen der Weißeritz besser und glich damit die geringe Produktion der Sommermonate aus; denn es kam vor, daß durch den geringen sommerlichen Wasserstand der eine hohe Ofen längere Zeit außer Betrieb bleiben mußte.

Wenige Jahre später, 1697, unterrichtet uns eine Privilegurkunde über die umfangreichen Anlagen. Es bestanden: 2 hohe Öfen, 2 Stab-, 2 Frisch- und 1 Zerrenn-Feuer, 2 Blechhämmer, 1 Verzinnanlage, 1 Zain- und 1 Waffen-Hammer, 1 Stichofen, 1 Rohrschmiede (LHA Loc. 41938). Die produzierten Waren kennzeichnet ein Verzeichnis von 1740. Das Werk lieferte Stab- und Schieneneisen, Schaarflecken, Zimmerersägen, Sägeblätter, Pocheisen, rohen Stahl, Probestahl, steiermärkischen Stahl, altes geschmiedetes Eisen, Neukupfer, Altkupfer, Gerätesachen, Zinn, Weißblech, Schienfässer, stählerne Balgenfedern, Kratzen, Bergtröge, Laufkämme, schwarzes Ausschußblech, schwarzes Sturzblech, Spünde, Brett- und Schindelnägel, gefrischtes Eisen, Gießwerk- und

SLUB
Wir führen Wissen.

D 10 Rauheisen. 1791 ist auch von Öfen, Bleizapfen, Zapfenlagern und Kesseln die Rede. W. HENTSCHEL weist darauf hin, daß selbst Kunstgüsse aus der Schmiedeberger Hütte stammen, so die eiserne Tafel über der Tür der Ortskirche. Auch einige Platten von 1715 im Moritzburger Schloß werden auf Schmiedeberger Ursprung zurückgeführt.

Eine besonders ausführliche Beschreibung des Werkes gab 1791 Karl Friedrich v. BÖHMER. Wir entnehmen daraus folgendes: Auf einem für die Lagerung von Eisenstein und Schlacke genügend großen Platz zwischen Weißeritz und einem künstlichen Wassergraben stand das Hochofengebäude, in dem ein hoher Ofen, ein Steinpocher und das Schlackenpochwerk enthalten waren. 20 bis 30 Schritte davon befand sich noch ein hölzerner Schuppen für Holzkohle. Wie eine abgestumpfte, vierseitige Pyramide mit einer Grundfläche von etwa 50 qm ragte der Hochofen fast 8 m hoch auf. (Vor dem 16. Jahrhundert betrug die Oberhöhe im allgemeinen 3 bis 4 m, vom 16. Jahrhundert an 5 bis 6 m, Mitte bis Ende des 18. Jahrhunderts 6 bis 7 m, heute erreicht man Höhen von 60 m). Die Gestellsteine für den Bau des Ofens bezog man, da der Dippoldiswalder Sandstein nur zehn Wochen brauchbar blieb, aus Cotta bei Pirna. Mit diesem Material konnte 32 bis 33 Wochen geschmolzen werden. Ein über 5 m großes, oberschlächtiges Wasserrad, das sich in einer Minute drei- bis viermal drehte, brachte die Bälge des Gebläsewerkes in Bewegung. Die Aufschlagwasser, die sämtliche in dem Hochofengebäude befindlichen Räder bewegten, entflossen einigen kleinen angestauten Teichen und liefen dann nach dem etwa eine Viertelstunde tiefer gelegenen ehemaligen Zainhammer. Der Hochofen hatte oben einen Gang, den Gichtboden, auf dem man umhergehen konnte. Eine kleine Fördermaschine, der wassergetriebene Haspel, zog in Kübeln von durchschnittlich 0,2 cbm Inhalt das Füllmaterial herauf. Zwischen jede Schicht Eisensteine mit Zuschlägen wurden 2 Kübel Kohle geschüttet. Der Ofen faßte 8 solcher Gichten, bei gutem Gang brannten in 24 Stunden je nach dem Wind sogar 12 bis 15 nieder. Halbstündlich wurden die Schlacken abgezogen. Morgens und abends, bei schnellerem Umgang der Räder auch drei- bis viermal täglich, konnte man durch Abstechen gießen. Die Formen unmittelbar neben dem Hochofen, in die die flüssige Masse eingeleitet wurde, waren aus Carsdorfer Lehm und Falkenhainer Sand hergestellt. Bei dem Hochofen waren 6 bis 7 Mann tätig bei unterschiedlichem Wochenlohn, nämlich: 1 Meister mit 1 Taler 8 Groschen, 2 Feuerarbeiter mit 2 Talern, 2 Aufgeber mit zusammen 1 Taler 8 bis 12 Groschen und 1 Zuläufer mit 18 bis 20 Groschen. Der Gießer, der seine beiden Gehilfen selbst entlohnen mußte, bekam seine Arbeit nach Gewicht bezahlt. So erhielt er für eine Pfanne 4 bis 6 Taler, für einen Seifensiederkessel 2 Taler, für einen gewöhnlichen Kessel 14 Groschen. Der Kohlenmesser, der die harte und die weiche Kohle nach Kübeln maß, erhielt wöchentlich 1 Taler 8 Groschen.

Zum Betrieb gehörten noch weitere Hilfskräfte, mußten doch im Steinpocher die Eisensteine von einem $3^1/_2$ Zentner schweren Hammer zerkleinert werden, den ein 5 m großes und 2 m breites wassergetriebenes Schaufelrad in Umtrieb setzte. Der Pochknecht mußte in zwölfstündiger Schicht bei 16 Groschen Wochen-

lohn so viel Eisenstein und Zuschlag pochen, wie der Ofen bedurfte. Auch die D 10
Beschaffung des nötigen Vorrats sowie das Brennen des Kalksteins und des Basalts gehörten zu seinen Aufgaben. Dieses Material wurde aus dem Pochraum durch einen einmännischen Haspel auf den darüber befindlichen Gichtboden gezogen.
Das Schlackenpochwerk besaß drei Stempel, die von einem 4 m hohen und 1 m breiten Rad bewegt wurden. Auf nassem Wege konnten hier in sechs Gefällen Schlackenteilchen vom Wascheisen, das im Hochofen wieder mit beigefügt wurde, getrennt werden. Diese Arbeit konnte notfalls von einem Pochknaben verrichtet werden.
Ein Stück unterhalb des Hochofengebäudes lag mitten im Ort ein Zainhammer, in dem man das gefrischte Eisen zu der gewünschten Stabform ausschmiedete. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde dieser Hammer als Wärmfeuerschmiede eingerichtet und verwendet. Altes Eisen sollte wieder mit Roheisen verschmolzen und zu Stäben verarbeitet werden. Hier trieb ein über 3 m hohes, oberschlächtiges Rad die ledernen Balgen. Das Schmieden zu Stäben geschah mit Hilfe von zwei Schwanzhämmern, dem $1^1/_4$ Zentner schweren Streck- und dem 2 Zentner wiegenden Teilhammer, die von einem 3 m hohen Rade bewegt wurden. Zur Arbeit im Zainhammer waren 1 Meister, 1 Geselle und 1 Lehrjunge eingestellt. Der Schmied erhielt seinen Lohn entweder nach dem Gewicht des neuen Eisens oder nach der Stückzahl. Eine Tagesschicht im Hammer dauerte von früh 4 bis nachmittags 6 Uhr.
Schließlich gehörte zum Schmiedeberger Hammerwerk noch eine Frisch- und Stabhütte. In ihr wurde das aus dem Hochofen gewonnene kohlenstoffreiche, aber nicht schmiedbare, sondern nur gießbare Eisen entkohlt, d. h. noch einmal 3 bis 4 Stunden geschmolzen, damit Sauerstoff den Kohlenstoff binden konnte, bis sich das Eisen zu Stäben ausschmieden ließ, ein Vorgang, bei dem allerdings ein Verlust an Roheisen von 15 bis 20% entstand. Auch hier gab es ein etwa $3^1/_2$ m hohes, oberschlächtiges und sehr breites Wasserrad, das die Balgen trieb. Der Frischmeister bekam vom Zentner Roheisen 5 Groschen, mußte davon aber den Vorschmied, den Aufgießer und einen Frischhüttenjungen halten. Ihre Tätigkeit erforderte eine Tag und Nacht andauernde Schicht. Die Schlafstunden wurden untereinander geregelt.

d) Gießerei und Maschinenbauwerk

Eine neue Periode begann für das Schmiedeberger Werk, als es im Jahre 1890 in die Hände der Aktiengesellschaft für Mühlenbau „Gebrüder Seck" überging. Bei einer Erweiterung der Fabrik baute man 1912 auf der westlichen Straßenseite die Graugießerei auf. Als sich nach der Wende zum 20. Jahrhundert der Übergang vom Industriekapitalismus zum Monopolkapitalismus durchsetzte, wurde 1925 auch die Firma Seck von einem großen Konzern, der MIAG, aufgesogen. Diese Zeit der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts sah die Schmiedeberger Arbeiter im Kampf zunächst für bessere Arbeitsbedingungen, schließlich aber für die Änderung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse.

SLUB
Wir führen Wissen.

D 10 Als im Jahre 1906 die Monteure der Nähmaschinenfabrik Bisold & Locke in Meißen mit einer Forderung nach höheren Löhnen in den Streik traten, beschloß der Verband der Unternehmer der Metallbetriebe die Aussperrung sämtlicher gewerkschaftlich organisierten Metallarbeiter seiner Betriebe in der Kreishauptmannschaft Dresden, eine Maßnahme, mit der er die Arbeiter vor weiteren Arbeitsniederlegungen abzuschrecken glaubte. Damit wurde auch das Eisenwerk Schmiedeberg der Dresdner Firma Gebrüder Seck stillgelegt, denn seine Belegschaft war zum größten Teil gewerkschaftlich organisiert. Die Wiederaufnahme der Produktion mit Hilfe fremder, nicht organisierter Arbeitskräfte wußten die Entlassenen zu vereiteln. Um einen Zuzug aus Böhmen zu verhindern, kontrollierten Radfahrer täglich die Altenberger Gegend. Da die geschlossene Front der Arbeiter nicht zu erschüttern war, sahen sich die Unternehmer gezwungen, nach acht Wochen die Aussperrung aufzuheben. Für die Arbeiter aller betroffenen Betriebe bedeutete dieser Sieg einen schönen Erfolg, da die Löhne auf Grund der Meißner Forderungen um etwa 20% heraufgesetzt wurden. In Schmiedeberg selbst traten jetzt alle noch nicht organisierten Arbeiter der Gewerkschaft bei.

1911 beendeten die Arbeiter eine erneute vierzehntägige Aussperrung siegreich, die die Reaktion der Unternehmer auf einen weiteren Streik darstellte. In diesen Jahren führte man auch unbeirrt die jährliche Maifeier durch, obwohl die Unternehmer jedem Teilnehmer Entlassung androhten.

Nach dem ersten Weltkrieg vertrat ein entschlußfreudiger Betriebsrat, dem die Arbeiter vertrauten, die Interessen der Belegschaft. Jeder, der hier die Arbeit aufnehmen wollte, mußte gewerkschaftlich organisiert sein. Diese geschlossene Front bewährte sich beim Kapp-Putsch am 13. März 1920. Die gesamte Arbeiterschaft des Werkes legte die Arbeit nieder und marschierte nach Dippoldiswalde zur Amtshauptmannschaft, wo sie sich mit einer großen Anzahl von Militärgewehren bewaffnete. Den Zug verstärkten unterwegs noch die Arbeiter anderer Betriebe der Umgebung.

In dieser Zeit gewann Ferdinand KUNERT das größte Vertrauen der Arbeiter im Weißeritztal. Am 15. November 1886 in Teplitz geboren, übersiedelte er 1904 nach mehrjähriger Lehrzeit und Wanderschaft nach Schmiedeberg und arbeitete hier als Dreher im Eisenwerk. Der erste Weltkrieg lehrte ihn den Krieg hassen. In russischer Gefangenschaft erlebte er 1917 die Große Sozialistische Oktoberrevolution, deren Ziele er nach der Rückkehr in seinen Betrieb verfolgte. Auf diese Weise zog er sich die Gegnerschaft der Kapitalisten zu. Sie machten schon 1923 den Versuch, KUNERT als Sekretär der KPD verhaften zu lassen. Die gesamte Belegschaft marschierte deshalb auf dem Fabrikhof auf und schützte ihn vor der Polizei. Als im Jahre 1925 der MIAG-Konzern gegründet wurde, veranlaßte ein vom Hauptwerk Braunschweig über die Teilbetriebe Schmiedeberg und Zschachwitz eingesetzter Oberdirektor im folgenden Jahr die Entlassung KUNERTS, der darauf nach Zöblitz zog, von dort aber in ständiger Verbindung mit der Schmiedeberger Arbeiterschaft blieb. Den Sturz dieses Direktors erreichte der Betriebsrat erst, als sich 1930 infolge fortgesetzter

Schikanen dieses von allen Arbeitern abgelehnten Mannes ein über 35 Jahre lang im Betrieb angestellter Prokurist erschoß. D 10

Nach den Wahlen am 5. März 1933 wurden auch in Schmiedeberg die führenden Gewerkschafter in Haft genommen. Auch Ferdinand KUNERT ist mehrfach wegen illegaler Parteiarbeit verhaftet gewesen, bis man ihn zum Kriegsdienst preßte.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre stellte man die Produktion auf Kriegsrüstung um. 1943 entstanden die Hallen der Stahlgießerei und der Tempergießerei neu, und die Halle II wurde zur mechanischen Bearbeitung von Panzerteilen umgebaut. In dieser Zeit beschäftigte der Betrieb etwa 1600 Arbeiter, über die Hälfte davon waren Fremdarbeiter und Gefangene aus beinahe allen vom Faschismus überfallenen europäischen Ländern.

1945 fiel das gesamte Werk gemäß den Bestimmungen des Potsdamer Abkommens unter die Demontage. Obwohl nur wenige alte Maschinen verblieben, versuchten „Aktivisten der ersten Stunde" die Produktion zu beginnen. Nach oft ohne Bezahlung geleisteten Aufräumungsstunden konnten im Januar 1946 erste Arbeiten im Werk beginnen. Auf dem Schrotthaufen fand sich ein alter Konsolkran, so daß man den Gießereibetrieb wieder aufnehmen konnte. Am 3. Mai 1946 floß das erste Eisen.

Im März desselben Jahres kam auch die Produktion von Müllereimaschinen wieder in Gang. Zuerst wurden Meß- und Mischapparate in verschiedenen Größen gebaut. Größere Schwierigkeiten bereitete die Aufnahme der Produktion von Walzenstühlen, Hammermühlen und Malzschrotmühlen. Während früher die Walzenstuhlwände auf einer modernen Naxos-Flächenschleifmaschine in wenigen Minuten geschliffen werden konnten, mußte jetzt eine alte Riemenscheibendrehbank zu einer Kopfdrehbank umgebaut werden, womit die großen Flächen plangedreht wurden. Eine fast 100 Jahre alte Säulenbohrmaschine holten die Arbeiter vom Schrotthaufen und setzten sie instand, damit die nötigen Bohrungen vorgenommen werden konnten. Die zahlreichen Gewinde mußten mit der Hand geschnitten werden.

Bei der Fertigung der Mahlwalzen wurde früher das Einziehen der Achsschenkel mittels einer hydraulischen Presse vorgenommen. Jetzt diente dazu ein 25 Pfund schwerer Hammer, eine Arbeit, die bei der damaligen schlechten Ernährungslage eine sehr große Leistung bedeutete. Durch den Bau einer neuen Presse konnte diese schwere Handarbeit beseitigt werden. Da trotz des Umbaues und Herrichtens alter Maschinen noch viele Ausrüstungsgegenstände fehlten, half die Müllerschule Dippoldiswalde mit einer Riffelmaschine aus. Von anderen Firmen wurden eine Säge, eine Werkzeugschleifmaschine, eine Shapingmaschine und Holzbearbeitungsmaschinen geliehen. Auch eine Rundschleifmaschine gelangte nach ihrer Generalreparatur in den Betrieb. So reihte sich ein Glied an das andere, und schließlich konnte zum Ende des Jahres 1946 die Produktion des gesamten Müllereimaschinenprogramms einschließlich der hydraulischen Riffelmaschinen beginnen. Neben Reparationsverpflichtungen sind damals die Mühle in Bärenhecke und die Osthafenmühle in Berlin durch den Betrieb eingerichtet worden.

D 10 Der Vervollständigung der technischen Anlagen des Werkes diente auch ein neuer Brückenkran in der Graugießerei, den eine Jugendbrigade 1948 montierte. Er gab die Möglichkeit zur Fertigung größerer Gußstücke.
Als 1949 der erste Zweijahrplan begann, wurde das Schmiedeberger Werk Volkseigentum. 1951 zog in die frühere Tempergießerei neues Leben ein, und man begann zunächst Segelflugzeuge für die Gesellschaft für Sport und Technik zu bauen. Die Graugießerei erhielt einen weiteren Brückenkran und ein Gebläse für den Kupolofen, ferner wurden ein Kernsandmischer sowie das Putzhaus mit Absaugvorrichtung ihrer Bestimmung übergeben.
Seit 1954 trägt der Betrieb den stolzen Namen seines ehemaligen Arbeiters „Ferdinand Kunert", wenig später begann man in ihm mit der Serienfertigung von Gießereimaschinen auf einer in der DDR gebauten automatischen Gießstrecke in der Tempergießerei. Zusammen mit Rollgängen und anderen Industrieausrüstungen dienten diese Erzeugnisse vorwiegend für den Export nach der Sowjetunion, der ČSSR, nach Griechenland, Jugoslawien und Westdeutschland. Für eine Druckgußmaschine zeigten bald auch Holland, Italien, die Türkei und Frankreich großes Interesse. Da man im Werk noch nicht in der Lage war, alle Arbeiten selbst auszuführen, mußten trotz hoher Transportkosten infolge der abseitigen Lage des Schmiedeberger Werkes Fertigungsaufträge für bestimmte Maschinenteile an andere Betriebe vergeben werden, so an die Härterei in Hainsberg, an Fabriken in Freiberg und Guben. Der Verbesserung der sozialen Verhältnisse dienten die 1956 fertiggestellte Sanitätsstelle mit Warteraum, Sprechzimmer, Umkleidekabinen, Behandlungs- und Bestrahlungs-, sowie Frauenruhe- und Waschräumen, ferner das Sozialgebäude für die Tempergießerei, in dem sich in zwei Stockwerken Waschanlagen mit Entlüftungseinrichtungen und Umkleideräume für je 200 Personen befinden. Da die Werksküche den gestellten Anforderungen nicht mehr genügte, wurde am Ausgang des Hohofengründels ein neues Kulturhaus errichtet, das eine Zentralküche besitzt und dessen Speisesaal 450 Personen Platz bietet.
Der zweite Fünfjahrplan stellte den Schmiedeberger Arbeitern, Ingenieuren, Technikern, Meistern und Angestellten die Aufgabe, alle Gießereibetriebe in der DDR mit modernen Form- und Gießereimaschinen zu versorgen. Auch die Deckung des Bedarfs an Gießereimaschinen für die sozialistischen Länder wurde übernommen und der Exportanteil für das übrige Ausland bedeutend gesteigert. Aus der Fülle der damit zusammenhängenden Maßnahmen seien nur einige erwähnt: Die Graugießerei erleichterte die schweren körperlichen Arbeiten durch Mechanisierung. Um die nötigen Druckguß- und Kokillengießmaschinen, Grauguß, Temperguß und Massenbedarfsartikel herstellen zu können, baute man die Halle der ehemaligen Tempergießerei noch weiter aus und erweiterte den Maschinenpark um modernste Bearbeitungsmaschinen. Auch hier ist die manuelle Arbeit zum größten Teil beseitigt. Durch die Entwicklung des Kugelgraphiteisens erhielt die Wirtschaft einen neuen Werkstoff, der die Erzeugnisse des Werkes auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig machte.

SLUB
Wir führen Wissen.

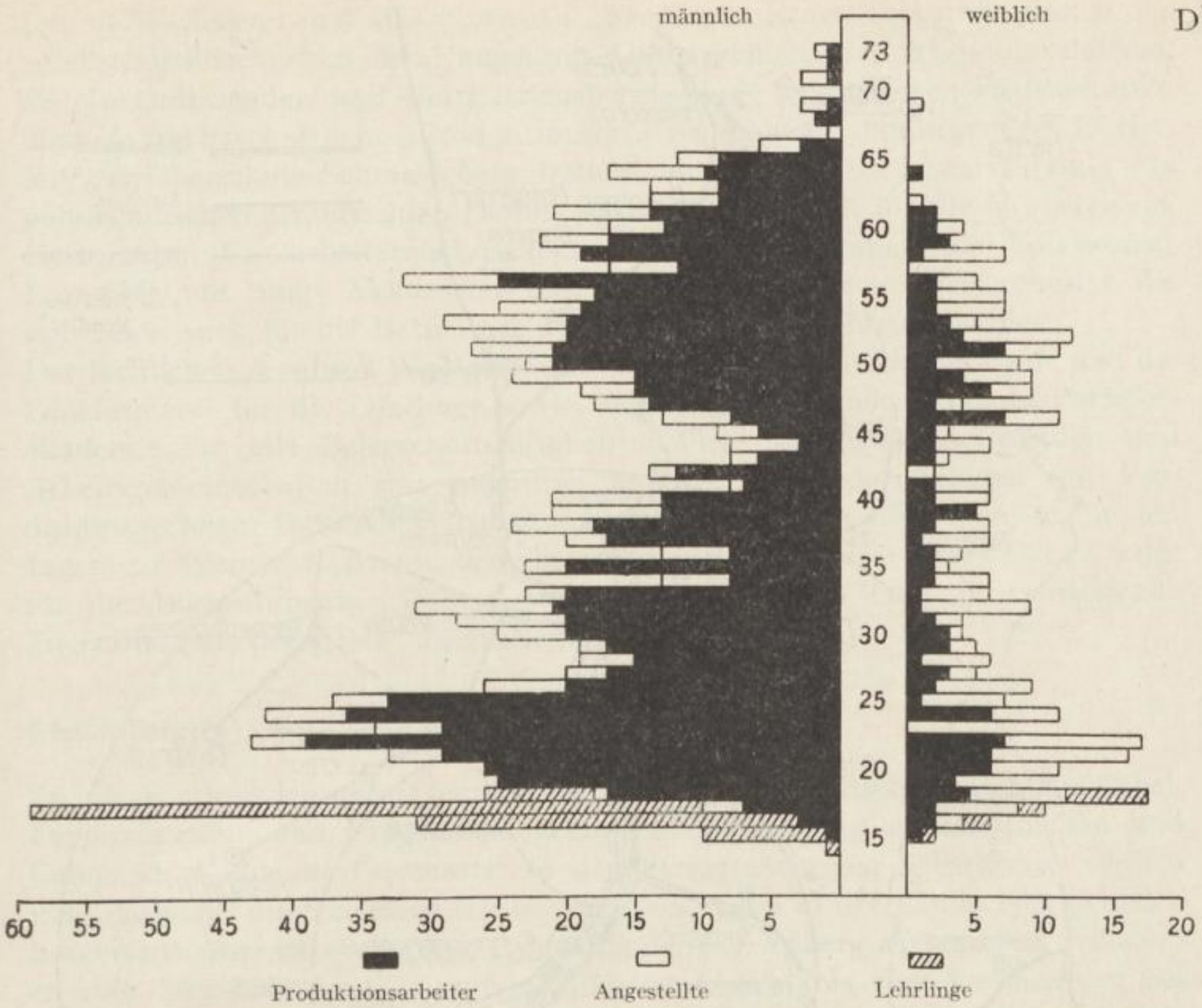


Abb. 20. Altersgliederung der Werksangehörigen im VEB Gießerei und Maschinenbau Ferdinand Kunert, Schmiedeberg, Stand 1. 11. 1960

Die Struktur der gesamten Belegschaft, die am 1. November 1960 1442 Personen umfaßte (1946: 250, 1948: 305, 1954: 947), ist aus der Alterspyramide zu ersehen (Abb. 20). Das männliche Element herrscht in diesem Schwermaschinenwerk vor. Von den 836 männlichen Produktionsarbeitern verteilt sich die größte Anzahl auf die Altersstufen zwischen 19 und 25 Jahren sowie auf den alten „Stamm" zwischen 47 und 65 Jahren. Tiefe, kriegsbedingte Einschnitte zeigen die Jahrgänge der heute 34- bis 46jährigen.

Die Abb. 21 zeigt mit 52 Orten ein weites Arbeitereinzugsgebiet, das sich in der Hauptsache zu beiden Seiten der Roten Weißeritz erstreckt. Nur wenige Arbeiter wohnen in östlicher Richtung mehr als 5 km entfernt, da dort die Werktätigen in der feinmechanischen Industrie von Glashütte beschäftigt sind. Dagegen dehnt sich das Wohngebiet im Westen über 10 km bis nach Frauenstein hin aus. Den Zubringerdienst leisten die Eisenbahn, die fahrplanmäßigen und zahlreichen Werksautobusse, mit eigenen Motorfahrzeugen fahren vorwiegend jüngere Arbeiter nach Schmiedeberg.

D 10

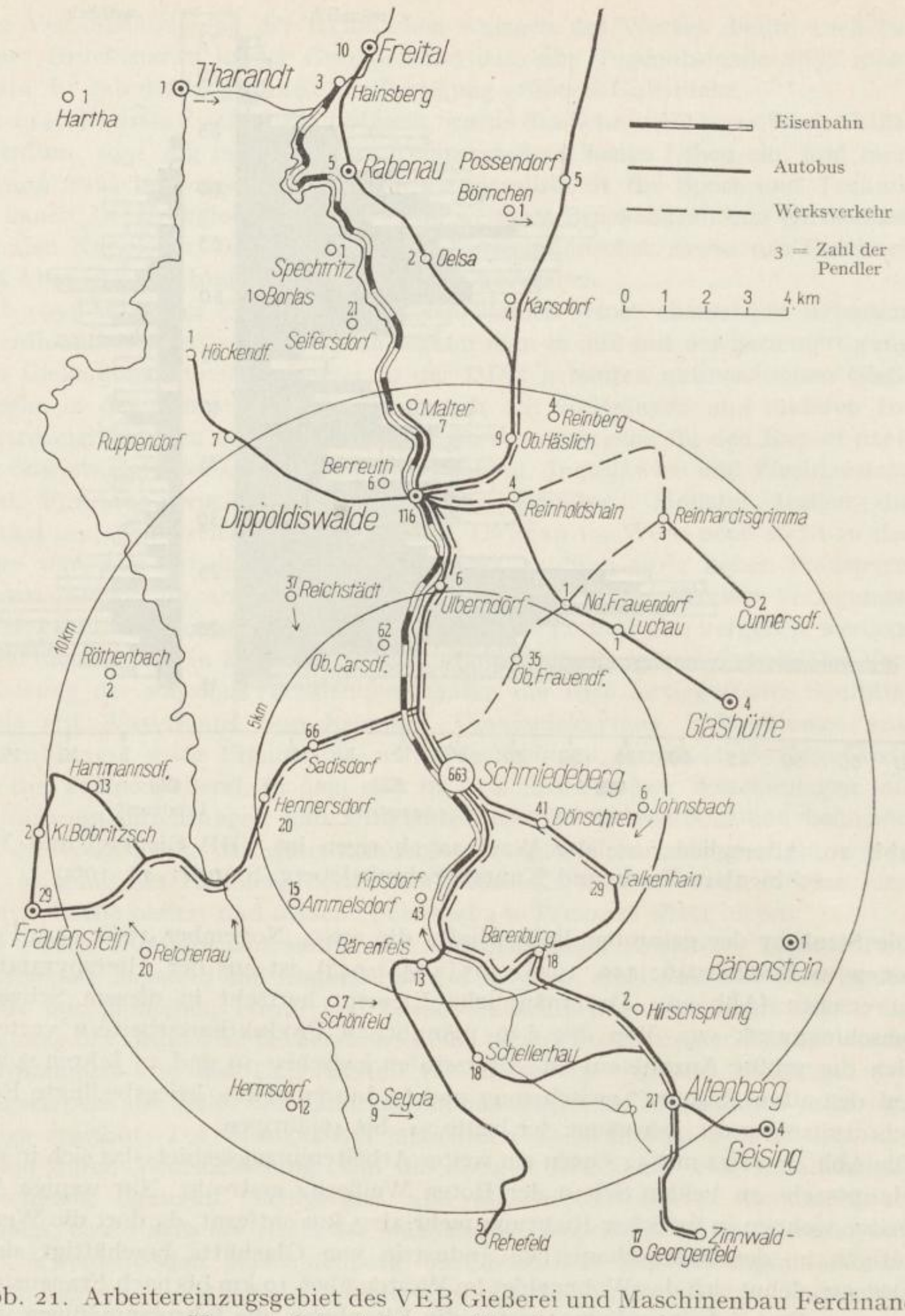


Abb. 21. Arbeitereinzugsgebiet des VEB Gießerei und Maschinenbau Ferdinand Kunert, Schmiedeberg, Stand 1. 11. 1960

Der VEB Gießerei und Maschinenbau „Ferdinand Kunert" bestimmt auch das gesellschaftliche Leben der Umgebung. Die einzelnen Produktionsabteilungen, die Jugendbrigaden und die Betriebsberufsschule übernahmen Patenschaften über landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften umliegender Dörfer. Mit der Oberschule Schmiedeberg besteht ein Vertrag zur Unterstützung des polytechnischen Unterrichts. Damit sorgt man zugleich für die Vorbereitung eines guten Facharbeiternachwuchses. Im Werk bestehen ein Volkskunst-Ensemble mit Sing-, Akkordeon- und Tanzgruppe sowie ein Blasorchester, die sich beide auch für die Betreuung der Urlauber zur Verfügung stellen. D 10
Der fachlichen Aus- und Weiterbildung dienen die Betriebsberufsschule und die Lehrformerei für die Lehrlinge sowie die im Februar 1960 eröffnete Betriebsakademie für alle Belegschaftsmitglieder. Viele sozialistische Brigaden und Arbeitsgemeinschaften mit mehreren hundert Mitgliedern ringen um Produktionserfolge. Daraus resultieren auch die zahlreichen Ehrungen, so für den Ingenieur Werner Klötzer, der als „Verdienter Techniker des Volkes", oder für die Jugendbrigade „Philipp Müller", die mit dem Titel „Hervorragende Jugendbrigade der DDR" ausgezeichnet wurde.

Gleisenberg (533,3 m) **E 1**

Zu dem ausgedehnten Quarzporphyrgangsystem zwischen Berggießhübel, Dippoldiswalde und Frauenstein gehört auch ein Gang südlich Luchau und Cunnersdorf, der im Gegensatz zu den geringmächtigen Schwärmen südlich von Glashütte infolge seiner Breite von etwa 250 m in der Landschaft deutlich hervortritt. Ihm ist als höchste Erhebung der Gleisenberg zuzuordnen, von dem er über Steinberg (522,9 m) und Kalkhöhe (s. E 2) bis zum Lerchenberg bei Schlottwitz zu verfolgen ist. Alle diese Höhen überragen deutlich die umgebende erzgebirgische Rumpffläche um etwa 20 bis 30 m, da sie im Vergleich zum Gneis aus einem wesentlich schwerer verwitterbaren Material aufgebaut sind.
Der Gleisenberg selbst ist unbewaldet und in die Luchauer Feldstreifen einbezogen. Im Quarzporphyr verringern sich allerdings im Gegensatz zum angrenzenden Gneis die Felderträge merklich. Ein guter Überblick — bis zu dem Höhenzug am Wilisch — bietet sich auf die nach Nordosten hin geneigte flachwellige Erzgebirgsabdachung, der in unmittelbarer Nähe der Luchberg aufsitzt. Ein nördlich benachbart verlaufender Quarzporphyrgang wird durch Frauenberg und Roten Stein bei Oberfrauendorf markiert. Die Zertalung dieses Gebietes, zwischen Müglitz und Roter Weißeritz gelegen, ist verhältnismäßig gering, da die Seitentälchen dieser Flüsse noch nicht allzu weit auf die Hochfläche hinaufgreifen und der Lockwitzbach sich erst weiter im Nordosten mehr und mehr eintieft. Eine stärkere Talkerbe erkennen wir südlich des Gleisenberges, durch die der Brießnitzbach zur Müglitz abfließt. An den dortigen mehrfach durch kürzere Rinnen gegliederten Hängen endet bald die Luchauer Feldflur und macht dem Wald Platz. Wald bedeckt auch einen südwestlich benachbarten Geländerücken, der am Felsenberg den Gleisenberg noch um

E 1 einige Meter überragt. Er baut sich aus Granitporphyr auf, der den mächtigen Erguß aus Teplitzer Quarzporphyr (s. D 2, G 8) im Osten begleitet und sich über Schenkens Höhe (s. H 8) nach Südosten erstreckt. Jenseits des Brießnitztales steigt die Flur von Johnsbach mit ihren Steinrücken an. Sie wird zusammen mit der von Falkenhain von den Waldgebieten auf porphyrischen Böden umrahmt. An markanten Berggestalten erkennt man genau in südlicher Richtung Geising und Kahleberg.

E 2 Kalkhöhe (500,6 m)

Dem gleichen Quarzporphyrgang wie der Gleisenberg (s. E 1) und der Lerchenberg (s. C 6) gehört auch die keineswegs Kalkstein aufweisende Kalkhöhe an. Die Erläuterungen zu den Quadratmeilenblättern (1784) nennen sie auch Galgenhöhe, wofür keine exakte Erklärung zu finden ist. Glashütter Einwohner nannten sie hin und wieder auch Kalte Höhe, wahrscheinlich im Gegensatz zu dem im windgeschützten Tal liegenden Städtchen.
Die Kalkhöhe selbst, in deren Bereich wir verschiedene Zeugen des alten Glashütter Bergbaus — verfallene Stolln, bewachsene Halden, kleine Bingeneinbrüche — vorfinden, trägt Wald. Deshalb gewähren die zu der Erhebung führenden oder sie begleitenden Straßen und Feldwege die besten Ausblicke. Im Nordosten erkennen wir den Steilabfall des Höhenzuges Hirschberg—Lederberg—Kleppelberg mit seiner Waldkulisse gegen das Müglitztal. Nach Westen zu schließt sich die Hochfläche zwischen der Müglitz und der Roten Weißeritz an, die bis zum Luchberg und dem stufenförmigen Abfall des porphyrischen Kohlberges einzusehen ist. Von dort an verfolgt man die Zertalung des Plateaus durch den Lockwitzbach und seine Zuflüsse, deren Taleinschnitte allenthalben durch Waldstreifen markiert werden. Der Durchbruch des Lockwitzbaches durch den Höhenzug Lerchenberg—Wilisch—Finckenfang in Richtung auf das Kreischaer Rotliegendbecken wird an einem scharfen Taleinschnitt sichtbar. Während der Bach allmählich den Riegel durchsägte, erfolgte zugleich eine verstärkte Seitenerosion, durch die das muldenförmige Becken von Reinhardtsgrimma entstehen konnte. Eine zweite wesentlich geringere Einsenkung liegt auf dem sich vom Wilisch nach Osten fortsetzenden Höhenzug bei Hausdorf; sie entspricht der Erosionsarbeit des Cunnersdorfer Baches bis zum Zeitpunkt seiner Anzapfung, die den Abfluß zur Müglitz lenkte (s. C 4).
Das gesamte beschriebene Gebiet läßt eine überwiegend landwirtschaftliche Nutzung des Gneisverwitterungsbodens erkennen. Wo allerdings noch cenomaner Sandstein den Gneis überdeckt, stocken mehr oder weniger ausgedehnte Waldflächen, so unweit die Reinhardtsgrimmaer Heide (s. C 1) und das Fichticht (s. B 2), ferner schon die größere Hirschbacher Heide am Südfuß des Wilisch und westlich von ihr die weitläufige Dippoldiswalder Heide.
Neben der Sicht in die engere Umgebung tauchen nach Osten zu einige Tafelberge der Sächsischen Schweiz und weit im Nordosten Höhen der Lausitzer Platte auf. Im Süden verfolgt man die ansteigende erzgebirgische Rumpffläche

SLUB
Wir führen Wissen.

bis in die Kammlagen. Der Blick umspannt insbesondere alle die Erhebungen, E 2
deren markante Formen tertiären Basaltdurchbrüchen zuzuschreiben sind: Neben Luchberg und Wilisch den Spičák (Spitz- oder Sattelberg) im Südosten und den Geisingberg im Süden. Ihre bei klarem Wetter deutlich sichtbaren Waldkulissen decken sich, wie ein Blick auf die geologische Karte bestätigt, in den meisten Fällen weitgehend mit der Ausbreitung des Basaltes (Abb. 22).

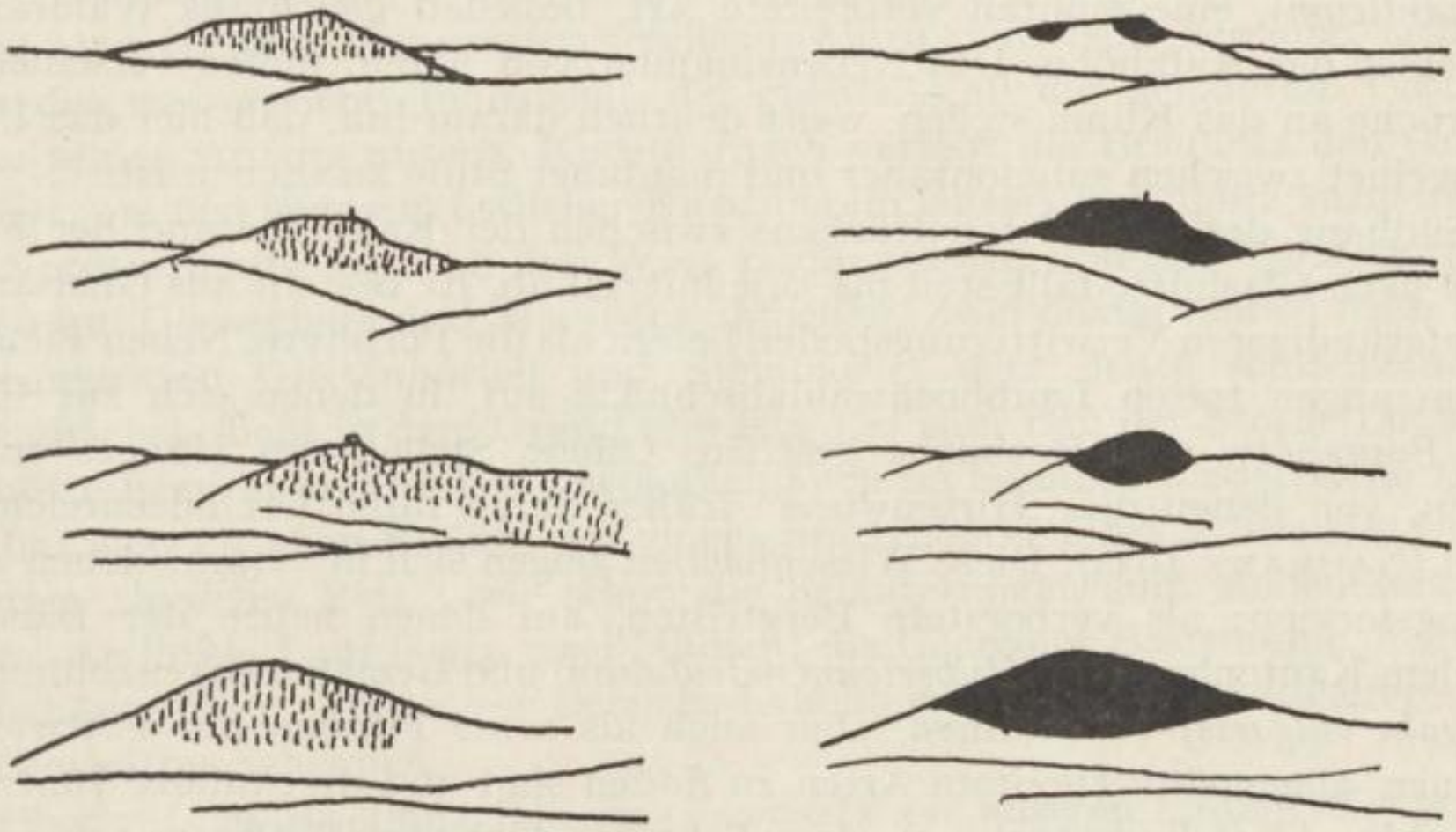


Abb. 22. Vergleich zwischen Waldkappen (links) und Basaltausdehnung nach A. Eichhorn von der Kalkhöhe aus gesehen. Von oben nach unten: Sattelberg, Geising, Wilisch, Luchberg

In botanischer Hinsicht bietet die Kalkhöhe und ihre engere Umgebung eine besondere Vielgestaltigkeit in der Wald- und Wiesenausbildung. Der Gipfel trägt auf seinem steinigen, flachgründigen Porphyrverwitterungsboden lichten, vorwiegend buschartig ausgebildeten Laubmischwald. Neben Trockenheit ertragenden Laubgehölzen (Traubeneichen, Stieleichen, Birken, Vogelbeeren) finden wir auch kleinere Kiefernbestände. In ihnen treten da und dort auch einzelne Wacholderbüsche auf, Restbestände dieser früher an den Vorhöhen des Erzgebirges häufig vorkommenden Art. Sie ging stark zurück, da ihre Zweige in hohem Maß zu Räucherpulver verwendet wurden (Naumann 1934).
Die Bodenvegetation dieses trockenen Buschwaldes zeigt vor allem weitverbreitete Arten wie Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*), Maiglöckchen (*Convallaria majalis*), Buschwindröschen (*Anemone nemorosa*), Hainrispengras (*Poa nemoralis*) und Drahtschmiele (*Deschampsia flexuosa*). Lichtere Abschnitte mit Rohhumusböden sind diesen Laubgehölzen bis zur Höhe 474,5 m an der Straße Glashütte—Luchau wiederholt eingeschaltet. Hier siedelt als Gehölz der Faulbaum (*Rhamnus frangula*), während das Heidekraut (*Calluna vulgaris*) zusammen mit Blutwurz (*Potentilla erecta*), Färberginster (*Genista tinctoria*),

E 2 Arnika (*Arnica montana*) und Hainmarbel (*Luzula luzuloides*) weiträumig verbreitet ist.

Am Waldrand sowie an lichten Wegstellen finden sich im Bereich der Kalkhöhe auch der Schwarzwerdende Geißklee (*Cytisus nigricans*) und die giftige Schwalbenwurz (*Cynanchum vincetoxicum*). Diese beiden Arten sind typische Vertreter einer wärmeliebenden Pflanzengruppe, die im Hügelgebiet, der collinen Stufe, verbreitet ist und hier ihre obere Grenze erreicht. Die würzige Bärwurz (*Meum athamanticum*), eine montan verbreitete Art, besiedelt gleichfalls Waldränder im Gebiet der Kalkhöhe. Das Nebeneinander von Arten, die so verschiedene Ansprüche an das Klima stellen, weist deutlich darauf hin, daß hier das Übergangsgebiet zwischen submontaner und montaner Stufe zu suchen ist.

Der Südhang des bewaldeten Rückens zwischen der Kalkhöhe und der Fahrstraße nach Glashütte fällt steil ins Brießnitztal ab. Er besteht aus Gneisarten, die tiefgründigeren Verwitterungsboden liefern als die Porphyre. Neben Fichtenanpflanzungen treten Laubhochwaldabschnitte auf, in denen sich zur Eiche auch Bergahorn und Rotbuche gesellen. Offene Stellen des Hanges tragen Wiesen, von denen die „Hirtenwiese" früher durch ihren Orchideenreichtum auffiel (NAUMANN 1934). Diese Wiesenflächen zeigen sich in verschiedenen Ausbildungsformen: als verborstete Bergtriften, auf denen neben der Bärwurz vor allem Kantenhartheu (*Hypericum maculatum*) und Gemeines Kreuzblümchen (*Polygala vulgaris*) vorkommen, aber auch als arme Formen der Fettwiesen, in denen allgemeinverbreitete Arten zu finden sind und die Anfang Juni vom Wiesenklee (*Trifolium pratense*), dem Scharfen Hahnenfuß (*Ranunculus acer*) und dem Wolligen Honiggras (*Holcus lanatus*) beherrscht werden. Versumpften Stellen gibt im Mai der Kleine Baldrian (*Valeriana dioica*) das Gepräge, während vor der Mahd die Kuckuckslichtnelke (*Lychnis flos-cuculi*) besonders auffällt. Hier wachsen auch noch beachtliche Bestände unserer verbreitetsten Orchideenart, des Breitblättrigen Knabenkrautes (*Orchis latifolia*).

Triften unterhalb von Wittichs Kreuz sind Ende Mai durch das gehäufte Auftreten des Schaftlöwenzahnes (*Leontodon hispidus*) gekennzeichnet, zu dem sich noch Pechnelken (*Viscaria vulgaris*) und Kreuzlabkraut (*Galium cruciata*) gesellen.

E 3 Wittichkreuz

Von der Straße Glashütte—Dippoldiswalde zieht beim Kilometerstein 9,9 ein kleines Wiesental, durch das ein Weg nach Reinhardtsgrimma führt, nordwärts steil zur Höhe 497,6 m hinauf. Am oberen Ende des Tälchens stoßen die Ortsfluren von Glashütte, Luchau und Cunnersdorf zusammen. An dieser Stelle befindet sich ein altes Steinkreuz, das aus Sandstein besteht und 160 cm in der Höhe, 95 cm in der Breite und 38 cm in der Tiefe mißt. Ein Arm ist stark verkürzt, der andere verstümmelt. Das eingemeißelte Wort „WITTICH" brachte ihm seinen heutigen Namen und die Verbindung zu den Sagen über den Raubritter Wittich (s. F 3). Da die Inschrift aber erst in jüngerer Zeit hinzu-

gefügt sein muß, können wir der Ansicht zuneigen, daß es sich hier um ein gleiches Sühnekreuz wie bei Niederfrauendorf (s. A 9) handelt. E 3

Brießnitzbach E 4

Als linker Nebenfluß der Müglitz entspringt der Brießnitzbach genau an der Gesteinsgrenze zwischen Teplitzer Quarzporphyr und Granitporphyr unweit der Lockwitzbachquelle in der 560 m hoch gelegenen „Faulen Pfütze" (s. D 9). Wenig abwärts tritt ein zweiter Quellarm hinzu, und bald vereinigt sich mit ihnen der wasserreiche Johnsbach, der ebenfalls an der genannten Gesteinsgrenze seinen Anfang nimmt. Kurz darnach verläßt die Brießnitz den Granitporphyr, um fast genau in östlicher Richtung im Gneis der Müglitz zuzustreben. Von Norden nimmt sie noch drei Wasserläufe auf, die von dem Quarzporphyrrücken um Gleisenberg und Steinberg abfließen. Zwei davon heißen nach ihren Ursprungsorten Gleisenbächel und Steinbächel. Der dritte schließlich, das Wiesenbächel, fließt in dem Grund abwärts, der zum Bau der Straße Luchau—Glashütte benutzt wurde. Die gewöhnlich auch im Sommer wasserreiche Brießnitz hat sich an allen Stellen tief eingeschnitten und führt zahlreiche Gerölle in ihrem „kiesigen Bett", wie schon die Erläuterungen zum Meilenblatt feststellen. An ihrem Lauf liegen zwei Mühlen: die Luchauer Brettmühle, heute als „Bretthäusel" ein schmuckes Betriebs-Erholungsheim, und eine weitere nahe den Glashütter Scheunen.
Der Oberlauf der Brießnitz fällt im Gegensatz zur unteren Laufstrecke (s. E 5) durch beträchtliche Einförmigkeit und Armut der Bodenvegetation auf, was seinen Grund wohl nicht nur in der Bestockung mit Fichtenforsten, sondern auch in der Mineralarmut des hier anstehenden Grundgesteins hat. Kleine Waldwiesen längs des Baches tragen die geschützte Arnika und Bärwurz. Bemerkenswerte Bodenvegetation findet sich nur um das Quellgebiet der Faulen Pfütze, wo auf anmoorigem Boden der Siebenstern (*Trientalis europaea*) als ein boreales (nordisches) Florenelement und der schonenswerte Rippenfarn (*Blechnum spicant*) mit seinen auffallend verschieden gestalteten fruchtbaren und unfruchtbaren Wedeln gedeihen.
Daß der Name „Brießnitz" von dem sorbischen Breźniza = Birkenbach abzuleiten ist, kann als sicher angenommen werden; doch läßt diese Namengebung noch keinen Schluß zu, daß Sorben hier gesiedelt hätten.

Sonnenleite E 5

Die steilen Hänge des Brießnitztales sind fast durchgängig mit Fichten aufgeforstet. Eine Ausnahme bildet lediglich der südostexponierte Hangabschnitt der Sonnenleite im unteren Teil des Brießnitztales zwischen dem „Bad" und der Einmündung der Luchauer Straße im Ortsbereich von Glashütte. Während seine unteren Partien vorwiegend als Felder und Gärten genutzt werden und meist eingefriedete Grundstücke tragen, sind die mittleren und vor allem die

SLUB
Wir führen Wissen.

E 5 oberen Hangpartien noch mit Eichenmischwald bestanden, der stark von wärmeliebenden Gehölzen durchsetzt ist, und dem auch einige Triften eingeschaltet sind. Steinrücken, die sich stellenweise von der oberen Hangkette ein Stück hangabwärts ziehen, beweisen, daß hier frühere Felder wieder aufgegeben worden sind.

In den bewaldeten Abschnitten dominieren Traubeneichen (*Quercus petraea*) und Haselsträucher (*Corylus avellana*). Die Baumschicht zeigt stellenweise gehäuft die Vogelkirsche (*Prunus avium*), während feuchtere Standorte liebende Edellaubhölzer, wie Spitzahorn (*Acer platanoides*), Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*), Rotbuche (*Fagus silvatica*) und Bergulme (*Ulmus scabra*), demgegenüber zwar stark zurücktreten, aber noch an der oberen Hangkante nachgewiesen werden können. In der Strauchschicht fallen Weißdorn (*Crataegus oxyacantha*) und Schlehe (*Prunus spinosa*) auf.

Trockene Raine und Waldränder werden von einer bunten, artenreichen Pflanzenwelt besiedelt. Hier dominieren meist Pechnelken (*Viscaria vulgaris*), Nickendes Leimkraut (*Silene nutans*), Schaftlöwenzahn (*Leontodon hispidus*) und Knolliger Hahnenfuß (*Ranunculus bulbosus*). Aus der Fülle der Begleiter seien folgende Arten hervorgehoben: Scharfer Mauerpfeffer (*Sedum acre*), Aufgeblasenes Leimkraut (*Silene cucubalus*), Mittlerer Klee (*Trifolium medium*), Hainwachtelweizen (*Melampyrum nemorosum*), Deutscher Ginster (*Genista germanica*) und Süßholztragant (*Astragalus glycyphyllus*). Auf verschiedenen Gneisklippen findet sich der Schwarzwerdende Geißklee (*Cytisus nigricans*). Lichte Waldstellen zeigen noch größere Vorkommen des geschützten Blaßgelben Fingerhutes (*Digitalis grandiflora*) und vereinzelt auch einen Vertreter der Familie der Orchideen, die zarte Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia*), die gleichfalls unter Naturschutz steht.

Auf den kleinen, vom Hangwald umschlossenen Triften geben sich zahlreiche wärmeliebende Arten, die für die Hügelstufe charakteristisch sind, ein Stelldichein. Neben solchen Vertretern, die schon bei der Charakteristik der Raine und Waldränder genannt wurden, sind hier noch der Wundklee (*Anthyllus vulneraria*), das geschützte Männliche Knabenkraut (*Orchis mascula*) und der stattliche Behaarte Günsel (*Ajuga genevensis*) zu erwähnen. Innerhalb dieser Triften treten die Gräser mengenmäßig stark zurück, wenngleich auch folgende Arten wohl nie fehlen: Borstgras (*Nardus stricta*), Rotes Straußgras (*Agrostis tenuis*), Ruchgras (*Anthoxantum odoratum*), Zittergras (*Briza media*) und Feldmarbel (*Luzula campestris*). Die montan verbreitete Bärwurz (*Meum athamanticum*) ist dieser wärmeliebenden Gemeinschaft zwar da und dort bereits untermischt, kümmert jedoch an den besonnten Stellen in dieser niedrigen Höhenlage recht stark, während sie auf schattigen Plätzen dieses Hanges bereits optimale Entwicklungsformen zeigt. Größere gut entwickelte Trupps der Bärwurz finden sich auf den zwar artenärmeren, aber floristisch dennoch recht interessanten Borstgrasrasen, die sich von der Hochfläche in den Grund des Steinbächels hinabziehen, der beim „Bad" in das Brießnitztal einmündet.

Folgen (Höhe 479,8 m) **E 6**

Dieser Flurname, der hier an waldhufenartige Streifen gebunden ist, weist auf ein besitzrechtliches Verhältnis zu den Erbgütern hin. LEIPOLDT hat 1936 im ehemaligen Lande Sachsen rund 150 Folgen feststellen können. Es sind aus dem Gemeindeland ausgegliederte Anteile, meist Felder, die erst später als die „Erben" (s. E 7) in Bearbeitung genommen wurden. Sie befinden sich auf Glashütter Flur nördlich des Brießnitzgrundes zwischen dem durch das Aschgründel abfließenden Steinbächel und der Straße nach Luchau.

Erben (Höhe 413,9 m) **E 7**

heißt seit alters ein Glashütter Flurbezirk mit 11 Parzellen, die nach der Flurbereinigung zu vier größeren Besitzstücken zusammengefaßt wurden. Er wird von dem untersten Laufstück der Brießnitz und von der Müglitz zwischen dem Hammergut Gleisberg und der Stadt begrenzt. Hier hat man die ursprüngliche Feldflur einer ersten Ansiedlung zu suchen, aus der später Glashütte hervorging (s. F 1).
Jetzt ist ein großer Teil des nordöstlichen Hangabschnittes mit Industrieanlagen und Wohnstätten bebaut. Der Straßenname „Ermenhang", eine mundartliche Verstümmelung, erinnert noch an den alten Flurnamen.
Die Aussicht vom Erbenweg ergänzt die vom Hahneberg besonders nach Süden in das windungsreiche Müglitztal.

Hahneberg **E 8**

Nordwestlich der Schüllermühle nähert sich das Brießnitztal der Müglitz schon bis auf etwa 400 m. An dieser Stelle trennt der Hahneberg beide Täler spornartig voneinander. Über diese Höhe verläuft ein Weg nach Johnsbach, vor Gründung der Glashütter Kirche (1519) der alte Kirchsteig. Über ihn lesen wir in den Erläuterungen zu den Quadratmeilenblättern (1784): „Aus Glashütte geht ein Weg nach Johnsbach über die Feldhöhe, die Erben genannt, sehr schwer; dann talein und über den Hahneberg noch schwerer." Überall finden wir das Geröll des anstehenden Freiberger Grauen Gneises, untermischt mit Blöcken von Hornblendeschiefer. Den Hahneberg selbst überquert ein mehrere Meter breiter Quarzporphyrgang.
Den Namen erhielt die Höhe wohl von einem Hain des nordöstlich benachbarten Hangabschnittes. Dort führte einst an der engsten und niedrigsten Stelle zwischen Brießnitz- und Müglitztal ein Mühlsteig, der „Eselsweg", zur Schüllermühle hinab. EICHHORN führt den Namen Hahneberg auf das eingehegte Weideland, den Hagen, zurück.
Die Erhebung vermittelt einen guten Blick auf die nähere nördliche und westliche Umgebung. Nach Norden zu werden die Glashütter Folgen und zwischen den Porphyrhärtlingen Gleisenberg, Steinberg und Kalkhöhe die Felder um

E 8 den Luchberg zwischen Luchau und Cunnersdorf sichtbar (s. E 1). Im Westen erkennt man den Einschnitt der Brießnitz und die Waldkulisse des Granitporphyrzuges zwischen Felsenberg und Schenkens Höhe.
Eine Klippe, unter der gegenüber dem Eisengeländer eines ehemaligen Aussichtspunktes eine Steinplatte zum Verweilen lockt, läßt sich leicht besteigen und vermittelt einen Ausblick auf die eindrucksvolle Flußschlinge der Müglitz. Im Gelände prägen sich folgende Stellen besonders ein: die Sternwarte auf dem Ochsenkopf, die durch den Tunnelbau entstandenen Halden und die Bahntrasse mit ihren wirkungsvollen Kunstbauten.
Der zum Brießnitztal abfallende Nordhang des Hahneberges, der Schatthang, ist mit Fichtenforsten bestanden, denen eine größere Waldwiese eingeschaltet ist. Auf ihr dominiert weiträumig die Bärwurz. Die Hochfläche zwischen dem Hahneberg und dem Hammergut Gleisberg zeigt noch Reste von Triften, die allerdings infolge der reichlich vorgenommenen Aufforstung (Fichten, Lärchen) nach und nach verschwinden werden. Zahlreiche wärmeliebende Elemente, die bereits bei der Besprechung der Grünlandabschnitte der Sonnenleite (s. E 5) genannt wurden, sind hier wieder festzustellen. Besonders fallen darunter zwei Arten auf, die in Südexposition die flachgründigen Böden stellenweise noch herdenartig gehäuft besiedeln: Behaarter Günsel (*Ajuga genevensis*) und Wundklee (*Anthyllis vulneraria*).
Den klippenbedeckten Hang, an dem der Eselsweg abwärts führt, bedeckt ein Laubmischwald. Ihn zeichnen gleichermaßen aus: eine Baumartenkombination von Sommerlinde, Esche, Bergahorn, Traubeneiche, Rotbuche und Vogelkirsche, eine reich ausgebildete Strauchschicht aus Jungpflanzen dieser Baumarten, auch Hasel, Hirschholunder und Vogelbeere sowie eine üppige Krautschicht mit Vielblütiger Weißwurz, Maiglöckchen, Waldlabkraut, Mauernelkenwurz, Mauerlattich, Stinkendem Storchschnabel, Wurmfarn und Frauenfarn. Auch die montan verbreitete Weiße Pestwurz (*Petasites albus*) fehlt hier nicht. Die überaus reiche Naturverjüngung besonders an Eschen läßt vermuten, daß der Baumbestand standortgemäß ist.
Neben Birken und Espen tragen einzelne Gneisklippen markante Kiefern, die den Felspartien dieses bewaldeten Steilhanges eine besondere Note verleihen. Neben Heidekraut (*Calluna vulgaris*) und Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*) besiedelt auch der Schwarzwerdende Geißklee (*Cytisus nigricans*) lichte Stellen mit grusigen Gneisverwitterungsböden, an denen sich zwei einprägsame Farnarten finden: der Nördliche Streifenfarn (*Asplenium septentrionale*) mit zarten grasartigen Blättern und der Tüpfelfarn (*Polypodium vulgare*) mit großen orangefarbenen Sporenhäufchen auf der Unterseite der Wedel.

E 9 Gleisberg, Ortsteil von Glashütte

Amtliche Karten wie der Volksmund sprechen immer noch vom „Hammergut Gleisberg" im Müglitztal, obwohl schon längst eine Pappenfabrik in den umgebauten Räumen des Gebäudekomplexes Platz fand. 1590 wurde „Gleiß-

berg“ als Amtshammer im Amt Pirna geführt. Er gehörte wohl zu den 1443/45 E 9
wüstliegenden, aber wieder aufgebauten und „in flore“ stehenden Hämmern von Glashütte (s. F 1) und war mit einem Hammergut verbunden, das schon 1500 der Kirche zu Johnsbach zinsen mußte. Im Dreißigjährigen Krieg brannte das Anwesen nieder (1634) und lag 1662 noch immer wüst. Man berichtet, daß die Gebäude völlig verschwunden und die Felder verwildert waren, das zugehörige Gehölz aber hatten die Herren von Schönberg abholzen lassen. Anfang des 19. Jahrhunderts stellte SCHUMANN (1828) fest, daß zu dem Gut „in einem schönen, überaus stark gewundenen, tiefen Tale . . . 40 Scheffel Feld, 8 Kühe, 24 Malter Buschholz, 300 Klafter schlagbarer Nadelwald, auch jährlich 60 bis 70 Schock Reisholz“ gehören. 1876 gemeindete man den bis dahin selbständigen Gutsbezirk nach Glashütte ein.

Müglitzmäander bei Glashütte E 10

Oberhalb und unterhalb von Glashütte hat die Müglitz mehrere Mäander ausgebildet, die von WILHELM (1925) beschrieben worden sind. Er führt sie auf die verschiedene Wertigkeit des Gesteins zurück, so daß in erster Linie der zwischen Bärenhecke und Glashütte hinziehende widerstandsfähige Quarzporphyrschwarm zur Mäandrierung beigetragen habe (Abb. 23). Prall- und Gleitufer wechseln miteinander ab, und die im Tal hinführende Straße paßt sich bei jeder Flußbiegung dem flacheren Talhang an.
Neben den Gesteinsunterschieden dürften aber für die Mäanderausbildung auch tektonische Vorgänge eine Rolle gespielt haben, die mit der Wendischcarsdorfer Verwerfung in Zusammenhang stehen. Südlich vom heutigen Oberschlottwitz muß infolge von Stauwirkungen hinter der emporgehobenen Zone die Tiefenerosion verringert und dadurch das Entstehen von Talmäandern begünstigt worden sein.
Den größten Mäander, der von den umliegenden Höhen (s. E 2, E 7) einzusehen ist, finden wir zwischen der Büttnermühle und dem Hammergut Gleisberg. Hier vollzieht sich zugleich eine Änderung der Abflußrichtung der Müglitz. Wie Rote und Weiße Weißeritz oder die Gottleuba floß auch die Müglitz, ursprünglich der allgemeinen Landabdachung folgend, nach Nordwesten ab. Da aber die Elbtalzone gegenüber dem sich im Tertiär hebenden Erzgebirge nicht nur in ihrer tieferen Lage verblieb, sondern sich sogar während des Pleistozäns weiter senkte, wurde auch die Müglitz infolge der neuen Erosionsimpulse vom Elbtal her angezapft und demzufolge aus der bisherigen Fließrichtung abgelenkt.

Schüllermühle E 11

In unmittelbarer Nähe einer Lohmühle liegt in der großen Müglitztalschleife (s. E 10) die zu Johnsbach gehörige Schüllermühle. Im Volksmund hieß sie „Eselsmühle“, offenbar wohl, weil der Transport von und nach Glashütte mit

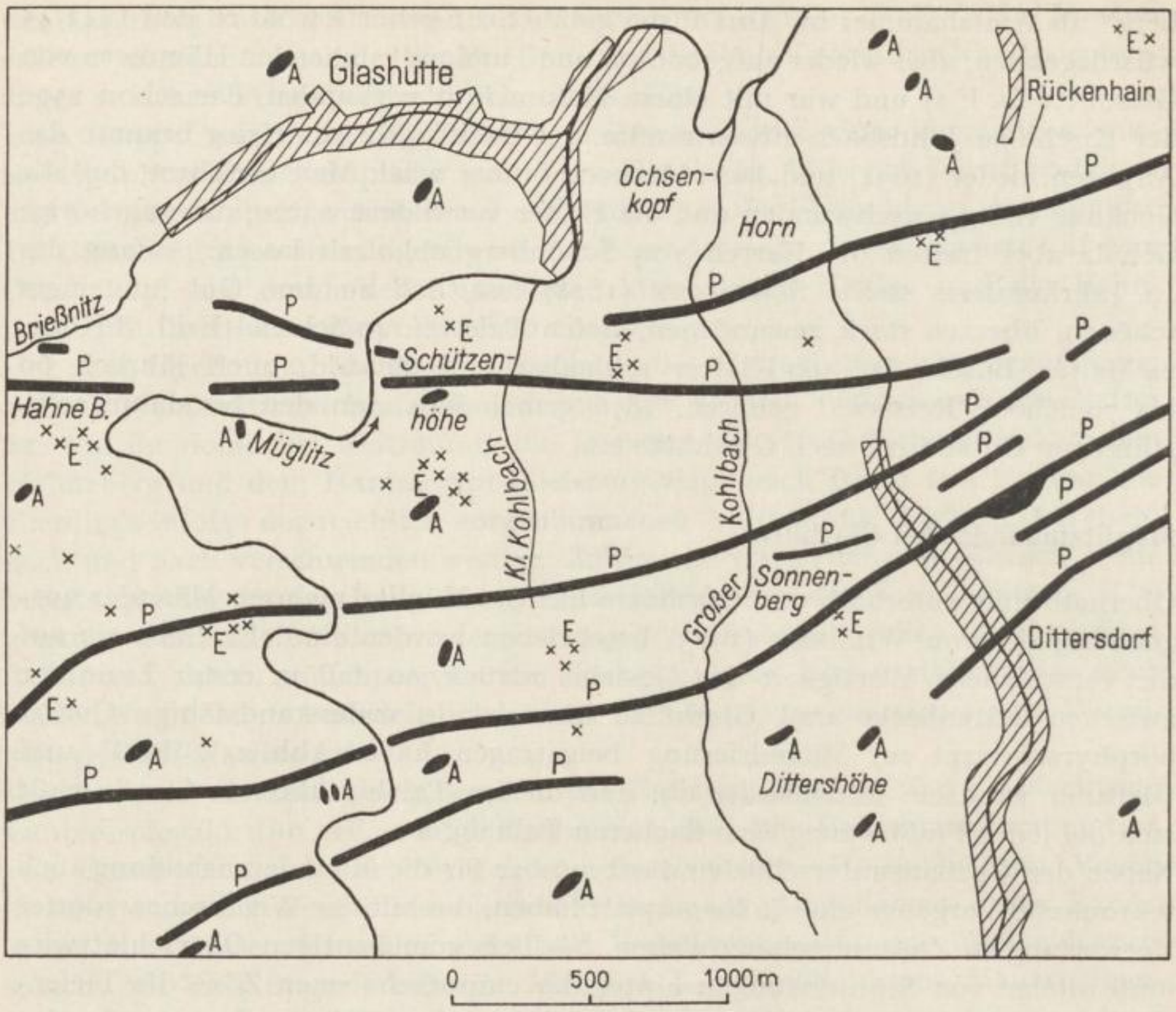


Abb. 23. Gebiet des Müglitzmäanders bei Glashütte

P = Quarzporphyr A = Amphibolit E = Eklogit (× in Blöcken)

Hilfe dieser Tiere erfolgte (s. E 8). Die erste Müglitztalbahn (s. C 7) fuhr auch den großen Bogen um den vorspringenden Sporn unterhalb der Schüllermühle aus. An der Mühle selbst befand sich eine Haltestelle. Heute führt hier nur noch die Staatsstraße vorüber (s. E 12).

Wie die Erläuterungen zum Meilenblatt von 1784 erkennen lassen, befanden sich damals in diesem Talstück der Müglitz vier weitere Mühlen, die nach ihren Besitzern Gössel, Richter, Vogel und Schell genannt waren. In der Richtermühle war später eine Holzstoffabrik, die Schellmühle hieß auch „Kleine Mühle".

Die Hänge des Müglitztales oberhalb der Schüllermühle sind bis nach Bärenhecke hin im allgemeinen von Fichtenforsten bedeckt. Die starken Windungen dieses Talabschnittes, die damit zusammenhängende wechselnde Exposition der Hänge und die unterschiedlichen Hangprofile mit flachen Böschungen sowie steileren oder wandartigen Felspartien ließen jedoch stellenweise die Auf-

forstung mit Fichten nicht zweckmäßig erscheinen. So kommen hier und da noch kleinere Hangabschnitte vor, deren Vegetation Rückschlüsse auf die natürlichen Verhältnisse gestattet. E 11

Südexponierte, wandartig ausgebildete Gneisfelsen – besonders in der Umgebung der Büttnermühle und der Lohmühle – sind mit Kiefern bestanden. Neben verschiedenen Zwerggehölzen, wie Schwarzwerdendem Geißklee, Deutschem Ginster und Färberginster zeigen sich da und dort auch Nickendes Leimkraut (*Silene nutans*) und Turmkraut (*Turritis glabra*).

Verschiedene Felspartien fallen durch reiche Bestände von Kleinfarnen auf: Nördlicher Streifenfarn (*Asplenium septentrionale*) und Brauner Streifenfarn (*Asplenium trichomanes*). Innerhalb der stellenweise reichen Flechtenbedeckung herrscht besonders eine Nabelflechte (*Gyrophora spec.*) vor.

Die Krautschicht kleiner Laubmischwaldabschnitte oberhalb der Lohmühle beherbergt zwei Arten des Berglaubwaldes, den Waldgeißbart (*Aruncus silvester*) und die Mondviole (*Lunaria rediviva*).

Die begrasten Böschungen an Bahn, Straße und Bach sind bis hinauf nach Bärenstein von der Quellenschaumkresse (*Cardaminopsis halleri*) besiedelt.

Büttnermühle **E 12**

Die Büttnermühle trägt ihren Namen nach einer schon vor 100 Jahren hier ansässigen Müllerfamilie. Ursprünglich war das Anwesen als Erblehnmühle (zwei Mahlgänge) mit dem Halbhufengut Nr. 79 in Niederjohnsbach verbunden. Bei dem Bau der Vollspurbahn durch das Müglitztal (s. C 7) wurde der große Müglitztalbogen (s. E 10) durch einen 530 m langen Tunneldurchbruch zwischen Gleisberg und Büttnermühle ausgespart. Dadurch ist die frühere Talstrecke um 625 m verkürzt worden.

Glashütte, Krs. Dippoldiswalde **F 1**

a) Lage (Bild 9)

Den Kern der Stadt Glashütte finden wir an der Ausmündung der Brießnitz in das Müglitztal in etwa 320 m Meereshöhe (Abb. 24). Auf dem Schwemmfächer dieses Nebenbaches schiebt sich die Siedlung in das Haupttal hinein und hat sich durch Industrie-, Verkehrs- und Geschäftsanlagen flußauf- und flußabwärts ausgedehnt. Da die Stadt auch im Brießnitztal aufwärts weiter gewachsen ist, bildet sie heute die Form eines T. Ursprünglich gab es nur je eine Straße mit einer Häuserreihe beiderseits der Brießnitz; später wurde der Bach überdeckt, mit Grünanlagen oder einigen größeren Gebäuden überbaut, während man an den Hängen Parallelstraßen mit Wohnhäusern anlegte. Der nördliche Hang, an dem die Schule liegt, erhebt sich bis 500 m (s. E 2) an der Kalkhöhe, der Bergsporn im Süden (s. E 7) nur bis 414 m. Die Hänge des Müglitztales steigen am Ochsenkopf bis nahe 435 m auf.

F 1

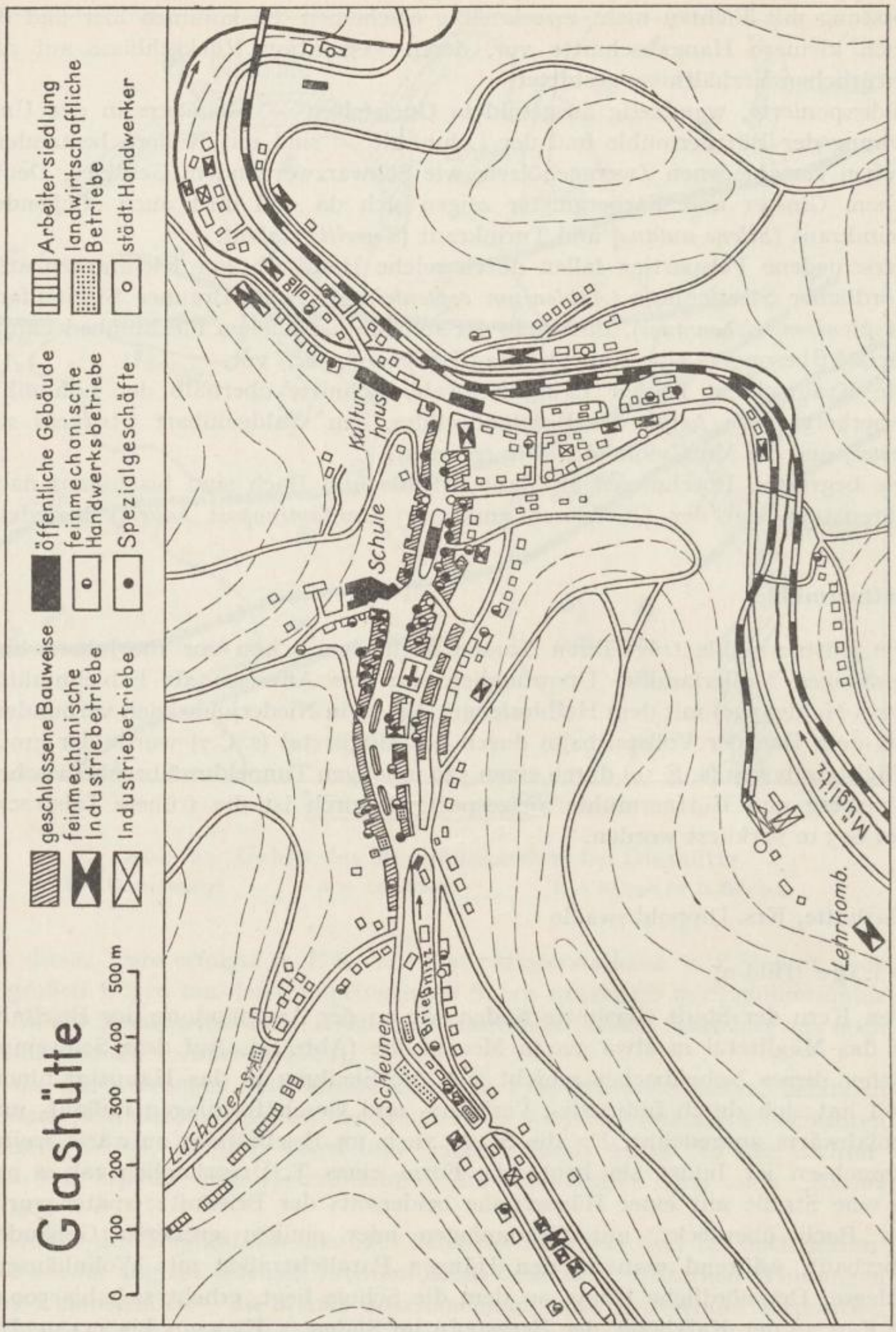


Abb. 24. Lageskizze von Glashütte (aus ZÜHLKE, 1963)

b) Entstehung

Die Anfänge von Glashütte konnten durch die bisherigen Forschungen noch nicht restlos erhellt werden. Wohl schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts bestand auf der tiefen Sohle des Brießnitztales eine Siedlung, von der Löscher (1957) nachzuweisen versucht, daß es sich um eine mittelalterliche Glashütte gehandelt habe. Man darf vermuten, daß sie bald in ein Hammerwerk umgewandelt wurde, denn Mörtzsch (1902) entnahm einem Verzeichnis der Einkünfte des Amtes Meißen von 1443/45 die Eintragung von dem „dorff Glaßehütte" und einem dazugehörigen „hamer", einer anderen Rubrik sogar die Bemerkung von „zcwen hemer in der Glaßehütte", wozu vielleicht noch das später so genannte Hammerwerk Gleisberg zu rechnen ist. Allerdings lagen die verzeichneten Anlagen wüst; die Gründe dafür anzugeben, ist uns nicht möglich.

Um die damalige Zeit war in Glashütte aber auch das bäuerliche Element vertreten. Die Besitzer der auf dem Bergsporn zwischen Müglitz und Brießnitz gelegenen Flurstreifen, „die Erben" genannt (s. E 7), wurden 1478 mit insgesamt 3 Hufen Landes erwähnt (Zühlke 1963). In anderen Aufzeichnungen hören wir allerdings immer nur von den bergmännischen Unternehmungen Glashüttes. So schrieb Mollerus in seiner „Freiberger Chronik" (1653), daß „die Glasehütte" an der Müglitz etwa um 1458 „fündig" geworden sei. Petrus Albinus bemerkt in der „Meißnischen Land- und Berg-Chronika" (1589), daß „das Bergwerck zur Glashütten unter Churfürst Friederichen II. (1428—1464) seinen Anfang genommen" habe und die „bergfart aufkam". Aber erst von 1490 an erfahren wir urkundlich von erfolgreichem Silberbergbau in Glashütte.

In diesem Bergort ließen sich offenbar auch bald Handwerker und Gewerbetreibende nieder, so daß, wie der Pirnaische Mönch von Glashütte wohl etwas übertrieben berichtet, nach 1490 schon „bei C. (= 100) Heuser erbawet" worden seien. Das Türkensteuerregister verzeichnet (LHA Loc. 10505) für das Jahr 1501 in genauerer Weise „17 besessene Männer".

c) Name

Aus zahlreichen Untersuchungen geht eindeutig hervor, daß der Ortsname „Glashütte" schon vor dem Aufkommen des hiesigen Bergbaus üblich war. Über seine Bedeutung gehen die Meinungen auseinander. Löscher (1957) spricht sich in seinem Aufsatz über „Erzgebirgische Glashütten vor 1600" nach Auswertung von Orts- und Flurnamen sowie anderer archivalischer Unterlagen dahingehend aus, daß der Name auf eine mittelalterliche Glashütte zurückzuführen ist. Nach anderer Deutung, die wohl zuerst Christoph Meissner (1747) brachte, soll der Name auf eine Schmelzhütte für solche Silbererze zurückgehen, die von Bergkundigen als Glaserze und Sprödglaserze bezeichnet wurden. Auch durch Zusammensetzung aus den Wörtern „Hütte" und „Glaskopf", einer besonderen Sorte von Eisenerz, soll er entstanden sein. Dagegen spricht jedoch, daß die alten Hammersiedlungen vor dem 16. Jahrhundert regelmäßig noch „Schmiedewerk" hießen und erst danach als „Hütten" be-

F 1 nannt wurden. Schließlich sei noch erwähnt, daß A. EICHHORN (1956) einen Bergbauunternehmer Hans GLACZ aus Graupen im 15. Jahrhundert für den Besitzer einer Schmelzhütte an der Mündung der Brießnitz in die Müglitz hält.

d) Glashütte als Bergstadt

Die eigentlich faßbare Bergbauperiode Glashüttes begann mit dem Jahre 1490. Herzog Georg der Bärtige ließ nach LÖSCHER (1956) zwei Bergordnungen mit 13 und 17 Artikeln verkünden, die sich an das Freiberger Bergrecht des 15. Jahrhunderts anlehnten. Schon 5 Jahre später wurde die Siedlung als „oppidum" bezeichnet (Cod. Dipl. Sax. I, 1), die eigentliche Stadtrechtsverleihung erfolgte erst 1506. Um Glashütte als Bergstadt — es wurde zunächst nur „lässig gebaut" — weiter zu fördern, genehmigte der Landesherr die Einrichtung von Fleisch-, Brot- und Schuhbänken, verlieh das Schankrecht für Bier und Wein, einen Wochenmarkt, Zoll- und Geleitsfreiheit, Weide- und Jagdgerechtigkeiten. Er stellte aus den Wäldern unentgeltlich Bauholz für neue Gebäude und Zimmerholz für den Schachtbau zur Verfügung. Weil inzwischen auch weitere ertragreiche Gänge geschürft worden waren, zogen Bergleute, denen der Herzog Grund und Boden überließ, in die neue Stadt, die die gleichen Freiheiten bot wie „die Stadt auf St. Annaberg".

Da die Gruben und Zechen sich als „höfflich und artig" erwiesen, wuchs das Städtlein relativ rasch an, so daß nach dem Landsteuerregister von 1542 (LHA Nr. 314) immerhin 100 Bürger ansässig waren. 1562 wurde der Stadt vom Kurfürsten August ein Jahrmarkt bewilligt, bald darauf ein zweiter.

Über die ersten Erzfunde und ihren Abbau liegen keine genaueren Angaben vor. Das bezeugt der Vizebergmeister Johann Emanuel STEPHANI 1717 in einem „ausführlichen Extract aus denen bei dem . . . Berg Amt Glaßhütte befindlichen Berg- Gegen- und Receß-Büchern und anderen . . . vorhandenen Nachrichtungen". Diese Aufstellung von dem 110 „Oerther" und 900 Zechen umfassenden Bezirk gilt als die früheste und wichtigste durch den Rückgriff auf später verlorene Amtsakten. Wir lesen, daß der Bergbau bei Glashütte „unversehens aufkommen", daß „daselbst . . . gediegen Silber unter dem Rasen gebrochen", aber auch „vortreffliches Eisen gemacht" wurde. Es sei „solcher Anfang gar glücklich gewesen . . . und schöne Ausbeuthen davon gefallen", daß selbst die Landesfürsten „durch Treibung vielfältiger Stölln, auf dero hohe Kosten allein, als auch durch Vorbauung ziemlicher Anzahl Kuxe . . . selbst mit hohe Handt angeleget" hätten. Der Landesherr übernahm den Tiefen St. Jacobstolln ganz allein, vom Erasmusstolln gehörten ihm 111 und vom Tiefen Israeler Stolln 54 Kuxe bei 128 verfügbaren solchen Anteilen. Aus dem Verzeichnis STEPHANIS läßt sich ein ungefähres Bild von dem Auf und Ab des Bergbaus rekonstruieren. Danach entstanden in den Jahren 1525—1527 22 Zechen und Stolln in Glashütte, für die STEPHANI Namen und „Gebürge, Felder oder Güther, auf welchen solche gelegen", genau bezeichnet. Von 1547 an werden alljährlich durchschnittlich 4 neue Gewerken belehnt, 1548 greift das Fündigmachen mit 6 neuen Zechen auch auf die im Norden angrenzende Flur Cunnersdorf über,

wo 1555 sogar 7 Fundstellen entstanden, 1583 auch auf die Gemarkung Luchau. F 1
Die nächsten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts sind meist mit 1 bis 2 Neuanlagen im Jahre verzeichnet, nur 1573/74 und 1611 häufen sie sich wieder mit 5 bzw. 4 Neuanbrüchen. Ende des 16. Jahrhunderts verlor manche Grube ihre Fündigkeit und erforderte reichliche Zubußen sowie Vorschüsse aus der Freiberger Gnadengroschenkasse und dem Bergkasten.

Die meisten der etwa 100 Glashütter Zechen und Fundgruben lagen auf Feldern und Wiesen der Flur oder auch in den Gärten der Grundstücksbesitzer selbst. Als Ortsangabe erscheint dann „hinter Barthels Hause" oder „zwischen" zwei Häusern, zweimal sogar „in" dem Hause. Einige andere Lokalitätsbezeichnungen führen uns „obig den Gottesacker" und „untern neuen Gottesacker", zum „Saubad", in die „Schmiedeleite", „hinten an der Hirtenwiese", mehrfach an die Müglitz und ihre „Berge" und „Leithen", „gegen Wittichs Schloß" oder hinauf an „Wittichs Kreuz", „aufn Hammer Gleisenberg", an den „Hüttenteich", auf den „Hüttenberg" und „hinter die Hütte", „aufn Dittersdorfer Berg" oder „übern Schmelzhüttengarten", „aufn Cunnersdorfer Viehweg", „am Johnsbacher Weg" usw. Die alten Stolln „St. Jacob", „Israel" und „Heiliger Geist" waren damals so bekannt, daß sie vielfach als Richtungsweiser für die Ortsangaben anderer Fundgruben dienten.

Welche Erfolge und Schwierigkeiten sich für die einzelnen „Gebäude" ergaben, geht aus einem ausführlichen Aufsatz C. A. S. Hoffmanns (1790) über die Beschreibung und die Geschichte des Glashütter Bergbaus hervor. Danach waren in der Gegend von Johnsbach im 16. Jahrhundert über 20 Gruben nur mit geringen Erfolgen gebaut worden, da der am Hahneberg zutage tretende Porphyr inmitten des dickflaserigen Gneises mit gräulichweißem Feldspat sich als hindernd zeigte. „Weit edler" war dafür das nach Norden zu ansteigende Gelände. Die „Schlucht", in der heute die Luchauer Straße herabkommt, teilte dieses „Gebirge" in das westliche Jacober und das östliche Cunnersdorfer. Hier gab es eine sehr große Menge von Gängen; als Beweise finden wir dort heute noch zahlreiche Bingen und Halden. Allerdings waren die wertvollen Gänge mit fleischrotem, blättrigem und gemeinem Schwerspat, manche mit Braun- und Flußspat, „nur einige Zolle", höchstens „bis $^1/_8$ Lachter" mächtig. An Erzen — nur nester- und nierenweise auftretend — kamen darin vor: Glaserz, Sprödglaserz, dunkles und lichtes Rotgiltigerz, Schwefel- und Strahlkies. Meist wurde „von den Alten bloß in der Oberfläche des Gebirges herumgewühlt". Am weiteren Niedergehen wurden sie durch die immer stärker auftretenden Grundwässer verhindert, die „sie nicht mehr im Stande waren mit Menschenhänden zu Sumpfe zu halten". Wiederholt waren sie sogar gezwungen gewesen, reiche Erzstätten wegen eindringender Wässer zu verlassen. Tiefere Stolln, die zum Ableiten nötig gewesen wären, hätten größere Zubußen erfordert. Wasserbaue nach der vorbeifließenden Brießnitz oder Müglitz konnten deshalb nicht angelegt werden, „weil man nach damaliger übler Gewohnheit bei Grubengebäuden nie auf Kasse hielt, sondern den jedesmaligen Überschuß der Kosten zum größten Nachteile der Grube sogleich am Ende jedes Quartals unter die

F 1 Gewerken verteilte". In diesem Zusammenhang erfolgten auch keine Maßnahmen für eine günstige Wetterführung, so daß an manchen Abbaustellen kein Licht brennend erhalten werden konnte. Andererseits waren das Weitertreiben und die Erhaltung der Stolln dadurch erleichtert, daß in dem festen Gestein — abgesehen von den Eingängen der Mundlöcher — selten eine Zimmerung nötig wurde.
Nach LANGERS (1929) Ansicht war Glashütte etwa seit 1525 Sitz eines Bergamtes, dessen umfangreiches Revier mehrfach (1563, 1579 und 1704) in seinen „Bereynungen" klar abgegrenzt wurde. Es war aus dem Freibergischen Bergrevier hervorgegangen und schob sich zwischen das Bergamt Altenberg und das von Berggießhübel. Die Westgrenzen waren hauptsächlich die obere Müglitz, die Biela und die Weißeritz bis zu ihrer Mündung in die Elbe. Hier griff das Gebiet weit aus „bis an die Kötzschenbrodter Weinberge . . . und bis wo das Meißner Landt mit der Laußnitz reynet". Fast die gesamte rechtselbische Sächsische Schweiz gehörte dazu, so daß die dortigen Bergbauversuche (s. Bd. 1, Königstein, und Band 2, Sebnitz) dem Glashütter Bergamt unterstanden. Die Bahra aufwärts erreichte die Glashütter Bergamtsgrenze über Börnersdorf und Oelsengrund die böhmische Grenze. Lediglich das ohnehin nicht ursprüngliche Bergregal auf niedere Metalle in den Grundherrschaften von Lauenstein, Naundorf, Bärenstein und Schmiedeberg unterstand nicht der Glashütter Aufsicht (STEPHANI 1717). 1783 wurden die Bergämter von Glashütte und Berggießhübel mit dem bedeutenderen von Altenberg zusammengelegt.
Der Dreißigjährige Krieg brachte der Stadt und ihrem Bergbau fast völlige Vernichtung. Schon 1633, als in den Nachbarorten viele Menschen durch die Pest den Tod fanden, drangen kaiserliche Soldaten nach Glashütte ein. Sie mißhandelten Bergleute und ermordeten den Berggeschworenen Herrmann und einen Steiger auf dem Erasmusstolln. Am 14. Oktober 1634 fielen wieder mehr als 400 Kaiserliche über die Stadt her, plünderten, mordeten, brandschatzten und zerstörten die Taggebäude, Stolln und Schächte. Bergamtsgebäude, Rathaus, Pfarre, Schule und Hospital sanken in Asche, ebenso auch das Pochwerk, die Schmelzhütten und das nahe Hammerwerk Gleisberg. Trotzdem ging man an den Wiederaufbau des Bergwesens. Seit 1680 kam der St. Jacobstolln wieder in Betrieb, dann auch einige kleinere. Da Pochwerk und Schmelzhütte noch lange wüst lagen, lieferte man das Erz nach Freiberg. Doch die Zubußen der verarmten Gewerken und die Unterstützungen aus den leeren kurfürstlichen Kassen blieben aus, so daß die meisten Bergbauanlagen unbenutzt lagen und vergessen wurden. Der Niedergang des Bergstädtchens spiegelt sich in seinen Einwohnerzahlen (abgerundet) wider: 1628: 900, 1661: 700, 1688: 650, 1718: 600, 1780: 500 (Deutsches Städtebuch II, 1941).
Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Bergbau in Glashütte noch einmal aufgenommen, wie wir dem Bergmännischen Journal entnehmen können. Man beschäftigte sich zunächst nur „mit Gewältigung alter Baue". Von einem 1787 wiedereröffneten alten Gang wußte man den ehemaligen Namen nicht und benannte ihn „Hohe Birkner Stehenden", in dem aber nur wenige Zoll starke Gänge an Braunspat und Schwefelkies gefunden wurden. Im folgenden

Jahr mutete diese Gewerkschaft noch den „Heiligen Geister Stehenden" F 1
und den „Tiefen St. Jacob-Stolln". Aber auch bei den neuen Versuchen bereiteten wieder einfallende Wässer große Schwierigkeiten, ebenso zeigte sich erneut „die Bergfördernis nach den vorderen Schächten zu zu beschwerlich". Immerhin hatten Erzspuren einige Einnahmen gebracht, so daß wenigstens 1 Steiger und 7 Mann unterhalten werden konnten. Trotzdem mußte um landesherrlichen Vorschuß nachgesucht werden.

Als vierter der zusammengehörigen Stolln des Hohebirkner Grubengebäudes war der „Erasmusstolln" 1781 aufs neue in Angriff genommen worden. Er war mitten im Städtchen angesetzt gewesen und galt schon ehedem als äußerst wichtiger Bau. Die Hauptabsicht seiner Anlage bestand in der „Lösung", der Aufnahme und Ableitung der Wässer aus den über ihm liegenden Anlagen. Aber „die Unvollkommenheit der Markscheidekunst in den damaligen Zeiten machte, daß man dieses Ziel gänzlich verfehlte, ihm eine falsche Richtung gab und zu weit nach Morgen in einen noch ganz unverritzten Teil des Gebirges kam"; wenn man sich an die viel älteren und gelungenen Anlagen im Altenberger Revier (s. Bd. 7, Altenberg, H 2) erinnert, wird das Versagen noch viel deutlicher.

Ähnlich wie auf dem Hohebirkner Grubengebäude machte man um die Wende vom 18. und 19. Jahrhundert die Zechen „Neue Hoffnung" und „Israel" wieder gangbar.

Einige Schlußsteine und ihre Jahreszahlen (1790, 1791) erinnern an die Zeit der Wiederaufnahme des Bergbaus, die durch Steuerermäßigungen zugleich eine Zeit neuer Hausbauten war. Doch 1791 brannte fast die Hälfte dieser schindelbedeckten Fachwerkhäuser nieder. Mittel- und Oberneustadt hießen die wieder aufgerichteten Gebäude an der Mittel- und an der Bergstraße. Als schließlich die Kriegsjahre 1806—1813 schwere Steuerlasten für die Bewohner brachten, mußten die wenigen noch in Betrieb befindlichen Bergwerke Glashüttes zwangsweise miteinander vereinigt werden, um den Abbau lohnender zu gestalten. Unter dem Namen „St. Erasmus-Erbstolln Vereinigt Feld" gehörten zu ihnen die noch geraume Zeit befahrenen Gruben „Hohe Birke", „St. Erasmus-Erbstolln" und „Israel-Fundgrube". Im Jahre 1875 erklärte dann das Bergamt Freiberg das Bergbaurecht der Gewerkschaft von „St. Erasmus-Erbstolln Vereinigt Feld" für erloschen. Damit schied Glashütte aus der Reihe der erzgebirgischen Bergstädte aus.

Selbst von den wichtigsten Bergbauanlagen sind heute kaum noch sichtbare Zeugen vorhanden. Der „St. Erasmus-Stolln" hatte sein Mundloch an der linken Brießnitzseite etwa in Stadtmitte hinter dem Hause Nr. 36. Sein Eingang wurde versetzt und von Anliegern als Kühlraum benutzt. Auch der „Tiefe St. Michel-Stolln" lag im Stadtgebiet auf derselben Seite etwas weiter westlich, während die Grube „Zur Hohen Birke" sich in der Gabelung befand, in der Luchauer Wasser und Brießnitzbach zusammenfließen. Den „Israel-Stolln" haben wir am Cunnersdorfer Berge unweit der heutigen Luchauer Straße und die „Fundgrube Blasius" am Cunnersdorfer Viehweg zu suchen. Unterhalb der

F 1 Stadt befanden sich der „Hilfe-Gottes-Stolln" an der Müglitz, die „Zeche Kaiser Carl" am Hüttenteich, die „Zeche Peter Paul" am Hütten- und die „Zeche Anna" am Müglitzberge.
Halden und Einsturztrichter findet man noch auf den „Bremfeldern". Stollneingänge kamen 1925 bei Felssprengungen an der Lindenstraße zum Vorschein; auch hinter den Häusern am „Schweine- oder Saumarkt" vor dem „Bürgerschank" fand man einige. Das Mundloch des „Oberen St. Jacobstolln" befindet sich oberhalb des Friedhofes.

e) Die Uhrenfabrikation und feinmechanische Industrie

Als im 19. Jahrhundert infolge des darniederliegenden Bergbaus große Not in der Stadt Glashütte herrschte, wurde das Strohflechten, das von Dohna her im Müglitztal Verbreitung fand, ein zwar wenig ertragreicher, aber dennoch willkommener Broterwerb, an dem sich vielfach alle Familienmitglieder beteiligten. Auch von staatlicher Seite suchte man die wirtschaftliche Situation der Stadt durch Einführung neuer Erwerbsmöglichkeiten zu heben, dazu bediente man sich des Uhrmachers Ferdinand Adolph Lange. Über den Aufbau des neuen Gewerbes unterrichtet uns im wesentlichen Klemmer in der Festschrift zum 450jährigen Bestehen Glashüttes (1956).
Lange war am 18. Februar 1815 in Dresden geboren worden, hatte bei dem Hofuhrenmacher Friedrich Gutkaes gelernt und war Schüler der Technischen Bildungsanstalt, der Vorgängerin der heutigen Technischen Universität, gewesen. Sein praktisches Können vervollkommnete er in Paris und in der Schweiz. Die Schweizer Werkstätten betrieben damals schon die serienmäßige Herstellung von Uhren, und durch die Vergebung von Teilarbeiten an die Einwohner von Juradörfern war dort ein gewisser Wohlstand eingetreten. Wieder nach Dresden zurückgekehrt, verschaffte sich Lange nach erfolgreicher Meisterprüfung bald den Ruf eines ausgezeichneten Fachmannes und Organisationstalentes. Sein Plan, einem Teil der notleidenden Bevölkerung des Erzgebirges nach Schweizer Muster durch die Herstellung besonders wertvoller Taschenuhren mit freier Ankerhemmung zu helfen, wurde von der sächsischen Regierung gutgeheißen und durch ein Darlehn von 30000 Mark unterstützt.
Am 7. Dezember 1845 eröffnete Lange in Glashütte zunächst eine Schule für Uhrmacher, der eine Lehrwerkstatt angeschlossen wurde. Nach anfänglichen Schwierigkeiten bei der Ausbildung von Arbeitskräften hatte der Lehrmeister schließlich doch einen ersten Stamm von guten Facharbeitern herangebildet, mit denen er den Grundstein für die osterzgebirgische Uhrenindustrie legen konnte. Mit den ersten heimischen Uhrmachern als Stammpersonal gründete Lange ein eigenes Werk, das bald Weltruf erlangte. Immer mehr Einwohner Glashüttes und der umliegenden Orte widmeten sich dem neuen Gewerbe und kamen bei dieser Hausindustrie zu gutem Verdienst, der wieder andere für den nicht ganz leichten Beruf gewann.
Rasch entwickelte sich auf der Grundlage der Arbeitsteilung und als Hausindustrie die Uhrenfabrikation. Nach neun Jahren waren bereits 4 Uhren-

fabriken in Betrieb, nach 15 Jahren nahm man auch die Erzeugung von Uhr- F 1
macherwerkzeugen in Angriff, und nach 23 Jahren, im Jahre 1868, wurden fast alle Bestandteile der Uhren in Glashütte verfertigt — Federn und Zifferblätter ausgenommen. Bereits ein Fünftel der Bevölkerung war damals in den verschiedenen Zweigen dieser jungen Industrie beschäftigt.

Die Uhrenindustrie war im Laufe der Jahrzehnte in Glashütte sehr spezialisiert worden, so daß manche Fabrikationsbetriebe sich nur mit der Herstellung von Einzelteilen, andere wieder mit der Endmontage befaßten. So wurden im einzelnen u. a. produziert: hochwertige Kompensationsunruhen für Observatoriumsuhren und Marinechronometer, Lager- und Decksteine, Hemmungsteile, Chronometerketten, Triebe, Zeiger, Kronenaufzüge, Repetitionen, Schrauben und Gehäuse. Neben Taschenuhren fertigte man auch Seechronometer und verschiedene komplizierte Meßinstrumente (Bild 10/11).

Verlief bis zum ersten Weltkrieg die Produktion stetig aufwärts, so wirkte sich auch in Glashütte die Inflationszeit mit ihrer unsicheren Absatzlage so schlecht aus, daß nicht nur einzelne Betriebe, sondern die Stadt Glashütte selbst als einzige Gemeinde Deutschlands den Konkurs anmelden mußte.

Um die Uhrenindustrie wieder in Gang zu bringen, gründete man mit Hilfe der Girozentrale Sachsen 1926 die Urofa (= Uhren-Rohwerke-Fabrik-Glashütte AG) und die Ufag (= Uhrenfabrik AG), abermals mit strenger Arbeitsteilung zwischen den einzelnen angeschlossenen Produktionsstätten. Die größte Schwierigkeit entstand durch die Umstellung der Produktion auf die Herstellung hochwertiger Armbanduhren. Da infolge der Monopolstellung einzelner Schweizer Betriebe auf dem Gebiet der Uhreneinzelteile für die Glashütter Industrie mit einem Boykott zu rechnen war, ging man hier in Verbindung mit Pforzheimer Betrieben selbst an die Entwicklung und Produktion dieser Rohwerke wie an die Herstellung von Spezialmaschinen für die Armbanduhrenfertigung. Durch den zweiten Weltkrieg wurden diese Bemühungen unterbrochen. Die Arbeiterschaft mußte zwangsweise produzieren, was dem imperialistischen Krieg diente.

Nach 1945 begannen fortschrittlich gesinnte Werktätige in den von den bisherigen Inhabern verlassenen oder in enteigneten Betrieben den Wiederaufbau. Zäher Wille der Einheimischen, aber auch tatkräftiges Eingreifen der Sowjetunion in Form von Gewährung größerer Kredite gewährleisteten die Fertigung von Uhren wieder seit 1947. Karl Nitsche erhielt in Anerkennung seiner Verdienste um den Neuaufbau der Glashütter Uhrenindustrie den Nationalpreis und wurde Ehrenbürger der Stadt Glashütte.

Seit 1947 begann man auch, um von der Schweiz und Westdeutschland unabhängig zu werden, Uhrensteine herzustellen. Die Fertigung wurde bald wegen Mangels an Räumen und Arbeitskräften nach Dippoldiswalde verlegt (s. A 1 h). Der 1951 aus 7 kleineren Werken gebildete VEB Glashütter Uhrenbetrieb, der bisher die Gehäuse für Damenarmbanduhren importierte, stellt jetzt drei Viertel der Gehäuse in eigener Produktion her, der Rest entsteht in anderen Betrieben der DDR. Auch Zifferblätter und Stoßsicherungen fertigt

F 1 man heute in Glashütte. Viele ehrenvolle Auszeichnungen, so die Verleihung des Ehrentitels „Verdienter Techniker des Volkes" an den technischen Direktor des Werkes, Ingenieur Manfred Kostka, sind Ausdruck der Anerkennung solcher Leistungen.

Auch auf anderen Gebieten der feinmechanischen Fertigung stellt Glashütte Spitzenerzeugnisse her. Jetzt werden im VEB Archimedes nach Überwindung vieler Schwierigkeiten und nach zielstrebiger Entwicklungsarbeit nicht nur Rechenmaschinen, sondern auch elektronische Rechengeräte gebaut. Elektrische Spielzeuglokomotiven hat ein halbstaatlicher Betrieb entwickelt, und eine andere feinmechanische Werkstatt liefert Lauf- und Hemmwerke für zahlreiche elektrotechnische volkseigene Betriebe.

Während in vielen Häusern der sich im Brießnitztal hinziehenden Siedlung feinmechanische Handwerksbetriebe zu finden sind, die sich mehr und mehr zu Genossenschaften zusammenschließen, liegen die größeren Unternehmen in der Hauptsache an den im Müglitztal sich erstreckenden Straßen. Unweit vom Bahnhof entstanden das Kulturhaus der Werktätigen, weiter flußaufwärts das neue Betriebsambulatorium.

Heute arbeiten in den Glashütter Betrieben etwa 3000 Personen, von denen nur die Hälfte in der Stadt selbst wohnt. Das große Arbeitereinzugsgebiet reicht bis nach Pirna und bis in die Dörfer an der Staatsgrenze (Zühlke 1963). Es wurden deshalb in Dippoldiswalde, Bärenstein und Lauenstein Zweigwerke des VEB Glashütter Uhrenbetriebe und des VEB Archimedes errichtet. Überhaupt ist im Raum zwischen Pirna und dem östlichen Erzgebirge eine auffällige Häufung feinmechanischer Handwerksbetriebe festzustellen. Zühlke gibt 92 solcher Betriebsstätten mit über 600 Personen an. Infolge der hohen Beschäftigtenzahlen und der geringen Erweiterungsmöglichkeiten der Stadt reicht aber in Glashütte der Wohnraum bei weitem nicht aus. Man hat daher in nahen Orten den Arbeiterwohnungsbau durchgeführt, so vor allem in Schlottwitz, wo schon 1953 und 1954 die ersten Wohnungen geschaffen wurden.

Bei einer Betrachtung der Industrie Glashüttes darf eine besondere Einrichtung nicht vergessen werden, die schon seit 1878 besteht. Damals gründete Moritz Grossmann, der erste ingenieurmäßig ausgebildete Uhrmacher, zur Aus- und Weiterbildung des Facharbeiternachwuchses die Deutsche Uhrmacherschule. Aus ihr entstand von 1913 an die „Ingenieurschule für Feinwerktechnik". Ein größerer Anbau an das alte Gebäude im Jahre 1953 ermöglichte eine Ausdehnung des Lehrbetriebes und eine Erweiterung des Wohnraums für Internatsschüler. Nach dreijährigem Studium und einer bestandenen Ingenieurprüfung werden die Absolventen heute in der volkseigenen Industrie als Planungs-, Produktions-, Entwicklungs-, Betriebsingenieure oder als Konstrukteure eingesetzt. Das geschieht vor allem in den entsprechenden Industriebereichen in Berlin, Karl-Marx-Stadt, Ruhla, Sonneberg und Glashütte.

Die ursprüngliche Aufgabe der ehemaligen Uhrmacherschule hat seit 1954 im wesentlichen das „Lehrkombinat Makarenko" übernommen. Infolge ihrer Zielsetzung ist diese Lehrstätte eng mit dem Glashütter Gebiet verbunden;

denn hier finden die Schulabgänger die Ausbildung, die ihnen später die Auf- F 1
nahme der Produktionsarbeit im heimatlichen Gebiet ermöglicht.

f) Bau- und Kunstdenkmale

Auf der Hauptstraße Glashüttes, in der auch der langgestreckte Marktplatz, heute Platz der Befreiung genannt, liegt, finden wir in Bauten und Denkmälern die Zeugen des wirtschaftlichen und geistigen Lebens der Stadt. Mehrere Bürgerhäuser zeigen Schlußsteine mit Anfangsbuchstaben ihrer Erbauer und Jahreszahlen wie 1790, 1792, 1818 oder 1839. An den Begründer der Uhrenindustrie Adolph Lange erinnert ein 1895 errichteter vierseitiger Obelisk mit seinem Reliefbild und der Jahreszahl 1845, dem Jahr der Gründung der Uhrmacherschule. Ein Porphyrstein soll von dem umstrittenen Nürnberger Erfinder der Taschenuhr, Peter Henlein (1480—1542), künden. Im Sommer erfreut uns an der Südseite der Ingenieurschule eine Blumenuhr. Der Glaube an die neue Zeit zeigt sich in dem Denkstein für Ernst Thälmann mit der Inschrift: „Vorbild und Mahnung für unser deutsches Volk."

Aus dem Jahre 1561 ist durch Lauckner (1937) ein Stadtsiegel bekannt geworden. In dem Wappenschild steht das schräggekreuzte bergmännische Werkzeug, Schlägel und Eisen. Auch die Stadtwappen aus dem 18. und vom Beginn des 19. Jahrhunderts zeigen dasselbe Bild für die Bergstadt. Da im Laufe des 19. Jahrhunderts der Bergbau in und bei Glashütte zum Erliegen kam und dafür die Uhrenindustrie aufblühte, führt die Stadt seit 1912 ein neues Wappen. In einem in Gold und Rot quergeteilten Schild stehen oben die schräggekreuzten schwarzen Berghämmer, unten ein silbernes Ziffernblatt mit roter Sonne und schwarzen Zahlen. Am Rathaus wie am Stadtbrunnen bei der Ingenieurschule ist es in Stein gehauen zu sehen.

Nach der 1495 angefertigten Bistumsmatrikel gehörte Glashütte zu den Orten der sedes Dippoldiswalde. Die damals bereits vorhandene Kapelle war wie die Kirchen in Schneeberg, Buchholz und Ehrenfriedersdorf nach dem Regensburger Bischof St. Wolfgang († 994) benannt, der neben St. Anna als Schutzheiliger der Bergleute galt, so daß man die beiden ihnen gewidmeten Tage auch in Glashütte festlich beging. Der einsetzende Bergsegen brachte auch der Kapelle Einkünfte, denn sie besaß von jeder Grube einen Kux.

Anfangs war in Glashütte eine Filialkapelle der Kirche zu Johnsbach. Der dortige Kaplan hatte jeden Sonn- und Feiertag in Glashütte Messe zu lesen und erhielt dafür einen halben Gulden. 1519 genehmigte Herzog Georg, daß die Bergkapelle in eine Pfarrkirche umgewandelt wurde; allerdings sollten die bisherigen Zinsen und sonstigen Abgaben weiterhin dem Pfarrer zu Johnsbach gesichert sein. Nur die Ausbeute, das Erbgeld, Zinsen vom Brauhaus und von der Badstube standen der Glashütter Kirche zu. Das war in der Zeit der Blüte des Bergbaus ein gutes Einkommen. Durch eine Umbelehnung eines nach Reinhardtsgrimma gehörigen Gutes gegen ein solches in Schlottwitz wurde der Baugrund für eine Kirche beschafft. Aber erst 1520 konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden,

F 1 die sich bis 1535 hinzogen, der Turm wurde sogar erst 1579 vollendet. Der Name des Baumeisters der Glashütter Kirche ist unbekannt. Menschen der näheren Umgebung waren am Bau beteiligt: Glashütter Fuhrleute, Hammerknechte vom Gleisberger Hammergut, Bauern aus Luchau, Johnsbach, Cunnersdorf, Reinhardtsgrimma, Dittersdorf und Burkhardswalde, Handwerksmeister aus Dippoldiswalde (Schlosser), Liebstadt (Glaser), Großcotta (Schieferdecker). Die Bausteine stammten aus einem örtlichen Steinbruch, größere Werkstücke aus Sandstein für Steinmetzarbeiten aus der Dippoldiswalder und Reinhardtsgrimmaer Heide und von Hausdorf, Holz aus den umliegenden Wäldern, Kalk aus Maxen und Liebstadt, Ziegel aus Pirna und Burkhardswalde, später aus Lockwitz, Schiefer aus Weesenstein.

Die Kirche ist gegliedert in ein breites, mit hohem Satteldach abgedecktes Langhaus und einen schmaleren Chor mit polygonalem Ostabschluß. Den massigen Turm krönt eine welsche Haube mit Laterne und Zwiebel. Die heute ohne Putz dastehenden Umfassungsmauern aus Bruchstein besitzen Werkstein nur an den gut durchgebildeten Fenstern mit ihren Maßwerken, an den Strebepfeilern und den Portalen an der Süd- und Westseite. Hier zeigen sich die Merkmale der obersächsischen Spätgotik an den Profilen, an den tiefen Kehlen und den Überschneidungen der Stäbe. Dem Äußeren zufolge erwartet man eine dreischiffige Hallenkirche mit einschiffigem Chor. Eine solche war auch geplant, wie die Wandpfeiler seitlich vom Triumphbogen zeigen. Die Kirche gehört aber zu den in Obersachsen nicht ganz seltenen Bauten, die vielleicht nicht allein aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch aus Gründen der neuen Glaubens- und Stilgesinnung auf die Teilung in drei Schiffe verzichteten und den Raum mit einer imponierenden, in Kassetten gegliederten Holzdecke abschließen. Eine Erneuerung durch den Tischler Günter und eine Bemalung „mit biblischen Figuren (Auferstehung und Himmelfahrt), musikalischen Engeln“ und ornamentalen Feldern erfolgte 1668. Von der ursprünglichen Ausstattung stammen die Flügelgemälde eines spätgotischen Altars mit den Darstellungen der Verkündigung zwischen den Heiligen Laurentius und Martin, ein überdurchschnittlich gutes Werk. Auch der Taufstein ist spätgotisch, ebenso die Messing-Taufschale mit einer Darstellung der Verkündigung. Der jetzige hölzerne Altaraufbau stammt von 1613 und zeigt über einer Predella mit einer Gethsemanedarstellung in zwei Geschossen das Abendmahl, begleitet von zwei Evangelisten, darüber die Kreuzigung, ebenfalls von zweien flankiert; über dem Hauptgesims steht die Figur des auferstandenen Christus, hinterfangen von einem barocken Strahlenkranz.

An der alten Ratsempore waren 1626 neutestamentliche Bilder gemalt worden, allerdings ohne Jesu Leidensweg und Auferstehung, da schon am Altar Darstellungen vorhanden waren. Diese Reihe, von Hans Panitz aus Dresden und seinem Gesellen Hans Pirnstil aus Radeberg geschaffen, stellte ein Sühnedenkmal dar. Der kaiserliche Hauptmann Hans Uhlmann hatte den Stadtrat „geschmäht“, worauf sein Bruder aus Böhmen „die Figuren kostbar ausrichten“ ließ. 1891 wurden die schon bei Abbruch der Ratsempore entfernten,

künstlerisch beachtlichen Bilder im Altarraum mit neuer Holzverkleidung F 1
umrahmt.
Die holzgeschnitzte Kanzel hatte 1650 der Dresdner Handels- und Ratsherr Salomon Voigt als besonders schönes Geschenk übergeben: die übermannsgroße Gestalt eines Obersteigers in Festtracht, der auf einem Block von örtlichem Gestein (Quarz, Schwerspat, Amethyst und Gneis) steht und die Predigtkanzel trägt. Solche Bergmannskanzeln sind selten geworden. Berggießhübel hatte bis zu einem Kirchenbrand 1874 einen knienden Bergmann aus Stein, der die Kanzel trug (s. Bd. 4, Gottleuba, C 11). Auch hier fehlen alle Nachrichten über den Schöpfer. Als Maler der Kanzelbilder können die Meister angesehen werden, deren Namen auf einem Schildchen an der Brüstung angebracht wurden: Balthasar Böhme (1585–1654), Maler für die kurfürstlichen Schlösser in Dresden und Torgau, und sein Sohn Hans Gottfried Böhme, dessen Kunst an Altären und Kanzeln der damaligen Zeit, aber auch im Schloß Moritzburg und im Dresdner Rathaus erprobt war.
Die erste Orgel wurde 1597 angeschafft. Genau 200 Jahre später baute ein Schüler Silbermanns, Johann Christian Keyser, in Dresden das zweite Werk. 1890 und 1932 mußten Verbesserungen durchgeführt werden, dabei wurde die Orgel ähnlich behandelt wie die zu Reinhardtsgrimma (s. B 3).
Die Grabdenkmäler der Pfarrer Kittel († 1639) und Hartwig († 1679) schildern diese charaktervollen Persönlichkeiten in ausdrucksvoller Weise. Darin sind sie dem Grabstein des Superintendenten Cademann in Pirna verwandt.
In jedem Jahrhundert mußten größere Erneuerungsarbeiten vorgenommen werden. Das bezeugen auch die Jahreszahlen an der Westseite des Schiffes: 1668, 1744, 1840, 1891. Weitere Renovierungen erfolgten 1670, 1708, 1724, 1725, 1767/68, 1912, 1919, 1925, 1927, 1935, 1937. Ferner mußten von 1742–47 und 1890/91 gründliche Ausbesserungen von aufgekommenen Schäden ausgeführt werden. Dabei wurden die zweite Empore auf der Nordseite und die alte Ratsempore, die in den Altarplatz hineinragte und den Luchauern den Blick auf den Altar versperrte, abgebrochen. Da der Altarplatz um eine Stufe auf drei erhöht wurde, kam der Altar besser zur Geltung. Aufgänge nach den Emporen erbaute man neu aus Stein. Seit 1935 nennt sich die evangelische Kirche wieder nach ihrem Patron St. Wolfgangskirche.
Aus den mannigfaltigen Schicksalen der Glashütter Kirche sei noch eins hervorgehoben, da Ähnliches auch in anderen Orten der weiteren Umgebung geschah: Am 24. August 1710 nachts zwischen 10 und 12 Uhr, unter dem Schutz eines starken Gewitters, vollführte Lips Tullian mit seiner Räuberbande in der Kirche einen großen Einbruch. In der oberen Stadt hatte einer der Helfer eine Leiter aus einer Scheune entwendet, und auf ihr stiegen sie durch ein Fenster in die Kirche. Die Sakristeitür aus starkem Eisen bog der zwar nicht sehr große, aber breitgebaute, kräftige Hauptmann oben herüber, bis man hineinkriechen konnte. Auch ein in die Wand eingelassener Schrank mit eiserner Tür wurde ähnlich aufgebrochen. Außer barem Geld und vergoldetem Abendmahlsgeschirr nahmen die Räuber als kostbarste Beute eine von Herzog Georg

F 1 der Schützengesellschaft geschenkte silberne Königskette mit, an der ein silberner Vogel hing mit einer vergoldeten Krone auf dem Kopfe und Augen von Rubinen.

g) Zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Über die Geschichte der Arbeiterbewegung in Glashütte haben uns E. Schirach und H. Gad (1956) unterrichtet. Danach schlossen sich um 1890, als viele Facharbeiter besonders aus Schlesien hierher gekommen waren, zunächst die Holzarbeiter in einer Gewerkschaft zusammen, um sich eine Organisation für ihren Kampf gegen die Bourgeoisie zu schaffen. Da die Arbeiter für ihre Versammlungen keinen Saal erhielten, trafen sie sich zunächst unter freiem Himmel, teils auf den „Erben", teils in den Hirtenwiesen oder auf dem Fischerschen Gut. Nachdem 1902 eine Ortsgruppe der SPD gegründet wurde, organisierten sich die Metallarbeiter 1908 in einer eigenen Ortsgruppe gewerkschaftlich. Drei Jahre vorher hatten Arbeiter den Radfahr-Verein „Wanderlust" gegründet, der sich bei Agitationseinsätzen und bei der Verteilung von Flugblättern auf dem Lande bewährte. Er unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu einer Organisation benachbarter böhmischer Arbeiter. Der Arbeiter-Turnverein wurde 1908 gebildet, doch konnte er sich erst 1929/30 eine eigene Turnhalle bauen. Bis dahin mußten der Saal oder der Garten des Gasthofes „Zur Sonne", der zum Arbeiterlokal der Stadt geworden war, als Turn- und Festraum benutzt werden. 1910 entstand die erste Konsumverkaufsstelle.

Nach dem ersten Weltkrieg verstärkten die Glashütter Arbeiter ihre politische Tätigkeit. 1919 gehörten zur Gemeindevertretung 6 Vertreter der Arbeiterparteien bei der gleichen Zahl bürgerlicher Abgeordneter. Auch das Kulturleben begann sich zu entfalten. 1922 wurde der Volkschor und 1923 eine Arbeiter-Samariter-Kolonne geschaffen, die sich besonders während der Hochwasserkatastrophe 1927 bewährte.

1921 gründeten klassenbewußte Genossen eine Ortsgruppe der KPD, der anfangs 21 Mitglieder angehörten. Die Kommunisten gaben eine Zeitschrift „Roter Stern" heraus. Als 11 Jahre später im Kampf gegen den Faschismus die Aktionseinheit der Arbeiter geboten war, bildete sich in Glashütte ein Arbeiterkartell, dem auch Sozialdemokraten und Parteilose beitraten.

Nach der Machtübernahme der Faschisten mußte sich die Haupttätigkeit der Mitglieder in dem kleinen Städtchen auf den illegalen Kampf beschränken. Nach den ersten Verhaftungen von Kommunisten im März 1933 und der Verschleppung weiterer Antifaschisten in das Schutzhaftlager Altenberg konnten die Verbindungen mit den Widerstandsgruppen in Heidenau und Pirna und den tschechischen Genossen nicht mehr lange aufrechterhalten werden. Eine 1935 als „Interessengemeinschaft für alpine Pflanzenkunde" getarnte Gruppe, die sich besonders in einem Steingarten in den Hirtenwiesen traf, wurde verraten, und mehrere ihrer Mitglieder wurden ins Gefängnis oder ins Zuchthaus geworfen.

Erst nach dem Einmarsch der Roten Armee am 9. Mai 1945 konnte sich die Arbeiterbewegung frei entfalten. Schon im Juni bildete sich eine Ortsgruppe

der KPD, einen Monat später eine solche der SPD. Die zur SED vereinigten Arbeiterparteien waren auch in Glashütte an dem wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg führend beteiligt. Die Schaffung des Lehrkombinats und der Neubau eines Lehrlingswohnheimes, die Einrichtung von Kindertagesstätte, Kinderkrippe und Entbindungsstation, wie auch der Wohnungsbau für Arbeiter am Folgenhang sind Zeugen des Aufbauwillens. In den Jahren 1953—1955 beliefen sich beispielsweise die von der Bevölkerung geschaffenen Werte im Nationalen Aufbauwerk auf 115000 DM. F 1

Alte Straße nach Cunnersdorf F 2

Die Erläuterungen zu den Quadratmeilenblättern (1784) nennen die Straße von Glashütte nach Cunnersdorf die „Kleine Straße", die sich am Hange der Scheibe „sehr steil und steinig hinaufschlug". Nach Bewältigung einer kurzen Steigung mit über 150 m Höhenunterschied erreicht sie die durch einen markanten Baum gekennzeichnete Höhe 467,3 m, die den bezeichnenden Namen „die Ruhe" (s. E 2) erhielt. Hatten die Fuhrleute den Anstieg hinter sich gebracht, gönnte man wohl Pferd und Kutscher hier eine Ruhepause. Die Kleine Straße läßt dann die Kalkhöhe links liegen und verläuft durch die Cunnersdorfer Feldflur. Sie führt auf dem Hang östlich des Dorfes weiter, erreicht Hausdorf, Maxen und schließlich das Elbtal bei Dresden. Wegen ihres steilen Anstieges von Glashütte aus wurde sie, obwohl sie die geradeste Verbindung zur Landeshauptstadt darstellte, noch im 19. Jahrhundert wenig benutzt. Ein Botenfuhrmann, der die Glashütter Postsendungen beförderte, benötigte für die gesamte Strecke 10 Stunden.

Über die Kleine Straße erreicht man bequem einige Aussichtspunkte, von denen man das tief eingeschnittene Müglitztal bei Glashütte gut übersieht. Von der Bastei aus, vom Pilz, von der Kanzel und von der Platte (412,9 m) erscheint auch sehr deutlich der Talsporn, den Müglitz und Brießnitz bilden, während im Hintergrund Geisingberg, Kahleberg und die sie umgebenden Wälder das Bild beherrschen.

Wittichschloß F 3

Ein in das Müglitztal vorspringender Felsen unterhalb von Glashütte, der bei dem Bahnbau 1890 von der Talwand getrennt werden mußte, trägt den Namen des Räubers Wittich. Die Sage verlegt seine mannigfach ausgeschmückten Untaten und sein schließliches Ende durch die Hand des auf Luchau sitzenden Weichold von Bernstein ins 15. Jahrhundert. Eine Handschrift vom Jahre 1734 über Bärenstein und die dortige Grundherrschaft brachte dazu weitschweifige Nachrichten. Noch 1890 will man auf dem Felsen Mauerreste gefunden haben, die man seiner Behausung zuschrieb.

Klengel (1938) kommentierte die Wittichsagen kritisch und stellte fest, daß man zwar an einen Schlupfwinkel des Räubers denken könne, daß aber

F 3 zu Füßen seines „Schlosses" keine Straße vorüberführte, auf der er seine Überfälle hätte vollziehen können.
Gegenüber dem Wittichschloß führt der „Tiefe Fürstenstolln" in den Felsen hinein. Um die eindringenden Grundwasser im Glashütter und Cunnersdorfer Gebiet, die viele Stockungen im Bergbau verursacht hatten, in die Müglitz abzuleiten, hatte man ihn um 1780 in den Berg getrieben, kam aber nicht weiter als etwa 40 Lachter (= 80 m).
Die Felspartien um das Wittichschloß liegen inmitten eines siedlungsfeindlichen, steilhängigen Engtales. Die Hänge besitzen starke Neigungswinkel, die oft sogar 30° übersteigen. Schotterfelder und schroffe Felsbildungen machen dieses Gelände fast unpassierbar. Soweit nicht diese Felspartien eine Bewaldung überhaupt unmöglich machen, finden sich hier neben Fichtenkulturen noch zahlreiche Laubholzstücke, die eine naturnahe Baumartenkombination zeigen. Durch die Windungen des Müglitztales werden an den einzelnen Hangabschnitten unterschiedliche Expositionen erzeugt.
Die süd- bis westexponierten Stellen tragen vorwiegend Buschwald, in dem vor allem die Traubeneiche (*Quercus petraea*) hervortritt, während die Schatthänge und die unteren Hangabschnitte sowie Teile der Talsohle kleinere Laubmischwaldbestände (s. F 11) tragen. Gegensätzliche Ausbildungsformen zeigen auch die Krautschichten beider Waldformen. Kühlere Hangpartien und die Ufer der Müglitz werden von Hochstauden beherrscht, unter denen besonders der Waldgeißbart (*Aruncus silvester*) auffällt. Auf sonnigen, steinigen Stellen wachsen auf geringmächtigen Böden vorwiegend Zwergsträucher, zum Beispiel Heidekraut (*Calluna vulgaris*), Deutscher Ginster (*Genista germanica*), Färberginster (*Genista tinctoria*) und Schwarzwerdender Geißklee (*Cytisus nigricans*). Hier siedelt auch eine artenreiche Gesellschaft wärmeliebender Pflanzen, unter denen in diesem Talabschnitt der geschützte Blaßgelbe Fingerhut (*Digitalis grandiflora*) besonders auffällt.
Die neue Bahntrasse umgeht eine der eindrucksvollsten Flußschlingen durch einen Tunnel, so daß von der Bahn aus nur Teile dieses prächtigen Erosionstales zu sehen sind.

F 4 Rückenhain, Ortsteil von Dittersdorf

Zwischen Trebnitzgrund und dem Dittersdorfer Bach strebt ein kaum 1 km langer Wasserlauf ebenfalls in nördlicher Richtung der Müglitz zu. Er fällt von 420 m an der Quelle auf 280 m bei seiner Mündung, an der die Müglitz eine auffällige Laufänderung erfährt. Am westlichen Ufer dieses Bächleins ziehen sich zwischen 340 und 400 m Höhe die Güter hin (Abb. 26), die jetzt sämtlich in einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft vereinigt sind. Ihrer Anlage nach handelt es sich meist um Winkel- oder Zweiseithöfe. Während die Wohnstallgebäude gewöhnlich massiv ausgebaut wurden, sind die Scheunen im Oberteil verbrettert. An ihnen fallen zahlreiche Leitern auf, denn der Obstbau im Dorf ist sehr beachtlich. Die schmalen Feldstreifen führen hofanschlie-

SLUB
Wir führen Wissen.

ßend bis zu den Hängen am Dittersdorfer Bach und an der Müglitz hin. Die geringe Flurausdehnung, im Vergleich beispielsweise zu dem Nachbarort Dittersdorf, läßt vermuten, daß Dorf und Flur erst spät auf der noch nicht gerodeten Höhe entstanden. Die herrschaftliche Zugehörigkeit, die Freiheiten und Verpflichtungen waren dem älteren Neudörfel gleich. F 4

Der am steilen Talhang gelegene Gasthof „Rückenhainer Höhe" wurde 1960 als Ledigenwohnheim der Glashütter Uhrenbetriebe eingerichtet, doch ist er auch als öffentliche Gaststätte zugänglich.

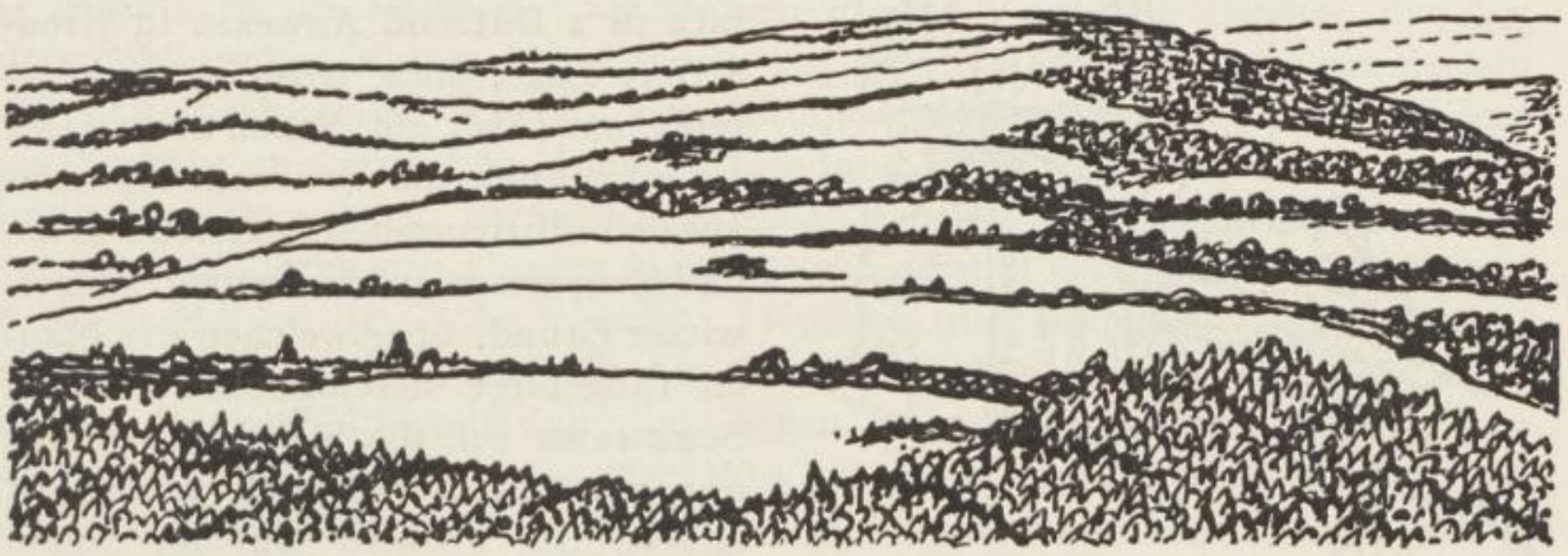


Abb. 25. Steinrückenlandschaft von Rückenhain

Westlich von Rückenhain ist die für den gesamten Südabschnitt unseres Gebietes charakteristische Steinrückenlandschaft besonders typisch ausgebildet (Abb. 25). Diese erst durch menschliche Arbeit entstandenen Buschwaldstreifen sind ebenso durch ihre artenreiche Gehölzkombination wie auch durch ihre reich ausgebildete Krautschicht floristisch bemerkenswert. Darin finden sich — je nach Exposition, Lichtverhältnissen und anderen ökologischen Faktoren — wärmeliebende, montane und für lichte Laubgehölze typische Arten.

Wachtberge **F 5**

nennt man noch heute einen zweigipfligen Höhenzug zwischen Rückenhain und Neudörfel, der sich völlig im Freiberger Grauen Gneis erstreckt (437,6 und 452,4 m). Der Name deutet, ebenso wie der der südlicher gelegenen Wachtsteinrücke, auf die Verwendung solcher Höhen für Spähposten hin, zumal tatsächlich an der Ostflanke der Wachtberge der alte Böhmische Steig (s. F 7) vorbeiführt. In den Beschreibungen der Quadratmeilenblätter (1784), einer Militärkarte, wurden die Höhen als wichtige Übersichtspunkte genannt.

Neudörfel, Ortsteil von Dittersdorf, **F 6**

liegt auf dem nach Norden auslaufenden Höhenrücken zwischen Müglitz und Trebnitzbach. Im Südwesten trennen die Wachtberge die Siedlung von dem

F 6 tiefen Tal der Müglitz, andererseits erheben sie sich zwischen Neudörfel und dem zweiten Dittersdorfer Ortsteil Rückenhain. Wir finden das Dorf nicht, wie sonst in der Umgebung üblich, in einer flachen Talmulde langgestreckt angelegt. Ohne Quelle und ohne fließendes Gewässer im Dorfgelände — in trockenen Sommern benutzt man neben dem geringen Brunnenwasser noch Wasser aus der Trebnitz — dehnen sich heute auf dem Abhang nach der Trebnitz zu 2 Dutzend Anwesen in streuartiger Lage, doch teilweise auch gereiht, aus (Abb. 26). Schon SCHUMANN (1820) rühmte die „reizende Aussicht aus den obstbaumbeschatteten Gärten und Bergwiesen auf den nahen Schlottwitzer Grund, über welchen die blauen Elbgebirge hereinblicken". Nach SCHUMANN soll die Siedlung ehemals nur aus einem Vorwerk bestanden haben; das größere Gut im Süden deutet noch auf dieses hin. Hier wohnte wohl 1477 der „eine gebauer, der dem Pfarrer zu Libenaw" zinste (LHA Cop. 59), während 1518 3, 1529 5 und 1547 8 besessene Mann beurkundet werden (LÖSCHER 1954). Seit 1555 ist Neudörfel nach Dittersdorf gepfarrt.

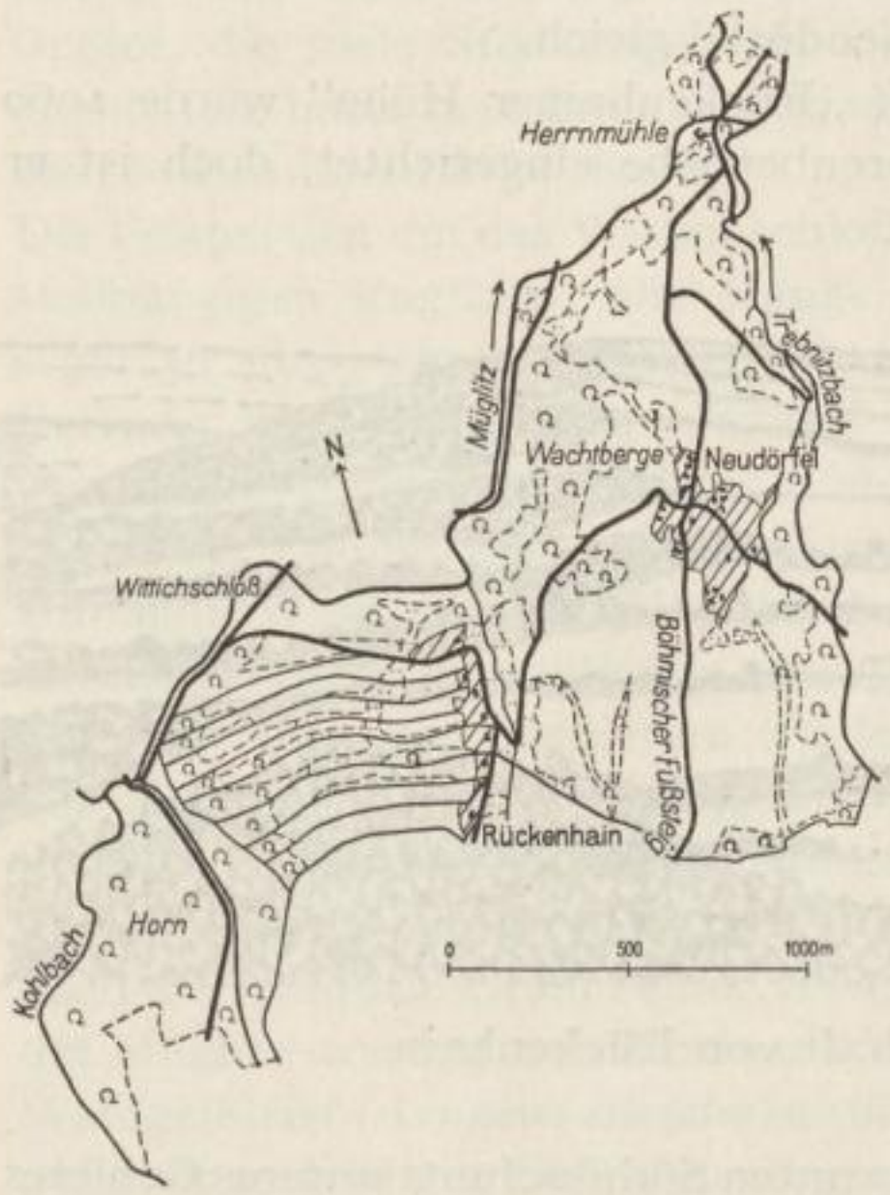


Abb. 26. Fluren von Neudörfel und Rückenhain nach dem Flurkroki von 1835 ff.

Da das Dorf unmittelbar über dem Aufstieg des „Böhmischen Steiges" aus dem Müglitztal lag, besaß es für die Herrschaft Lauenstein, der Neudörfel unterstand, Bedeutung als Kontrollpunkt für diese Verbindung (s. F 7). Die Bewohner waren — offenbar wegen des weiten Anmarsches nach Lauenstein und weil ihnen der Schutz und die Beobachtung des Fernweges oblagen — frei von Frondiensten. Das Recht zum Bierverkauf war in Form des Reiheschankes vergeben. Neudörfel gehörte im 16. Jahrhundert zu den Lauensteiner Dörfern, die nicht bei der kurfürstlichen hohen Jagd, sondern nur bei der Hasenjagd des Grundherren dienstpflichtig waren.

Die im Müglitztal liegende Herrenmühle wurde schon 1465 als „hammer unter dem Nauendörffel" bezeichnet. Sie liegt auch jetzt noch auf der Flur von Neudörfel (s. C 10).

Die bäuerlichen Gehöfte sind vorwiegend Zweiseithöfe mit fast durchgängig massiven Gebäuden. Die Untergeschosse hat man aus anstehendem Gneis errichtet; die Scheunen im Oberteil zeigen gewöhnlich die sogenannte Versenkung, sind also verbrettert. Unter Ausnutzung der Hanglage stattete man seit etwa 1890 die Scheunen zum Teil mit Hocheinfahrten aus. Eine kleine

Wirtschaft (Nr. 8) wurde 1958 vom VEB Maschinenfabrik Spezial Radebeul zu einem Ferienheim ausgebaut. Die bäuerlichen Betriebe gehören z. Z. sämtlich der LPG Typ I an. F 6

Böhmischer Steig F 7

wird seit alters ein Weg genannt, der auf der Wasserscheide zwischen Müglitztal und Trebnitzgrund hinzieht. Die schriftlichen Erläuterungen zu den Quadratmeilenblättern (1784) geben von ihm eine ziemlich genaue Beschreibung. Er gehörte in die Reihe der zahlreichen Pfade, Wege und Straßen, die den osterzgebirgischen Kamm überwanden, um zwischen dem Böhmischen Becken und den wichtigsten Städten des Elbtales Meißen, Dresden sowie Pirna den Verkehr zu vermitteln. Diese Verbindung steigt über den Seegrund zum Zinnwalder Berg hoch, vermeidet zwischen Geising und Lauenstein das tiefe Rotwassertal durch den Umweg über Löwenhain und erklimmt bei Lauenstein in engen Hohlen die Höhe zwischen Liebenau und Börnchen. In Dittersdorf führt die alte Straße außerhalb des Dorfes auf dem östlich gelegenen Hang entlang. Rückenhain bleibt dann links liegen, während Neudörfel durchschritten werden muß. Nun senkt sich der Weg oberhalb der Trebnitzmündung ins Müglitztal, von wo er bei der Herrenmühle wieder hinauf nach Cunnersdorf steigt. Dann benutzt er die Höhen über Maxen bis Lockwitz am Rande des Elbtalgrabens.

Dieses Überschreiten mehrerer Flußläufe, meist nur durch Furten, brachte bei Hochwasser Schwierigkeiten mit sich. Schon im Jahre 1532 wird berichtet, daß der „Steig, als man von Kunersdorff off Ditterßdorff gehet, vunden am steyn, do mann durchs wasser fert" nur in trockenen Zeiten zu benutzen sei. Es wurde deshalb vielfach der Weg durch Glashütte über die alte Kurfürstenbrücke und dann durch den Kohlbachgrund bevorzugt.

Den am Weg liegenden Dörfern Börnchen, Dittersdorf, Rückenhain und Neudörfel bereiteten in Kriegszeiten mehrfach Truppendurchzüge durch Plünderung oder eingeschleppte Krankheiten Not. So sollen in den Jahren 1632 bis 1637 in Dittersdorf insgesamt 405 Personen, im Jahre 1639 sogar 134 an der Pest gestorben sein. Diese Angaben erscheinen jedoch bei einer Einwohnerzahl von knapp 300 Einwohnern zu hoch gegriffen. Oberreit hob 1821 den Weg, der heute zum größten Teil verlassen liegt, noch in seiner bekannten Karte hervor.

Trebnitzgrund F 8

Mit 12 km ist der Trebnitzbach der längste rechte Zufluß der Müglitz. Er besitzt zwei Quellbäche, den Liebenauer Dorfbach, der bei 600 m Höhe über NN beginnt und den eigentlichen, aber etwas kürzeren Trebnitzbach, der in 580 m Höhe entspringt. Nördlich der Liebenauer Platte, früher auch „das Platte Holz" genannt, vereinigen sich beide. Von dieser Stelle an hat sich der Bach ziemlich tief eingegraben; die beiderseitigen Hänge sind bewaldet. Von links

SLUB
Wir führen Wissen.

F 8 nimmt er das kurze Börnchener Dorfwasser, unterhalb noch einige kleinere Wiesenwässer auf. Im allgemeinen fließt die Trebnitz genau nördlich ab. Einige mäanderartige Windungen liegen auch hier im Bereich der Quarzporphyrgänge (s. E 10).

Für Börnchen, Dittersdorf, Neudörfel, Waltersdorf, Döbra und Berthelsdorf bildet der Bach Teile ihrer Flurgrenzen. An der Mündung gehören einzelne Wiesen und Waldstücke zu Liebstadt und Großröhrsdorf, Besitzverhältnisse, die noch an die Zeit des Betriebes der Schlottwitzer Hütten erinnern (s. C 9). Wenn auch, da alte Sprachformen fehlen, die Erklärung des Namens „Trebnitz" mehrere Deutungen ermöglicht, sollte man bei der vorliegenden Situation an eine Ableitung von altsorb. Drěvnica = Waldbach (drěvo = Baum, Holz) denken.

Der Trebnitzgrund gehört zu den pflanzenreichsten Gebieten unseres Untersuchungsbereiches. Der untere Teil dieses auch landschaftlich recht abwechslungsreichen Tales wurde daher zusammen mit dem nordöstlich anschließenden Herrenmüllerberg 1958 zu einem 40 ha großen Naturschutzgebiet erklärt.

Die Talhänge zeigen artenreichen Laubmischwald mit naturnaher Baumartenkombination. Rotbuche, Bergahorn, Traubeneiche, Hainbuche, Winterlinde, Sommerlinde, Spitzahorn und Esche treten hier gehäuft auf, wobei die beiden erstgenannten Baumarten stellenweise im Waldbestand dominieren. Auf geringwertigen Böden finden sich kleine Kieferngruppen mit Wacholderbüschen und einzelne Eiben.

Im Frühling zeigt sich in diesem Laubhochwald besonders an den Unterhängen eine reich ausgebildete blütenreiche Vegetation, die durch folgende Arten charakterisiert sein soll: Bingelkraut (*Mercurialis perennis*), Lungenkraut (*Pulmonaria officinalis*), Vielblütige Weißwurz (*Polygonatum multiflorum*), Haselwurz (*Asarum europaeum*), Waldlabkraut (*Galium silvaticum*), Waldmeister (*Asperula odorata*), Goldnessel (*Lamium galeobdolon*), Waldhirse (*Milium effusum*), Nickendes Perlgras (*Melica nutans*) und stellenweise auch Waldsegge (*Carex silvatica*) sowie Mondviole (*Lunaria rediviva*).

An waldfreien, gegen die Sonne exponierten, steinigen Stellen der Talhänge siedeln einige wärmeliebende Arten, die hier an der oberen Grenze ihres geschlossenen Verbreitungsgebietes stehen und sonst häufig nur in der collinen Stufe im Hügelland vorkommen. Es handelt sich um den geschützten Blaßgelben Fingerhut (*Digitalis grandiflora*) und um die Echte Weißwurz (*Polygonatum officinale*), die zusammen mit Echtem Ehrenpreis (*Veronica officinalis*), Schwarzwerdendem Geißklee (*Cytisus nigricans*), Färberginster (*Genista tinctoria*) und Goldrute (*Solidago virgaurea*) auftreten, während die großblütige Pfirsichblättrige Glockenblume (*Campanula persicifolia*) bereits ein wenig Schatten liebt. Da und dort tragen die steinigen Stellen auch Reinbestände von Heidekraut (*Calluna vulgaris*). An diese felsigen Abschnitte schließen sich stellenweise sonnige Triften an, auf denen Borstgras (*Nardus stricta*), Ruchgras (*Anthoxanthum odoratum*) und Rotes Straußgras (*Agrostis tenuis*) vorherrschen und die weiterhin durch verschiedene wärmeliebende Arten, wie Behaarter Günsel

(*Ajuga genevensis*), Nickendes Leimkraut (*Silene nutans*), Jasione (*Jasione montana*) und im Hochsommer Jakobskreuzkraut (*Senecio jacobaea*), besonders auffallen. F 8

Das Grünland der Talaue ist nicht einheitlich ausgebildet. Im unteren Talabschnitt finden sich auf der Aue vorwiegend typische Formen der Fettwiese, die aus allgemein verbreiteten Wiesenpflanzen zusammengesetzt sind. Im Frühjahr dominiert dort der Löwenzahn (*Taraxacum officinale*), vor der Mahd fallen Wiesenkerbel (*Anthriscus silvestris*), Glatthafer (*Arrhenatherum elatius*) und Wiesenfuchsschwanz (*Alopecurus pratensis*) besonders auf. Herden von Wiesenknöterich (*Polygonum bistorta*) fehlen nur selten. Stellenweise ist auch die giftige Herbstzeitlose noch gehäuft anzutreffen. Sie ziert nicht nur durch ihre Blüten die Wiesenflächen im Spätherbst, sondern hebt sich auch im Frühling durch ihre dunkelgrünen, großen, beblätterten Fruchtstände recht deutlich ab.

An frischen Stellen zeigen sich neben der verbreiteten Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*) auch im unteren Talabschnitt bereits Arten der nassen Bergwiesen, vor allem Alantdistel (*Cirsium heterophyllum*) und Weicher Pippau (*Crepis mollis*). Im mittleren und oberen Talbereich finden sich in zunehmendem Maße auf trockenem Untergrund verborstete Triften mit montan verbreiteten Stauden, wie Bärwurz (*Meum athamanticum*), Arnika (*Arnica montana*) und Perückenflockenblume (*Centaurea phrygia ssp. pseudophrygia*). Hier dominiert auch meist die trübpurpurne Bergplatterbse (*Lathyrus montanus*). Staunasse Stellen sind in diesem Talabschnitt oft zwischenmoorartig ausgebildet. Neben verschiedenen Seggen (*Carex fusca, C. panicea, C. pallescens, C. echinata*) und Binsen (*Juncus effusus, J. articulatus*) fallen besonders Waldsimse (*Scirpus silvaticus*), Sumpfdistel (*Cirsium palustre*), Schmalblättriges Wollgras (*Eriophorum angustifolium*), Breitblättriges Knabenkraut (*Orchis latifolia*) und Kleiner Baldrian (*Valeriana dioica*) auf.

Fast alle nicht zu trockenen Wiesen des Trebnitzgrundes sind im April von üppig ausgebildeten Beständen der geschützten Hohen Schlüsselblume (*Primula elatior*) übersät. Das ebenfalls geschützte Himmelschlüssel (*Primula veris*), das unweit östlich um Liebstadt noch beachtenswerte Verbreitung in der gleichen Höhenlage besitzt, hat lediglich ostwärts des mittleren Trebnitzgrundes einige Fundorte aufzuweisen. Es fehlt sonst in unserem Untersuchungsgebiet.

Eine besondere Zierde dieses Naturschutzgebietes ist die artenreiche Ausbildung der Auwaldpflanzen, die sich beiderseits des Baches unter Erlen, Eschen, Weiden und Espen schon im zeitigen Frühjahr entfalten. Von dieser auffälligen Pflanzengemeinschaft, die alljährlich zahlreiche Wanderer in den reizvollen Trebnitzgrund lockt, seien hier genannt: Gelbes Windröschen (*Anemone ranunculoides*), Goldstern (*Gagea pratensis*), Aronstab (*Arum maculatum*), Hohler Lerchensporn (*Corydalis cava*), Frühlingsplatterbse (*Lathyrus vernus*), Goldmilzkraut (*Chrysosplenium alternifolium*) und Einbeere (*Paris quadrifolia*). Größere Herden des Bärenlauches (*Allium ursinum*) verraten sich im untersten Trebnitzgrund schon zur Blütezeit durch ihren Knoblauchgeruch von weitem. In dieser Auwaldgemeinschaft siedelt hin und wieder auch der

F 8 giftige geschützte Seidelbast (*Daphne mezereum*), der aber auch an trockneren Stellen der Hänge im Laubwald verschiedene Fundorte besitzt.
Im Sommer fällt entlang der Bachufer besonders die einprägsame Hochstaudengemeinschaft auf. Neben allgemein verbreiteten Arten wie Mädesüß (*Filipendula ulmaria*), Kunigundenkraut (*Eupatorium cannabinum*), Roter Pestwurz (*Petasites hybridus*), Wasserampfer (*Rumex aquaticus*), Gilbweiderich (*Lysimachia vulgaris*) sollen Waldgeißbart (*Aruncus silvester*) sowie die montan bis submontan getönte Akeleiblättrige Wiesenraute (*Thalictrum aquilegifolium*), die ihre zart violett gefärbten Blütenstände über die Herden des Rauhen Kälberkropfes (*Chaerophyllum hirsutum*) erhebt, besonders erwähnt werden.
An verschiedenen Stellen der Talaue schiebt sich zwischen den Auwald des Flußufers und den Edellaubwald am Hangfuß noch eine artenreiche Gehölzzone ein, die vornehmlich durch Hasel, Schwarzen Holunder, Weißdorn, Faulbaum, Pfaffenhütchen und Wasserschneeball gebildet wird und auf deren Sonnenseite Wilde Rosen und Schlehen zu finden sind. Scharbockskraut (*Ficaria verna*), Moschusblümchen (*Adoxa moschatellina*) und Gefleckte Taubnessel (*Lamium maculatum*) treffen wir hier zusammen mit Wolligem Hahnenfuß (*Ranunculus lanuginosus*) im Frühling an, im Sommer gedeiht an diesen Stellen der unangenehm riechende Waldziest (*Stachys silvatica*).
Der oberste Teil des Trebnitzgrundes zeigt ein wesentlich einförmigeres Bild. Die flache Talmulde wird weitgehend durch Viehkoppeln genutzt. Kleine Fichtenanpflanzungen am Rande der Mulde bergen bereits den kleinblütigen Waldwachtelweizen (*Melampyrum silvaticum*), der hier seine untere Verbreitungsgrenze hat und bis zum Erzgebirgskamm hinauf die Fichtenforste besiedelt.
In dem verhältnismäßig einsamen Tal lebt auch noch eine beachtliche Vogelwelt, der Büsche, Baumgruppen, Waldabschnitte und Felspartien ausgiebige Nistgelegenheiten bieten. Entlang des Bachlaufes sind Weiße Bachstelze (*Motacilla alba*), Gebirgsstelze (*M. boarula*) und Wasseramsel (*Cinclus cinclus*) zu beobachten. Auch der farbenfreudige Eisvogel (*Alcedo ispida*) ist hier früher festgestellt worden (Braess 1918). Neben den weitverbreiteten Singvögeln des Laubwaldes und der Parkanlagen nisten in den Fichtenforsten noch Haubenmeisen, Goldhähnchen (*Regulus regulus*), Kleiber (*Sitta europaea*) und Baumläufer (*Certhia familiaris*). Drei Spechtarten verraten sich durch ihren Ruf: Grün-(*Picus viridis*), Bunt- (*Dendrocopus major*) und Schwarzspecht (*Dryocopus martius*). Braess (1918) weist auch besonders darauf hin, daß der Trebnitzgrund zusammen mit dem Müglitztal durch die große Anzahl der Ringel- und Hohltauben auffällt.
Für die Anlage größerer Siedlungen ist der enge und tiefeingeschnittene Trebnitzgrund ungeeignet, so daß in ihm nur zwei Einzelanwesen Platz fanden: die zu Döbra gehörige Obere Mühle und die zu einem Kinderheim umgebaute Dittersdorfer Niedere Mühle. Eine dritte Trebnitzgrundmühle, die heute nicht mehr vorhanden ist, verzeichnet Oeder (1593) auf seiner Karte an dem Weg Börnchen – Döbra. Vielleicht handelt es sich hierbei um die „Wüste Mühle", von der in einer örtlichen Sage berichtet wird. Danach stellten sich während eines

Gewitters die Leichenträger des verstorbenen Heinrich Pessel aus Neudörfel, F 8
auf dem der Fluch eines Kirchendiebstahles gelastet hatte, unter. Nach dem Unwetter fanden sie den vor dem Gebäude abgestellten Sarg nicht wieder. Dieser merkwürdige Vorfall, der vielleicht mit einer plötzlich auftretenden Hochwasserwelle erklärt werden kann, brachte die Mühle in Verruf, zumal man danach noch erzählte, daß Pessel als unruhiger Geist dort umherirre und nach seinen Leichenträgern rufe. Niemand wollte mehr in der Mühle mahlen lassen, und auch ihre Bewohner selbst fühlten sich unsicher. So seien die Gebäude nach und nach verfallen.
Das Sagenmotiv des während eines Gewitters verschwundenen Sarges taucht übrigens nicht weit vom Trebnitzgrund auch am Hahneberg auf, über den der Kirchweg von Glashütte nach Johnsbach führte (s. E 8).

Schützenhöhe (457,1 m) **F 9**

Zwischen der Müglitz und dem Kleinen Kohlbach erhebt sich die Schützenhöhe, die von einem Quarzporphyrgang durchzogen wird. Unmittelbar südwestlich davon bilden Hornblendeschiefer eine geringmächtige Einlagerung inmitten des sonst hier verbreiteten Freiberger Grauen Gneises.
Benannt worden ist die Schützenhöhe nach einem früheren Besitzer. In jüngster Zeit wurde ihre Südwestflanke untertunnelt (s. E 12). Da der Berg völlig mit Wald bestanden ist, bietet sich von ihm keine Aussichtsmöglichkeit. Dagegen nannten die Erläuterungen zu den Meilenblättern (1784) die zwischen den beiden Kohlbächen liegende „Glashütter Ebene". Man liest, daß man von dort „alles sehen kann, was von der Kalkhöhe herunterkommt, was sich von Johnsbach auf dem Hahneberge zeigt, was an der Müglitz bei den Hammergütern Gleißenberg in der Tiefe sich sehen läßt, nicht weniger, was von Dittersdorf über dem Sonnenberg sich zeigt".

Ochsenkopf (434,6 m) **F 10**

Genau gegenüber von Glashütte steigt der rechte Talhang zum Ochsenkopf auf, der im Osten vom Kohlbach begrenzt und von der Müglitz in einem markanten Bogen umflossen wird. Wegen seiner lückenhaften Bewaldung gewährt er Einblick in das ausmündende Brießnitztal mit dem zentralen Teil von Glashütte. Sehr deutlich tritt in dem engen Grund die unterschiedliche Exposition der beiden Talseiten in Erscheinung. Deshalb gab man auch den gegen Süden geneigten Hängen den Namen „Sommerseite", während der gegenüberliegende Siedlungsteil (Bergstraße, Mittelstraße) infolge der geringen Sonneneinstrahlung und seiner sich länger haltenden Schneedecke „Winterseite" bezeichnet wurde. Darüber hinaus reicht der Ausblick bis zu den Falkenhainer Höhen und dem Luchberg und nach Osten über das tief eingeschnittene Kohlbachtal und die Wachtberge bei Neudörfel hinweg auf die Höhen jenseits

F 10

des Trebnitzgrundes. Eine umfassende Aussicht nach Süden verhindert allerdings der Wald auf der Schützenhöhe.

Am Südhang des Ochsenkopfes, dessen Name wohl auf eine Weidefläche zurückgehen dürfte, entstand 1910 die Glashütter Sternwarte. Sie ist ein Werk der „Uhrmacherverbindung Urania", die sich seit der Gründung im Jahre 1879 mit astronomischen, aber auch mit literarischen Problemen befaßte. Eine drehbare Rundkuppel, ein Refraktor, Instrumente zur exakten Zeitbestimmung, ein Projektionszimmer und eine Bibliothek dienen der praktischen Himmelsbeobachtung wie der theoretischen Unterweisung.

Die Bodenbedeckung am Ochsenkopf ist auf Grund der verschiedenen Expositionen an den drei abfallenden Hängen unterschiedlich. An der Südseite zieht sich oberhalb des Bahnhofes Glashütte der Dittersdorfer Weg hangaufwärts. Das Gelände ist teils bebaut, teils wird es gartenmäßig genutzt. Verschiedene Hangwiesen wurden in Dauerkoppeln verwandelt. Auf Grund von kleineren Vorkommen wärmeliebender Pflanzenarten kann man annehmen, daß der gesamte westexponierte Hangabschnitt vor der Kultivierung und Bebauung mit Triften bedeckt war. Wir finden heute noch an Wegböschungen folgende dafür typische Arten: Nickendes Leimkraut (*Silene nutans*), Frühlingsfingerkraut (*Potentilla verna*), Barbarakraut (*Barbarea vulgaris*), Knolligen Hahnenfuß (*Ranunculus bulbosus*), Behaarten Günsel (*Ajuga genevensis*), Kreuzlabkraut (*Galium cruciata*), Pechnelke (*Viscaria vulgaris*), Wilden Dost (*Origanum vulgare*), Kleines Habichtskraut (*Hieracium pilosella*) und Kleinen Wiesenknopf (*Sanguisorba minor*).

Der felsige Nordhang zum Müglitztal ist mit Eichwald bedeckt, in dem Traubeneiche (*Quercus petraea*) und Stieleiche (*Quercus robur*) nebeneinander vorkommen. Im Unterholz findet sich sogar noch hin und wieder etwas Hainbuche (*Carpinus betulus*) und Eberesche (*Sorbus aucuparia*). Der überaus trockene Waldboden zeigt mit Maiglöckchen, Heidelbeeren und Drahtschmiele (*Deschampsia flexuosa*) eine recht einförmige Ausbildung.

Der ostexponierte Hang, der steil zum untersten Abschnitt des Großen Kohl- F 10
grundes abfällt, ist zu einem beträchtlichen Teil mit Fichten bestanden. Verschiedene Laubwaldreste, die Bestockung der unteren Hangpartien sowie die recht gute Naturverjüngung aus Bergahorn und Esche an einzelnen Stellen weisen deutlich auf das frühere Waldbild hin, auf einen Berglaubwald mit Tanne und Fichte. Neben beiden Ahornarten (*Acer pseudoplatanus* und *A. platanoides*) finden sich auch noch vereinzelt Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) und Bergulme (*Ulmus scabra*). Als Hochstauden fallen in diesen Laubhochwaldabschnitten Nickwurz (*Prenanthes purpurea*) und Waldgeißbart (*Aruncus silvester*) auf. Die reiche Vegetation des Unterhanges und Hangfußes wird bei der Charakteristik des Großen Kohlgrundes geschildert (s. F 11).
Kleine Waldwiesen, die zum Teil mit Fichten aufgeforstet worden sind, zeigen an diesem Schatthange als montan verbreitetes Florenelement bereits die Bärwurz. Eine Reihe von Steinrücken, die am Osthang rechtwinklig zur Hangneigung den Fichtenforst durchziehen, geben deutlich Hinweise auf die frühere Nutzung dieses Geländes als Ackerland.

Großer Kohlgrund F 11

In den Großen Kohlgrund gelangt man am besten von der Brückenmühle oder im Abstieg von der Sternwarte aus. Der ihn durchfließende Bach entsteht in sumpfigem Wiesengelände in 550 m Höhe unweit von Dittersdorf. Etwa die Hälfte seines Laufes zieht er auf der Rumpffläche in einer relativ flachen Mulde hin, ohne durch die Quarzporphyrgänge in seiner Laufrichtung wesentlich beeinflußt zu werden. Erst in seiner zweiten Hälfte überwindet der Bach in einem engen schluchtartigen Tal den Steilabfall der Hochfläche zur Müglitz. Diese starke Erosion schuf im Talabschnitt zwischen dem Ochsenkopf und dem Horn ein Gefälle von 10 m auf 100 m Laufstrecke.
Die Unterschiede in der Talgestaltung wirken sich auch in der Bewirtschaftung aus. Die flachen Ufer des Oberlaufes wurden mit in die Waldhufenflur von Dittersdorf einbezogen. Das letzte Talstück mit seinen Steilhängen ist dagegen bewaldet.
In älteren Wanderbüchern wird außer dem Trebnitzgrund oft auch das Gebiet des Großen Kohlgrundes bei Glashütte als pflanzenreiches Gelände besonders erwähnt. Die Quellmulde, deren Melioration 1960 eingeleitet wurde, besteht teils aus Kleinseggenwiesen, teils aus staunassen bis frischen Fettwiesenformen, in denen als montan verbreitete Art schon die dekorative Trollblume (*Trollius europaeus*) zu finden ist. Zusammen mit dem Breitblättrigen Knabenkraut (*Orchis latifolia*) und dem inmitten der Seggen-Rasen üppig wuchernden Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*) gehört sie zu den auffällig blühenden Pflanzenarten dieser quelligen Wiesenabschnitte. Kleine feuchte Wiesengebüsche aus Schwarzerlen und Ohrweiden bergen noch größere Trupps der Süßen Wolfsmilch (*Euphorbia dulcis*) und der Bachnelkenwurz (*Geum rivale*), die sich — allerdings vereinzelter — auch noch am Bachufer findet. An etwas beschatteten Stellen

F 11

begegnet man auch der zarten Akeleiblättrigen Wiesenraute (*Thalictrum aquilegifolium*). Die übrigen gehäuft auftretenden Arten dieser nassen Wiesengesellschaften sind für viele Quellmulden im Gebiet Dippoldiswalde — Glashütte gleichermaßen typisch: Scharfes Schaumkraut (*Cardamine amara*), Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*), Sumpfschachtelhalm (*Equisetum palustre*), Sumpfvergißmeinnicht (*Myosotis palustris*), Waldläusekraut (*Pedicularis silvatica*), Waldsimse (*Scirpus silvaticus*) und Kleiner Baldrian (*Valeriana dioica*).

Der folgende, abwärts gelegene Talabschnitt besitzt eine sehr flach geböschte Muldenform. Das Grünland der Aue wird weitgehend als Viehkoppel genutzt, und die Äcker ziehen sich bis unmittelbar an den Muldenrand heran. An den Wegrainen findet sich in 490 m Höhe die Bärwurz (*Meum athamanticum*) auch noch ohne Beschattung in optimaler Entwicklung.

Das mittlere Talstück verfügt bereits über steiler abfallende Hänge, besitzt aber noch eine ausgeprägte, verebnete Talsohle. Die von beiden Seiten der Rumpffläche auf das Tal zulaufenden Steinrücken sind im Sohlenabschnitt unterbrochen. Der linke ostexponierte Hang ist zum Teil mit trockenem Buschwald bedeckt, teilweise wird er auch von Äckern eingenommen. In diesen Waldabschnitten dominieren Haselbüsche, Birken und Espen, denen stellenweise auch Traubeneichen, Eschen und Rotbuchen untermischt sind. In diesen Abschnitten sind Mengen von Waldmeister (*Asperula odorata*) und Bingelkraut (*Mercurialis perennis*) zu suchen, die die sonst recht einförmige Bodenvegetation innerhalb dieser Büsche auflockern.

Am westexponierten Talhang fallen verschiedene Triften auf, die von einer Reihe wärmeliebender Arten beherrscht werden (s. F 8). So besitzt der Schwarzwerdende Geißklee (*Cytisus nigricans*) am sonnigen Waldrand beachtenswerte Fundorte. Auffällige Arten besiedeln oft recht dicht die Böschungen des Hangfußes: der Körnige Steinbrech (*Saxifraga granulata*), die Wucher-

blume (*Chrysanthemum leucanthemum*) und die Bergplatterbse (*Lathyrus montanus*). Die Auwiesen, die auch hier noch vorwiegend als Viehkoppel genutzt werden, zeigen die langhalmigen Formen gedüngter Fettwiesen, in denen der Löwenzahn (*Taraxacum officinale*) im Vollfrühling und hohe Gräser und Doldenblütler vor der Mahd dominieren. Kleine staunasse Auenabschnitte bergen noch stattliche Trupps des Breitblättrigen Knabenkrautes (*Orchis latifolia*). Nur an wenigen Stellen der Talaue sind auch kurzhalmige Formen der Fettwiese vorhanden, auf denen neben der Bärwurz noch Kantenhartheu (*Hypericum maculatum*) und Ährige Teufelskralle (*Phyteuma spicatum*) auffallen. F 11

In dem felsigen, von einzelnen Klippen durchsetzten Erosionstal zwischen dem Ochsenkopf und dem Horn haben sich entlang der Bachufer neben zahlreichen Frühblühern (s. F 8) vor allem Hochstauden angesiedelt. Während in dieser Gemeinschaft der Rauhhaarige Kälberkropf (*Chaerophyllum hirsutum*) oft bandartig das Ufer säumt, treten die Alantdistel (*Cirsium heterophyllum*) und die Mondviole (*Lunaria rediviva*) vorwiegend truppartig auf. Da und dort ist auch die Akeleiblättrige Wiesenraute, die bereits unter den Büschen der Quellmulde festgestellt wurde, zu finden.

Ein artenreicher Laubhochwald entlang des Großen Kohlbaches besitzt eine Baumartenkombination (Bergahorn, Spitzahorn, Esche), die am Hangfuß des Ochsenkopfes noch durch Winterlinde, Rotbuche und Traubeneiche erweitert wird und der des hier standortgemäßen Waldes nahekommt. Der felsige, steil abfallende Waldboden wird von Trupps einer artenreichen Vegetation besiedelt, die zum Teil bis zum Bachufer herabsteigt. Es handelt sich dabei u. a. um folgende auffällige Arten: Frühlingsplatterbse (*Lathyrus vernus*), Lungenkraut (*Pulmonaria obscura*), Waldgeißbart (*Aruncus silvester*), Waldlabkraut (*Galium silvaticum*), Wurmfarn (*Dryopteris filix-mas*), Goldnessel (*Lamium galeobdolon*), Bingelkraut (*Mercurialis perennis*), Haselwurz (*Asarum europaeum*), Vielblütige Weißwurz (*Polygonatum multiflorum*), Fuchs'-Kreuzkraut (*Senecio nemorensis ssp. fuchsii*) und Mondviole.

Dittersdorf, Krs. Dippoldiswalde, **F 12**

liegt südöstlich von Glashütte in einer flachen Mulde, die mit sanften Formen in die benachbarte Hochfläche übergeht. In diese Hohlform hat sich der den Ort durchfließende Bach abermals eingesenkt, so daß eine scharfe Talkante entstand. In der unteren Hälfte des Dorfes vollzieht sich der Übergang in ein gefällreiches siedlungsleeres Engtal, das nach etwa 2 km ins Müglitztal ausläuft. Die Flurgestaltung des $2^1/_2$ km langen Reihendorfes (Abb. 27) paßt sich deutlich den vorherrschenden Geländeformen an. Nach Westen zu können sich die Waldhufenstreifen aus der Mulde heraus, allerdings durch die Kohlbachwiesen nochmals unterbrochen, entwickeln und enden nach 2 km an den bewaldeten Müglitzhängen. In östlicher Richtung bildet sehr bald der tiefeingeschnittene Trebnitzgrund eine natürliche Gemarkungsgrenze. Um den schmalen Höhenrücken in günstiger Weise für die Bodenbearbeitung ausnutzen zu können,

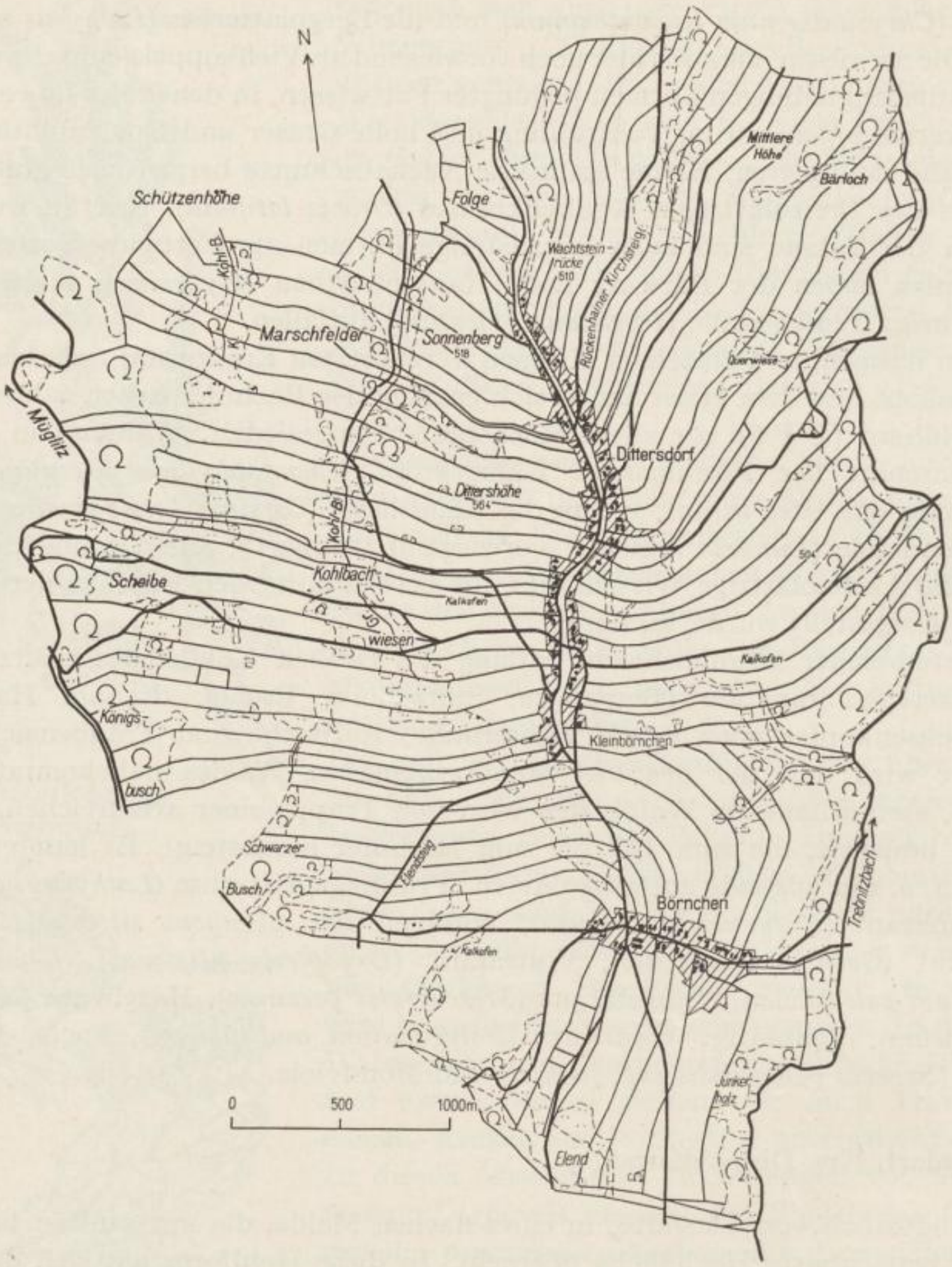


Abb. 27. Fluren von Dittersdorf und Börnchen nach dem Flurkroki von 1835 ff.

biegen die Feldstreifen nach Norden in Richtung auf Rückenhain und Neudörfel um.

Fast überall bildet Grauer Gneis den Untergrund der Dittersdorfer Gemarkung. In ihm finden sich verschiedentlich Einlagerungen von Amphibolit, die aber kaum durch eine veränderte Oberflächengestaltung auffallen. Außerdem durchziehen mehrere Quarzporphyrgänge in südwestlich-nordöstlicher Richtung die Flur (s. F 13). Besonders ihre beim Ackern zutage geförderten und sehr schwer

verwitternden Gesteinsbrocken haben die Bauern auf die die Felder begrenzen- F 12
den Steinrücken aufgeworfen.

Den Boden der Talwanne füllen zumeist Häusleranwesen aus. Die bäuerlichen Betriebe — jetzt alle zur genossenschaftlichen Produktion vereinigt — liegen auf der Talkante und stellen vorwiegend Dreiseithöfe mit zum Teil großer Hofanlage dar. Daneben bestehen auch Zweiseit- und einige Vierseithöfe. Die Wohnstallgebäude sind mit Rücksicht auf das Gelände nur zum Teil giebelseitig zur Straße gestellt. Sie zeigen noch einige Fachwerkobergeschosse, doch meist erfolgte massiver Ausbau. In Dreiseithof Nr. 66 begegnen wir zwei verschieferten Giebeln mit schöner Ornamentierung aus dem Jahre 1896. Im Gehöft Nr. 4 im Oberdorf erfuhr das Fachwerk einen besonders ansprechenden Ausbau mittels geschmackvoller moderner Fenstergestaltung. Die Scheunen des Dorfes besitzen vorwiegend massive Untergeschosse, auf denen die sogenannte Versenkung aufsitzt (s. F 6). Nach Möglichkeit wurde eine Hocheinfahrt geschaffen. Nur noch eine Scheune im Unterdorf ist strohgedeckt, sonst herrscht feste Bedachung mit Schiefer vor.

Dem Feuerschutz des Dorfes dienen zahlreiche Feuerlöschteiche längs der Dorfstraße, Baumgruppen mit auffällig viel großen Linden beschatten die Gehöfte. Nach 1945 fand das Vorhäusel im Dorf auch bei den Häusleranwesen Verbreitung.

In dem Stammgut des früheren Erb- und Lehnrichters, der im 14. Jahrhundert zusammen mit denen von Börnchen, Liebenau, Johnsbach, Luchau und Cunnersdorf zu den ältesten Inhabern der Dorfgerechtsame unter der Botmäßigkeit der Herren von Lauenstein gehörte, übergab am 8. Juli 1790 der Seilermeister Christian Geissler aus Liebstadt sein Revolutionsprogramm dem Richter, der es in einer Bauernversammlung verlesen sollte. Obwohl schon am nächsten Tage die Aufruhrschrift in die Hände des Lauensteiner Gerichtsherren gelangte, der die sofortige Verhaftung des Urhebers veranlaßte, begann von hier aus die rasche Ausbreitung der revolutionären Gedanken bis nach Westsachsen und führte zum Ausbruch des sächsischen Bauernaufstandes im August und September 1790 (s. Bd. 4, Gottleuba, D 1). Als 1885 das Erbgericht niederbrannte, baute man den früher „Erbgericht" genannten Gasthof etwas oberhalb des alten Standortes und auf der anderen Straßenseite wieder neu auf. Am Richtergut steht als Naturdenkmal eine über 150 Jahre alte Linde mit einem Stammumfang von 1,20 m.

Dittersdorf wurde von einem Locator Diether gegründet, wie aus der ersten urkundlichen Aufzeichnung hervorgeht (1340 Diethersdorff). Später schrieb man 1412 Dytherischdorff, 1462 Dittrichstorff, 1464 Dytterstorff. Seit dem Mittelalter unterstand das Dorf der Grundherrschaft zu Lauenstein. Dort mußten die vorgeschriebenen Geld- und Naturalsteuern der Dorfbewohner abgegeben und die Frondienste abgeleistet werden. In der Zeit der Verschärfung der zweiten Leibeigenschaft forderte 1575 Rudolf v. Bünau erhöhte Leistungen und ließ die auf ihren Rechten beharrenden Bauern zu Unrecht ins Gefängnis werfen, ja er fiel sogar wie ein Räuber mit Bewaffneten ins Dorf ein und ließ

F 12 aus aufgebrochenen Stallungen 14 Kühe wegtreiben. Trotz eines über mehrere Jahre hinweg geführten Prozesses (Loc. 12492 und 11234/V) gelangten die Untertanen weder zu ihrem Recht noch zu ihrem verlorenen Hab und Gut. Neben Jagddiensten und Mühlenzwang war den Dorfbewohnern auch der Bezug von Lauensteiner Bier sowohl für den eigenen Bedarf als auch zum Reiheschank vorgeschrieben. Noch 1682 wurde ein Untertan gefangen gesetzt, weil er Neugeisinger und Glashütter Bier statt des Lauensteiner erworben hatte.

Die Kirche von Dittersdorf ist eine rechte Dorfkirche. Im Schatten alter Bäume liegt der einschiffige Bau mit seinem polygonal gebrochenen Ostabschluß, bedeckt von einem breiten Dach, auf dem ein schieferverkleideter Dachreiter mit einer Wetterfahne und den Zeichen R. v. B. 1779 (Rudolph von Bünau, Patronatsherr zu Lauenstein) sitzt. Ein älteres Fähnchen mit C. v. B. 1758 ist über der Südvorhalle angebracht. An der Nordseite wurde eine Sakristei angebaut.

Die innere Ausstattung der Kirche zeigt nicht nur bäuerliche Art, sondern gibt durch ihre Stiftungen kulturgeschichtlich wertvolle Einblicke in bäuerliche Gewohnheiten und Rechte. An der Holzdecke deuten drei Zahlen auf Baujahre hin: 1532 wurde die Kirche vergrößert, 1623 nochmals erweitert und 1931 erneuert. In der südlichen Vorhalle berichtete eine nur noch teilweise lesbare Inschrift, daß „Anno 1750 der Kirchturm . . . die Empor-Kirchen . . . aufs neue verferttiget, die Fenster vergrößert und erweitert . . . 1758 diese Vorhalle neu erbauet" wurden. Vielleicht war vorher gotisches Maßwerk an den Fenstern vorhanden, jetzt wurden sie ohne jeden Schmuck nur als breite Lichtbringer gewertet. Die Sakristei bewahrt noch den mittelalterlichen Charakter mit einer Rundbogennische und einem Weihwasserbecken aus der vorreformatorischen Zeit, ihr Raum ist tonnengewölbt. Eine niedrige Tür gegenüber der Kanzel besitzt die spätgotische Form des „Eselsrückens".

Die Kanzel zeigt in ihren vier Feldern die Bilder der Evangelisten mit ihren Sinnbildern. Inhalt und Schriftzeichen der Inschriften, auch am Lesepult, sowie die Sinnbilder deuten auf das 16. Jahrhundert. Die Bilder des zweigeschossigen Altaraufbaus (Mitte Abendmahl, links Kreuzigung, rechts Sündenfall, darüber im zweiten Geschoß die Auferstehung) passen in der schlichten, etwas derben Art ihrer Malerei in den gedrungenen Kirchenraum, der mit Ausnahme der Südseite, an der die Kanzel steht, von bemalten Emporen mit Ornamenten aus verschiedenen Zeiten umgeben ist. Eigenartige allegorische Gemälde, wohl 1622 entstanden, zieren den Aufgang zur Kanzel. Die dazugehörigen lateinischen Beischriften sind nicht leicht mit den Bildern in Einklang zu bringen. Wie der Maler sich nur schwer mit den Gestalten der wenig bekleideten Frauen und den phantastischen Landschaften dahinter zurechtgefunden hat, so ist es ihm offenbar besonders schwer gefallen, die zugrunde gelegten Gedanken anschaulich darzustellen.

Zeitlich später entstand das zinnerne Taufbecken in dem älteren, aus einem runden Fuß achteckig sich entwickelnden sandsteinernen Taufstein. Gezeichnet ist es 1638 und mit vier Buchstabengruppen, wohl Abkürzungen der Stifternamen. Da kein Wappen angebracht ist, kann man daraus schließen,

daß Bauern es geschenkt haben. Auch den hölzernen achteckigen Deckel stiftete F 12
1663 eine fromme Frau aus dem eingepfarrten Börnchen. So ist die ganze Taufe ein Zeugnis dörflichen Gemeinsinns. Fünf Epitaphien von Einwohnern und einem Pfarrer rühren aus den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg her.
Einer am Altar erhaltenen „Gerichts-Empor-Kirche" hat der Kirchvater Georg Hesse 1747 eine Bemalung geschenkt, und ein dörflicher Meister hat sein bestes Können daran zu verwenden gesucht. Oben trägt diese Empore 18 Namen der Bauern, die das Recht hatten, auf ihr abseits der übrigen Dorfbewohner zu sitzen, die sie beim Gottesdienst prüfend überschauen konnten. Die Kirchgänger verteilen sich nach altem Brauch noch heute auf ganz bestimmte Plätze, die Frauen in die Bänke des Schiffes, die Männer auf die Emporen. Die Plätze an der Westwand mit ihren Armlehnen waren einzelnen, alteingesessenen Bauern bodenständiger Familien vorbehalten, deren Namen zum Teil noch zu erkennen sind. 25 Bänke im Schiff mit Seitentüren und auch die unter der Orgelempore zeigen Zierschmuck und Bemalung zwar verschiedener Zeiten (16. bis Anfang 18. Jahrhundert), geben aber in den Grundtönen grau und gelb der Kirche einen einheitlichen Charakter. Und diesen hat die Dittersdorfer Gemeinde sich nicht nehmen lassen, denn sie beschaffte sich ihre ganze Kirchenausstattung selbst. Diese erstreckte sich ferner auf Altar- und Kanzelbekleidung und -schmuck (1779—81), einen gläsernen Kronleuchter (1817), Musikinstrumente (nach 1813). Vor der letzten Erneuerung lagen noch Schindeln auf dem Dach, an Stelle der elektrischen Lampen wurden Kerzen verwendet, die Läuteseile hingen in das Kircheninnere, in beiden Eingängen erinnerten unter Glas und Rahmen Kissen oder Schleifen mit Perlen und gedrucktem Spruch an verstorbene Kinder an Stelle der Grabsteine auf dem Friedhof. Die 1931 neu bemalte Kirchendecke zeigt das Bemühen, sich dem Alten, Erhaltenen anzupassen. Im ganzen blieb der Charakter der Dorfkirche gewahrt.
In der Vorhalle nennt eine Ehrentafel aus Eichenholz die Namen derer aus dem Kirchspiel, die „1939—1945 den Tod fanden und die vermißt sind". Vor dem Friedhof befindet sich ein Steinmal, „den im Weltkrieg 1914—1918 gefallenen Helden zum ehrenden Gedächtnis".
Als Anfang dieses Jahrhunderts durch den Bau einer Hochspannungsleitung elektrischer Strom in das Dorf geführt worden war, entstanden darauf eine feinmechanische Fabrik und eine Werkstatt für landwirtschaftliche Maschinen. Bald arbeiteten junge Leute auch in der nahen Uhrmacherstadt Glashütte. Im Dorf selbst entstanden im Zuge der Arbeitsteilung feinmechanische Handwerksbetriebe, in denen Einzelteile für die städtischen Fabriken hergestellt wurden. Heute sind in der Produktionsgenossenschaft „Präzis Dittersdorf" die im Ort beschäftigten feinmechanischen Handwerker zusammengefaßt.

Wachtsteinrücke (509,8 m) **F 13**

Unmittelbar östlich des Unterdorfes von Dittersdorf schwillt einer der zahlreichen Quarzporphyrgänge zu größerer Breite an und bildet die Kuppe der

F 13 Wachtsteinrücke. Zu dem höchsten Punkt der Erhebung selbst führt kein Weg, doch verlaufen in der Nähe Hufenwege von Dittersdorf her vorbei.
Der Blick gegen Westen vermittelt einen Eindruck vom Landschaftscharakter des unteren Erzgebirges. Die landwirtschaftlich genutzten, vielfach horizontalen oder wenig geneigten Flächen überwiegen in den Fluren von Dittersdorf, Falkenhain, Johnsbach, Luchau und Cunnersdorf.
Der am Horizont verlaufende Porphyrerguß ist an den Waldrevieren um Bärenburg und die Tellkoppe erkennbar. Er endet mit deutlicher Stufe am Abfall des Kohlberges und der K-Kuppe gegen die Flur von Oberfrauendorf. Markantere Oberflächenformen bietet der an den Waldkulissen erkennbare Einschnitt des Brießnitztales, dessen nördliche Flanken gegen den im Quarzporphyr angelegten Höhenrücken Breiter Berg—Gleisenberg—Kalkhöhe ansteigen, der wiederum von dem Basalthärtling des Luchberges überragt wird.
Der an der Wachtsteinrücke vorbei nach Neudörfel führende Weg gewährt einen Blick in das Müglitztal mit seinen waldbesetzten Steilhängen bei Oberschlottwitz. Hinter der rechts vom Wilisch auftauchenden Landmarke der Babisnauer Pappel erkennt man das Elbtal, das von den Höhen der Lausitzer Platte überragt wird. Die Tiefenzone des Elbtales läßt sich bis in das Elbsandsteingebirge verfolgen, aus dem die Rauen- und Bärensteine, Lilien- und Königstein, der Große Winterberg und schließlich der Große Zschirnstein und der Děčínský Sněžník (Hoher Schneeberg) aufragen.

G 1 Niederpöbel mit Pöbelthal

Der heute zu Schmiedeberg gehörige Ortsteil Niederpöbel — die Häuser von Pöbelthal werden verwaltungsmäßig zum Kurort Kipsdorf gerechnet — dehnt sich im untersten Tal des Pöbelbaches (s. Bd. 6, Altenberg, A 18) kurz vor seiner Ausmündung in das Weißeritztal aus.
Bis zur ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die Besiedlung der umliegenden Höhen schon im wesentlichen durchgeführt war, lag das Pöbeltal siedlungsleer. Es gewann an Interesse, als die Erzführung des Granitstockes südlich von Naundorf erkannt wurde. In diesem „Sadisdorfer Granit" entstand das Zinn wie in Altenberg durch Pneumatolyse, durch Entweichen leichtflüchtiger Stoffe aus einem erstarrenden Restmagma und ihrer Reaktion mit solchen schon verfestigten Gesteinskomponenten wie Quarz, Glimmer, Topas (Pietzsch 1956). Während der Teplitzer Quarzporphyr frei bleibt, ziehen sich von dem Granitstock aus Erzgänge in die benachbarten Gesteine hinein. Zinnerze findet man am Lerchenhübel bei Hennersdorf, Silbererze der kiesig-blendigen Bleierzformation bei Sadisdorf, nördlich des Saubaches und am linken Pöbeltalhang. In Erzgängen rechts des Pöbelbaches kommen neben Silber- und Zinnerz noch Blei- und Kupfererze vor (R. Schumann 1930).
Dieses gesamte Bergbaugebiet findet seine erste Erwähnung, als 1473 die Brüder Ernst und Albrecht von Sachsen die Dörfer Sadisdorf und Naundorf mit

„. . . Bergwercken, Seiffen . . .“ an M. v. Carlowitz verlehnten. Um die Mitte G 1
des 16. Jahrhunderts werden dann auch Bergbauanlagen greifbar; denn zum Gut Neuschmiedeberg gehörte 1564 ein Anteil an einer Schmelzhütte im Pöbeltal. Diese Bezeichnung „Pöbel“ wird entweder mit den Aschebrennern der Pottascheerzeugung (altsorb. popel = Asche) oder Personennamen in Verbindung gebracht (Knauth 1927), da auch die Formen „Bobele“ (1437) und „Bowel“ (1564) vorkommen.

Nahezu ein weiteres Jahrhundert später, 1641, suchte ein Georg Niere um die Erlaubnis nach, in Niederpöbel eine Kupferhütte zu bauen. Damals bestanden dort schon 3 Pochmühlen, 10 ausgebaute Gänge, 1 Zinnhütte, 1 Vitriolsiederei, Huthaus und Schmiede (Knebel 1920). Einwohnerzahlen oder Mitteilungen über die Siedlung selbst liegen aus dieser Zeit noch nicht vor. Eine Tabelle (Loc. 10474) gibt dann für 1701 zwei Wirte an, einen Bergmann und eine Witwe. Der allgemeine Niedergang des Bergbaus nach dem Dreißigjährigen Krieg dürfte sich in dieser geringen Besetzung widerspiegeln; denn schon etwa 1630 hatte mindestens noch eine Mahlmühle bestanden, und 1764 wohnten in Niederpöbel 14 Häusler. Diese Zahl ist auch in dem Flurplan des Ortes (1835ff.), dessen fehlende Gemarkung den Werkweiler kennzeichnet, an den eingezeichneten Anwesen wiederzuerkennen. Im Jahre 1747 verkaufte das Bergamt Glashütte das Huthaus der Silber-Hoffnungs-Zeche, in dem eine Mahlmühle mit einem Gang angelegt wurde, die man 1761 zu einer Brettmühle und 1782 zu einer Ölmühle ausbaute, wie aus dem Zettelkatalog zum Historischen Ortsverzeichnis (LHA) hervorgeht. Auch Pochmühlen und Wäschen lagen still, nachdem man 1769 die Kupfergrube aufgegeben hatte. A. Schumann bestätigt noch 1820, daß Pochwerke und Schmelzhütte nur wenig benutzt werden, daß einige Einwohner im Hammerwerk Schmiedeberg Unterhalt finden und daß sonst 3 Maurer, 2 Zimmerleute, 1 Müller, 2 Böttcher, 1 Leineweber und 1 Zeugarbeiter im Ort wohnen.

Im 19. Jahrhundert versuchte eine neue Gewerkschaft „Pöbeler Bergbauverein“ im Niederpöbel unmittelbar benachbarten „Perlschacht“ abbauwürdiges Erz zu finden. Aber die Erzmittel setzten oft schon nach wenigen Metern scharf ab, oder aus alten Bauen zudringendes Wasser konnte nur mit Mühe bewältigt werden. Neben einzelnen guten Silberausbeuten ging man dann Anfang des 20. Jahrhunderts daran, Molybdän, Wolfram und Wismut zu gewinnen. Im ersten Weltkrieg übernahm diese Arbeiten die Kriegsmetall-AG, und 1928 gründete man die neue Gewerkschaft „Sachsenglück“.

Heute wird im Niederpöbel-Sadisdorfer Bezirk kein Bergbau mehr betrieben. Dafür zieht mehr und mehr der Fremdenverkehr in das Pöbeltal ein. Das Großenhainer Dampfhammerwerk des VEB Stahl- und Walzwerk Gröditz und der VEB Solidor Dresden — dieser Betrieb ging aus dem tschechoslowakischen Nationalunternehmen Koh-i-noor durch Schenkung hervor — haben hier Kinderferienlager eingerichtet.

G 2 **Hoher Brand** (661,3 m)

Zwischen Roter Weißeritz und Pöbeltal zieht ein Waldgebiet hin, das sich früher im Besitz des Rittergutes Schmiedeberg befand (s. D 9, D 10). Auf OEDERS Karte heißt die höchste Erhebung Mittelberg oder Mittelgebirge, während wir heute dafür die Namen Hoher (661,3 m) und Niederer Brand (639,6 m) kennen. Diese gar nicht so seltene Bezeichnung kann örtlich sehr verschiedene Ursachen haben; hier könnte sie auf den großen Bedarf der Eisenhütten an Holzkohle und damit auf die Kohlenmeiler hinweisen. Vielleicht ist „Brand" aber auch an der Stelle eines Waldbrandes oder an einem bewußt niedergebrannten Kahlschlag zur Vorbereitung einer Neuanpflanzung gebraucht. Entsprechend dem Bergnamen schlängeln sich zwei Brandwege, „der Obere" und „der Untere", als beliebte Waldwege beiderseits der von Teplitzer Quarzporphyr aufgebauten Höhe entlang. Der Name des nach Niederpöbel führenden „Hüttenholzweges" deutet auf den Zusammenhang zwischen Wald und Eisenhütte hin.
Dagegen weist das „Salzleckengründel", das vom Hohen Brand nach Nordosten zieht und beim Werk Schmiedeberg in das Weißeritztal mündet, auf eine Wildfütterstelle mit dem Salzstein für das Schalenwild in Abteilung 11 hin. An geeigneten Stellen hielt man das zahlreich auftretende Wild durch Zäune von den Feldern fern. So bezeugen mündliche Überlieferungen ein Tor im Wildzaun am Ausgang des Oberen Brandweges. Am Ostfuß des Oberen Brandes zieht am linken Flußufer der „Weißeritzgrundweg", der alte Mühlsteig von Kipsdorf nach der Buschmühle, entlang. Die über ihm ansteigenden Hänge in den Abteilungen 1—4 werden auf OEDERS Karte (um 1600) „An der Biesenn Leithenn" genannt. „Böse" hieß das Gebiet wohl deshalb, weil Abholzung, Bearbeitung und auch Waldpflege an dem steilen, geringwertigen Hang außerordentlich beschwerlich waren. Den vom Niederen Brand nach Schmiedeberg zu abfallenden Waldteil der Abteilungen 12 und 13 nannte ein Gerichtsbuch von 1535 „die Anewand". Die gleiche Bezeichnung benutzt sonst der Gebirgsbauer für die Randäcker, die an der Flur- oder Waldgrenze liegen und die er meist zuletzt ackert.

G 3 **Buschmühle**

Am Zusammenfluß der Roten Weißeritz und des Fallbaches gelegen, wird die Buschmühle in dem Inventarverzeichnis für das Schmiedeberger Rittergut von 1740 als „Mahlmühle übern Hohen Ofen nebst einer Brethmühle allda" aufgeführt. Hier gabelt sich die von Dresden kommende Straße in den Hauptarm über Kipsdorf nach Altenberg und in einen Zweig über Dönschten und Falkenhain nach Hirschsprung und Altenberg. Ein dritter Weg, die Eisenstraße (s. B 10), steigt dicht hinter der Buschmühle steil und in großen Kehren zur Hochwaldstraße auf.
Als die Buschmühle noch eine Gaststätte besaß, wurde die gleichnamige Eisenbahnhaltestelle von Wanderern und Sommerfrischlern häufig benutzt. Die

SLUB
Wir führen Wissen.

ehemaligen Gasträume beherbergen jetzt mühlenfremde Betriebe. Eine weitere G 3
Betriebsstätte neben der Buschmühle dient als Holzausformungsplatz für die umliegenden Forstreviere (s. G 10).
Neben der Mühle ist ein großer Quarzporphyrbruch aufgeschlossen. Das rotbraune bis fleischfarbige Gestein läßt deutlich in dichter Grundmasse Einsprenglinge von Feldspat und Quarz erkennen. Die nordöstliche Streichrichtung des Gesteins wiederholt sich in zwei großen Zerrüttungszonen, in denen das Gestein unter Kaolin- und Serizitbildung zu einem grünlichgelben Schutt zerfallen ist (F. Schalch/R. Reinisch 1919). Wegen seiner geringen Formbarkeit wird die Hauptmasse des gebrochenen Gesteins in Brechern zu Schotter verarbeitet.

Dönschten, Krs. Dippoldiswalde, **G 4**

liegt südöstlich von Schmiedeberg am Fallbach, einem Nebenfluß der Roten Weißeritz. Die Häuser des Ortes ordnen sich in einer Höhenlage zwischen 480 und 580 m an, während die Flur nördlich des Tales an der Hochwaldstraße sogar bis 625 m ansteigt (Abb. 28).
Dönschten muß um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet worden sein; denn 1555 heißt es urkundlich, daß zur Parochie Johnsbach auch „Mitteldonisch, ein New Dorff neulich aufkommen", gehöre. Sieben Jahre vorher hatte Friedrich Kölbel zu Neuschmiedeberg ein Gehölz gekauft, das „hinter Dönitzsch" genannt wurde, und 1550 wird eine Hutung auf dem Nieder-Dönischen, 1564 in der Denischen Heide erwähnt. Auch 1570 hören wir von dem „Gut New Schmiedebergk nebst dem Dörfflein Nieder Denisch an der Fallbach im Amt Altenberg, vor etlichen Jahren von neuem erbaut" (Historisches Ortsverzeichnis LHA).
Der Ursprung des Namens ist weder in einem slawischen Wort noch in „Tännicht" zu suchen, wie vielfach angenommen wurde. Offenbar klingt in „Mitteldonisch" und „Donischer Heide" noch die Erinnerung an Besitz oder Rechte der Burggrafen von Dohna an, wie auch das benachbarte Johnsbach 1406 urkundlich als „in der pflege zcu Donyn" gelegen genannt wurde (Löscher 1954).
Die ursprüngliche Ansiedlung liegt auf einer Terrasse, die sich mit geringem Gefälle am nördlichen Hang des Fallbachtales deutlich verfolgen läßt. Auf ihr liegt (nach mündlicher Mitteilung von Dr. Weicker) wasserundurchlässiger Ton, der einen Aufstau des Fallbaches durch die Rote Weißeritz vermuten läßt. Diese Schicht erlaubte den Häuslern die Anlage von Brunnen. Der örtlichen Überlieferung zufolge hat ein Besitzer seinen Brunnen in Unkenntnis der geologischen Verhältnisse in einem trockenen Jahr vertieft und dadurch die Tonschicht bis auf den unterlagernden Quarzporphyr durchstoßen, so daß ihm das Wasser völlig weglief.
Die Flurstreifen, in die die kleine Dönschtener Gemarkung (80 ha) aufgeteilt war, ziehen sich von der Altenberger oder Hohen Straße bis zur Sohle des Fallbachtales hinab. In dem Flurkroki von 1835 ff. erkennt man 13 mäßig große Besitz-

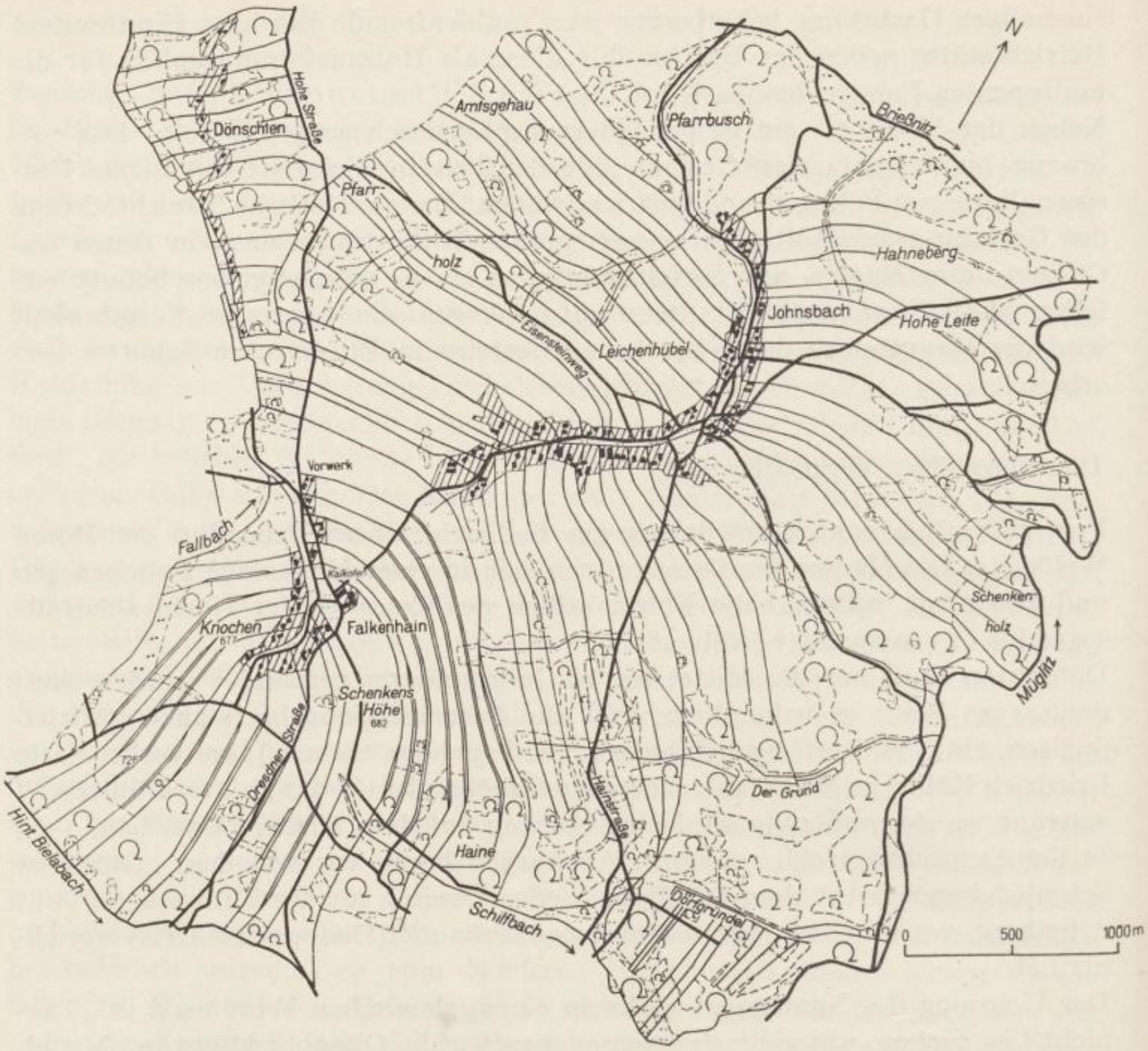


Abb. 28. Fluren von Dönschten, Falkenhain und Johnsbach nach dem Flurkroki von 1835 ff.

stücke, ursprünglich nur Viertelhufengüter. Sie dehnen sich ausschließlich im Bereich des Teplitzer Quarzporphyrs aus, der bei Verwitterung nur schlechten Ackerboden liefert. Dementsprechend lag auch die Hauptnahrung schon der ersten Ansiedler weniger in der Landwirtschaft als vielmehr in der Waldarbeit, vor allem in der Gewinnung von Holzkohle für die nahen Schmiedewerke (s. D 10). Dem Interesse an dem Waldbestand der Gemarkung ist es wohl auch zuzuschreiben, daß im Jahre 1753 die Altenberger Zwitterstocksgewerkschaft den vierten Teil des Dorfes erwarb.

Die wesentliche Rolle, die die Waldarbeit gespielt hat, kommt auch in den Abhängigkeitsverhältnissen der Dönschtener Einwohner zum Ausdruck, über die eine in der Landesbibliothek Dresden befindliche Akte (K 9) Auskunft gibt. Danach wird schon im Erbregister von 1666 festgestellt, daß die „Untertahnen

wegen des schlechten Bodens und häufigen wildpreths auf ihren Feldern sehr G 4
wenig, einige auch gar nichts an Getreyde erbauen können". Dementsprechend gestalten sich auch die Verpflichtungen der Fröner. Jeder Wirt mußte jährlich 3 Schragen (= geschichtetes Holz nach einem alten Holzmaß, 1 Schragen = 1,68 m hoch, 1,68 m breit, 5,04 m lang) ofenfertiges Holz bereitstellen und sich 4 Tage im Jahr für die herrschaftliche Jagd zur Verfügung stellen. Neben Maurern und Zimmerleuten, die für das Rittergut nach Bedarf zu arbeiten hatten, forderte man von den Schindelmachern „das Schock Schindeln für 1 gr. 3 Pfg.". Die übrigen Verpflichtungen über den Verkauf von Viktualien, über die Dienste bei herrschaftlichen Familienfestlichkeiten, über Mahl- und Bierzwang sowie die Bestimmungen bei vermögensrechtlichen Veränderungen entsprechen üblicherweise denen in anderen Erbregistern.

Die meist im Lehmbau aufgeführten Häuser des Dorfes vereinen Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dach. Nur vereinzelt steht abseits im Winkel noch eine kleine Holzscheune. Die Satteldächer sind mit Schiefer gedeckt. Schlichtes Schiefermuster schmückt auch den Giebel bei Nr. 10b. Manche Gebäude wurden für die Fremdenzimmervermietung völlig umgestaltet. Ein Gut wandelte man 1926 in ein Schullandheim um. Auch verschiedene alte Häuslerwohnungen verschwanden in neuester Zeit oder wurden neu ausgebaut. So entstand ein Ferienheim für die Mitglieder des Meißner Konsumvereins.

Jüngeren Datums ist ein Ortsteil an der unteren Talstraße, der Herbergen und Heime enthält. Hier errichtete man, manchmal dicht an der Straße, villenartige, mitunter dreistöckige Gebäude mit verschiedenen Dachformen, Mansarden, Balkons und Veranden. Fünf größere Objekte, zwei ehemalige Landheime, ein Kinderheim, der Gasthof und die Jugendherberge, sind 1952 zu dem „Spezialkinderheim Dönschten" von dem Rat des Kreises Dippoldiswalde zusammengefaßt worden. Hier werden Kinder, die in unsozialen Verhältnissen aufwuchsen, in gesündester Umgebung zu brauchbaren Menschen erzogen. Die Baracke gegenüber dem ehemaligen Gasthof dient dabei als Schule, während die Kleinsten in dem danebenstehenden Haus eine gute Aufnahme finden. Siebzig Erzieher, Lehrer und Arbeitskräfte sind in diesem Kinderheim tätig.

Von den heute etwa 430 Einwohnern, deren Vorfahren sich nach SCHUMANN und SCHIFFNER (1828) ihren eigenen Brotbedarf nicht selbst erbauen konnten und sich deshalb „nur kümmerlich mit Holzarbeit, Strohflechterei, Kohlenbrennen usw." nährten, arbeiten viele Männer und Frauen im nahen Schmiedeberg. Zahlreiche Einwohner betreuen auch die Erholungsuchenden, die vor allem in den Sommermonaten Dönschten besuchen.

Volkskundlich bemerkenswert ist die örtliche Verrätselung, daß es in Dönschten verboten sei, etwas von einer Seite der Straße auf die andere zu verborgen. Man mäste dort auch die Schweine nur auf einer Seite und backe die „Keilchen" nur auf einer Seite (KLENGEL 1938). Ähnliches kennt man auch von anderen einzeiligen Dörfern, so von Waitzdorf in der Sächsischen Schweiz, wo die Sperlinge nur auf einer Straßenseite nisten, und von Rehnsdorf bei Kamenz, wo die Schweine nur auf einer Seite gebrüht werden.

G 5 Langer Grund

Dem Langen Grund fließt in dem großen Waldgebiet nördlich Oberbärenburg ein weitverzweigtes Gewässernetz zu. Der ihn durcheilende Bach hat in dem Quarzporphyrrücken ein 80 bis 100 m tiefes Tal ausgeräumt, dessen rechter Hang durch seine Steilheit besonders auffällt. Die Eintiefung beginnt schon kurz nach der Quelle dicht bei dem Kurort Oberbärenburg.

Der Bach vermag keine Mühlen zu treiben, und schon in den Erläuterungen zu den Meilenblättern (1748) wird festgestellt, daß „die Wässer im Langen Grunde und den damit sich vereinigenden Gründen bei dürrer Jahreszeit ganz und gar vertrocknen". Jedoch stets fließt im Untergrund ein starker Grundwasserstrom, so daß schon vor einem halben Jahrhundert aus dem Langen Grunde ein großer Teil des Wasserbedarfs der Unterstadt von Dippoldiswalde gedeckt werden sollte. 1913 entstand deshalb zusammen mit einem neuen Wasserwerk in Dippoldiswalde und einer Pumpstation bei der Buschmühle eine Versorgungsleitung für 400 cbm tägliche Wasserschüttung. Im Mai 1960 wurden auf der 1400 m langen Strecke vom Langen Grund bis zur Buschmühle die bisherigen Rohre ausgewechselt, wodurch eine tägliche Wasserschüttung von 600 bis 650 cbm erreicht werden kann.

Fichtenforste bedecken den weitaus größten Teil der Hänge wie auch der Sohle des Langen Grundes. Im oberen und mittleren Teil dieses Grundes siedelt eine einförmige, artenarme Bodenvegetation. Die meist reichlichen Vorkommen von Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*), Steinlabkraut (*Galium hercynicum*), Dornfarn (*Dryopteris austriaca*), Hainsauerklee (*Oxalis acetosella*) und Schattenblümchen (*Majanthemum bifolium*) geben deutliche Hinweise auf die sauren Porphyrverwitterungsböden. Gute Naturverjüngung weist an verschiedenen Stellen im oberen Teil des Grundes darauf hin, daß hier die Fichte bereits standortgemäß siedelt. Einzelne ältere Rotbuchen sowie verschiedene prächtig gewachsene Solitärfichten geben der Talsohle stellenweise einen recht ansprechenden Charakter.

Die steilen, nur mit geringmächtiger Bodenkrume bedeckten, südwestexponierten rechten Hänge im mittleren Abschnitt des Langen Grundes tragen Kiefernforsten, die im Osterzgebirge relativ selten zu finden sind und durch die herdenartige Häufung des dekorativen Roten Fingerhutes (*Digitalis purpurea*) physiognomisch an ähnliche Hänge im benachbarten Elbsandsteingebirge erinnern.

Der Rote Fingerhut ist auch an manchen Stellen der Talsohle festzustellen, die aber vor allem durch das gehäufte Vorkommen des Rippenfarnes (*Blechnum spicant*) auffällt. Die Bärwurz (*Meum athamanticum*) ist zahlreich im mittleren und unteren Teil des Grundes festzustellen. Da und dort fallen schließlich noch Trupps der prächtigen Alantdistel (*Cirsium heterophyllum*) auf, die im gesamten Osterzgebirge feuchte Geländeabschnitte besiedelt. Unweit der Einmündung des Bächleins in die Rote Weißeritz sticht in deren weit üppigerer Ufervegetation besonders der weiß blühende Eisenhutblättrige Hahnenfuß (*Ranunculus aconiti-*

folius ssp. platanifolius) hervor, der vom Schellerhauer Gebiet, wo er reichlich vorkommt, in diese relativ tiefe Lage herabgestiegen sein dürfte. G 5

Obere Rolle **G 6**

Der zwischen Fallbach und Langem Grundbach herauspräparierte Quarzporphyrrücken gipfelt in der Oberen Rolle (647,6 m), von der die Schneise F zur Niederen Rolle (605,1 m) führt. Von der Buschmühle aus gelangt man über den steilen Rollsteig auf die Höhen.
Der Name Rolle kann nach einem Besitzer oder auf Grund der starken Geröllanhäufung entstanden sein. LANGER (1929) aber bringt ihn mit dem Bergbau in Verbindung. Die bergmännische Rolle war unter Tage ein schachtartiger, unten auf der Stollnebene mit einem Schützen versehener Raum und diente zum Hinabstürzen der Gesteinsmassen bis zur Förderstrecke. Zwischen Rolle und Kiefernberg lag 1832 die Friedrichs-Fundgrube mit dem Conrad-Erbstolln. Von Waldidylle aus gelangt man auf dem Pfützenweg und dem Kiesgrundweg an die beiden „Rollen". Die Bezeichnungen beider Wege charakterisieren die herrschenden Bodenverhältnisse.

Kurort Kipsdorf, Krs. Dippoldiswalde (Bild 14) **G 7**

Die meisten Reisenden kennen unter dem Namen Kipsdorf nur die Häuser und Villen um die Endstation der Kleinbahn Hainsberg—Dippoldiswalde—Kipsdorf, vielleicht noch die Siedlung mit der Kirche an dem kleinen, meist wasserlosen Gründel, das aus dem Tellkoppengebiet zur Roten Weißeritz zieht. Diese Kirche entstand erst 1908 durch LOSSOW und KÜHNE, Dresden, da das alte Kipsdorf nach Sadisdorf gepfarrt war. Das Altarbild ist ein Beispiel der religiösen Historienmalerei der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Maler ist nicht bekannt.
Will man das eigentliche Kipsdorf kennenlernen, so muß man auf der Brücke beim Bahnhofsplatz, für die die Karte eine Höhenlage von 537,7 m über NN angibt, den Fluß überschreiten und rechts eine steile Straße etwa 60 m bergan steigen. Heute sucht man allerdings vergeblich nach einem Dorf mit Bauerngütern, da diese Siedlung völlig dem Fremdenverkehr dienstbar gemacht wurde. Betrachtet man jedoch die alte Flurkarte, so gibt sich zu erkennen, daß auch Kipsdorf einst ein kleines Waldhufendorf war (141 ha). Es stammt aus der Zeit der bäuerlichen Nachbesiedlung (LÖSCHER 1954), in der es zu Anfang des 16. Jahrhunderts als Gärtner- (Kleinbauern-) und Häuslersiedlung von Bärenstein aus angelegt wurde. Um seine Entstehungszeit wurden auch die reichen Gruben der Umgebung (s. G 1) bekannt.
Über die Deutung und Entstehung seines Namens — 1530 Kypeßdorff oder Kyppersdorff, 1539 Zcipsdorff, dann Kappelsdorff und schon 1551 Kipsdorff — gehen die Meinungen auseinander. Es könnte das Dorf an der Kipse, dem Gipfel der Tellkoppe, bedeuten.

G 7 Die wenigen ursprünglichen Bauerngüter umsäumen hinter Häusleranwesen die Straße am Berghang und den Dorfplatz mit seinem Feuerlöschteich. Soweit sie noch landwirtschaftliche Betriebe beherbergen, gehören sie einer LPG Typ III an und erfuhren mit der Herausbildung einer Spezialnutzung manche baulichen Veränderungen. So ist Anwesen Nr. 6, ein gut erhaltener Dreiseithof, für die Geflügelzucht eingerichtet worden, und Nr. 8 erfuhr durch die Anlage eines Großstalles einen Scheunenumbau. Der sogenannte Schweizerhof (Nr. 9), in oberdeutscher Art mit Lauben, Galerien und entsprechender Dachform, ehedem als Gaststätte ausgebaut, wurde wieder landwirtschaftlicher Nutzung zugeführt.

Der Bauweise nach erfreuen besonders noch Häusleranwesen mit guterhaltenem Fachwerk auf massivem Untergeschoß oder auch mit Schieferverkleidungen des Obergeschosses. Die reichste Ornamentierung dieser Art weist die 1850 gegründete Gärtnerei Holfert auf. Die Anlage von Gebäuden am Hang hat es vielfach mit sich gebracht, auch in Ober- oder Dachgeschossen Eingänge zu schaffen.

Heute herrschen in offener Bauweise Pensionshäuser vor, teils nach Schweizer Art, teils auch in städtischem Charakter mit Balkons und Veranden. Die von Industriellen errichteten Villen sind in den letzten Jahren zu Ferienheimen umgebaut worden, in denen die Werktätigen vom VEB Edelstahlwerk 8. Mai 1945, vom VEB Michael Niederkirchner Waggonfabrik Dessau, vom Messeamt Leipzig und vom VEB Kabelwerk Meißen ihren Urlaub verbringen. Außer dem Kinderheim „Pestalozzi" bestehen noch das Kindergenesungsheim „Bergwiese" und ein Kurheim für Kinder des Landeskirchlichen Amtes für Innere Mission.

Den Zusatz „Kurort" führt Kipsdorf zusammen mit anderen Gemeinden im Erzgebirge und in der Sächsischen Schweiz auf Grund von Ergebnissen heilklimatischer Untersuchungen in diesen Gebieten (Richter 1949). Wie aus dem Bericht hervorgeht, gilt als wesentliches Merkmal für die klimatischen Verhältnisse neben der absoluten Höhenlage die geländebedingte Lage. Gerade Kipsdorf bietet dafür ein schönes Beispiel, liegen doch seine Ortsteile im Tal, am westexponierten Hang und auf dem Höhenrücken. Wenn auch an keiner Stelle der für den Juli erforderliche Schwellenwert von 17 °C überschritten wird, so unterscheiden sich doch Tal- und Höhenlagen stark in ihrem täglichen Temperaturgang. Während auf den Höhen keine extremen Schwankungen der Temperatur und des Feuchtigkeitsgehalts der Luft vorkommen -- dagegen ist der Windreiz erheblich — zeichnet sich das Tal zwar durch größere Windstille, aber auch durch größere Temperaturschwankungen aus. Einer starken mittäglichen Erwärmung steht die rasche abendliche Abkühlung gegenüber. Außerdem wird in tiefen Tallagen die tägliche Sonnenscheindauer erheblich verkürzt. Die mit der Höhe zunehmende Nebelhäufigkeit verbietet allerdings die Ausdehnung der sommerlichen Erholungsaufenthalte über die Zeit von Mitte Mai bis Ende September. Wintersportmöglichkeiten bestehen in höheren Lagen — etwa ab 500 m — in der Regel von Mitte Dezember bis in die erste Märzhälfte.

Tellkoppe (757,1 m) **G 8**

Von Sommerurlaubern der umliegenden Kur- und Erholungsorte wie von Schiläufern wird die Tellkoppe gern besucht. Wegen ihres dunklen Fichtenwaldbestandes wird sie auch oft die „Schwarze Tellkuppe" genannt. Sehr eindrucksvoll ist von hier der Überblick über das Waldgebiet beiderseits der Roten Weißeritz, das man in seiner ganzen Breite von etwa 8 km überschauen kann. Es bedeckt nahezu vollständig die für landwirtschaftliche Nutzung wenig geeigneten Granitporphyr- und Quarzporphyrvorkommen.

Einen umfassenden Rundblick bietet die Tellkoppe trotz ihrer Höhe nicht. Von der kleinen Schutzhütte aus, neben der sich früher ein Turm befand, ist wegen des hochgewachsenen Nadelwaldes nichts zu sehen. Man muß auf den westlichen Abhang hinaustreten, wo Bänke und Felsblöcke zum längeren Verweilen und Schauen einladen. Die Aussicht erstreckt sich in der Hauptsache auf das Gebiet um Frauenstein mit seiner stark landwirtschaftlich genutzten Gneisfläche, aus der einzelne bewaldete an Granitporphyr- und Quarzporphyrgänge gebundene Härtlingskuppen aufragen. Auch die Burgruine Frauenstein hebt sich auf einem Granitporphyrfels 12 km westlich von hier markant heraus. Bei klarem Wetter ist auch die etwa 40 km entfernte Augustusburg, auf einer Porphyrkuppe zwischen Zschopau- und Flöhatal gelegen, sichtbar.

Es empfiehlt sich, die um die Tellkoppe führenden, gut markierten Wege, wie Tellkoppenweg, Weißeritzhangweg, Abendleitenweg oder Auerhahnbalzweg zu benutzen, da von ihnen aus die auf der Kuppe fehlenden Ausblicke nach anderen Himmelsrichtungen ergänzt werden. Noch in westlicher Richtung liegen zu unseren Füßen die unregelmäßig verstreuten Häuser des oberen Kipsdorf, während die Talsiedlung wegen der dichten Bewaldung des steilen Abhangs nicht zu sehen ist. Nach Norden blicken wir in den Einschnitt der Roten Weißeritz mit der Industriesiedlung Schmiedeberg, von anderer Stelle wieder über den Langen Grund und die Rodung von Dönschten zum Wilisch-, Kohlberg- und Luchberggebiet.

Die benachbart zur Tellkoppe gelegenen Abteilungen des ehemaligen Staatsforstreviers Schmiedeberg zwischen Roter Weißeritz und Fallbach werden jetzt vom Revierforstamt Oberbärenburg betreut. Sie hießen auch früher schon „Bärenburger Waldungen" und waren Eigentum der Zwitterstocks-Gewerkschaft zu Altenberg. An Forstortnamen kommen hier vor: Heide (Abt. 4—6), Kieferberg (Abt. 36—39), Hirschstange (Abt. 22—24), Auerhahnbalz (Abt. 16—18) und Kiesgrund (Abt. 40). An den ehemaligen Bergbau und die Holzkohlenbereitung erinnern Obere und Untere Zechen (Abt. 15, 9—11) sowie Kohlgehau (Abt. 25/26).

Hirschstangenweg **G 9**

Der Hirschstangensteig diente vermutlich als alter Verbindungsweg zwischen Oberbärenburg und dem unteren Langen Grund, von wo aus Dönschten und Schmiedeberg zu erreichen sind.

SLUB
Wir führen Wissen.

G 9 Der Name Hirschstange ist in einem so großen Forstgebiet nichts Außergewöhnliches. Er tritt auch in anderen Wäldern auf, so in der Dresdner und in der Dippoldiswalder Heide wie auch westlich vom Königstein (s. Bd. 1, Königstein, G 7). Diese Hirschstangenwege begegnen uns in der Überlieferung schon früh und waren, wie andere Verbindungen auch, mit bildlichen Wegzeichen versehen. Schon Matthias Oeder fand bei seinen Landesvermessungen im 16. Jahrhundert solche Markierungen vor. In den großen fürstlichen Waldungen wurden die wichtigsten Wege mit roten Symbolen gekennzeichnet, die man meist an besonders starken Baumstämmen, vor allem an Kiefern, oder an Felsen und Steinen in Manneshöhe anbrachte. Sie bestanden aus etwa 13 cm großen Buchstaben, Ziffern oder Sternbildern und Steinmetzzeichen entlehnten Figuren. Vielfach wurden auch die Wege erst nach frei erfundenen Zeichen mit einem volksgedeuteten Namen belegt, so in der Dresdner Heide nach dem Buchstaben Q der Kuhschwanzweg, nach dem Buchstaben P der Kannenhenkelweg.

Die Markierungen wurden von Waldzeichenschneidern ausgeführt, die meist im kurfürstlichen Dienst standen. Für die Wälder der Dresdner Gegend und des Osterzgebirges ist Anfang des 18. Jahrhunderts Gottfried Hanicke mit seinem Sohn Georg, beide aus Radeberg stammend, tätig gewesen. 1726 erhielten sie vom Oberforst- und Wildmeister v. Altmannshofen zu Grillenburg den Auftrag, die Amtswälder bei Dippoldiswalde, den Poisenwald, die Hirschbach-, die Zipfel- und die Dippoldiswalder Heide, das Höckendorfer Revier, den Röthenbacher Wald, den Oberfrauendorfer Kohlberg und die oberen Forsten um Altenberg „fein säuberlich mit roten und schwarzen Waldzeichen zum besseren Zurechtfinden bei den Hofjagden und zur Begrenzung der Hutungen" zu versehen. Hanicke hat diese Waldbezeichnung auch gewissenhaft ausgeführt und sie dann in einem „Waldbuch über die ins Königlich und Churfürstlich Sächs. Ambt Dippoldiswalde gehörigen Heyden . . ." aufgezeichnet. Er erhielt für jede Neuzeichnung 6 Pfennige, für Ausbesserungen 3 Pfennige. Seine Gehilfen mußte er aus eigener Tasche entlohnen.

Noch die Erläuterungen zu den Quadratmeilenblättern von 1784 haben auf diese Markierungen Rücksicht genommen, daher finden wir dort in benachbarten Waldgebieten Kreuz W- und Schwarzer L-Weg; die Verbindung von Bärenburg nach Altenberg war durch ein K mit einem Fuß, die von Schellerhau bis ans Pöbelwasser durch eine ypsilonartige Gabel markiert. Als um 1830 nach Anweisung des Tharandter Forstmannes Heinrich von Cotta das System der Waldschneisen eine völlig neue Orientierung im Walde schuf, verloren die alten bezeichneten Wege an Bedeutung.

G 10 Hofehübel (692,1 m)

Der zwischen Kipsdorf und Bärenfels sich im Gneis erhebende Hofehübel wurde nach dem Bärenfelser Rittergut, dem „Hof", benannt. Sein Name bezeichnet außerdem ein größeres Waldgebiet, das mit dem Wirken des Oberforstmeisters

Krutzsch in engem Zusammenhang steht. In der Forstabteilung 66e errichtete G 10
man ihm zum Gedächtnis 1952 einen gewölbten Stein mit der Aufschrift „Oberforstmeister Hermann Krutzsch, dem genialen Förderer der vorratspfleglichen Waldwirtschaft zum ehrenden Gedenken." Über das Wirken dieses Forstmannes unterrichtet uns Felix Funke (1954) in einer Arbeit über die „Bärenfelser naturgemäße Waldwirtschaft".

Krutzsch übernahm 1926 das rund 2900 ha große Bärenfelser Revier, das zwei Jahre vorher mit dem von Rehefeld zusammengeschlossen worden war. Höhenlage, Klima und geologische Verhältnisse dieses großen Gebietes sind sehr differenziert. Im Rehefelder Anteil liegt die Durchschnittshöhe bei 750 m, steigt aber im Hemmschuh zwischen Rehefeld und Moldau bis auf 845 m; der Bärenfelser Teil ist durchschnittlich nur 650 m hoch und fällt sogar bei Schmiedeberg am Niederen Brand bis auf 460 m ab. Der Teil Rehefeld weist 176 Tage mit Nachtfrost und 1047 mm langjähriges Mittel im Niederschlag auf, davon 404 mm in der Vegetationsperiode Mai—August; im Bärenfelser Teil gibt es dagegen 118 Nachtfrosttage und 918 bzw. 378 mm Niederschlag. Der allgemeine Mangel an Wärme (Jahresmittel 5 °C) ist wachstumshemmend. 11 Ausgangsgesteine, verschiedene Gneise, Quarzporphyr, Phyllit, Granit, Nephelinbasalt und Hornblendeschiefer, stellen eine unterschiedliche Bodenfruchtbarkeit und damit verschiedenwertige Standorte der Wälder her.

Als diese Wälder kurfürstlicher Besitz waren, bestand hier noch ein gesunder, natürlicher Mischwald aus Tanne und Fichte oder aus Tanne, Fichte, Buche, untermischt mit Bergahorn, Esche, Rüster, Linde, Kiefer und Birke. Die Buche herrschte mehr im Rehefelder, die Tanne im Bärenfelser Teil vor. Reinbestände der Hauptvertreter gab es nicht. Nicht unwesentlich ist zu wissen, daß damals die Gebirgsbauern ihr Vieh fast ausschließlich im Wald weideten.

Der aufkommende Bergbau forderte einen steigenden Bedarf an Holz. Sogar Freiberg deckte seinen Bedarf zeitweilig aus dem Bärenfelser Revier, so daß der Wald nach und nach „überlichtet" wurde, aber noch seinen Mischwaldcharakter behielt. Um 1830 begann man mit der Umwandlung in fast ausschließlich Fichten-Reinbestände, um den steigenden Holzbedarf der Bevölkerung wie der zunehmenden Gewerbe zu befriedigen. 1880 wurde die Forstwirtschaft in die staatliche Finanzwirtschaft einbezogen; denn die kapitalistische Wirtschaftsform stellte auch an das Forstwesen die höchsten Gewinnansprüche. Der Wald wurde zur „Holzfabrik". Kamen dann Schnee- und Windbrüche, traten spezifische Insekten auf, waren einheitliche Bestände leicht der Vernichtung anheimgegeben.

Nach dem ersten Weltkrieg hatte schon 1921 bis 1926 Oberforstmeister Freund versucht, durch starke Einschränkung des Kahlschlages und durch verstärkte Durchforstung Wandel und Besserung in die Waldwirtschaft des Bärenfelser Reviers zu bringen. Als Hermann Krutzsch die Reviere übernahm, stellte er sich von Anfang an das Ziel, einen naturgemäßen, leistungsstarken, betriebssicheren und nachhaltigen Wirtschaftswald zu gestalten. Er erhielt für seine Versuche ein Waldgebiet von rund 170 ha zugestanden. Es waren die Abtei-

G 10 lungen 61—67 nordwestlich der Oberforstmeisterei am Hofehübel. Ferner kam noch der „Spitze Berg" mit den Abteilungen 73, 74 und 78 südwestlich von Bärenfels hinzu. Darüber hinaus wandte KRUTZSCH seine vorratspflegliche Wirtschaftsweise seit dem Beginn seiner Tätigkeit auf das ganze von ihm verwaltete Revier an. Seine Wirtschaftsprinzipien hat er sich nach und nach selbst erarbeitet, da theoretische Unterlagen und praktische Beispiele nur aus einem Forstrevier bei Zerbst, also aus dem Niederland und für ausgesprochenen Kiefernwald vorlagen. KRUTZSCHS Grundsatz war, daß ein „naturgemäßer Wirtschaftswald der horst-, gruppen- und truppweise ungleichaltrige und gemischte Wald aus standortgemäßen Holzarten und Rassen in qualitativ bester Verfassung und optimaler Vorratshöhe" sei. Alle Maßnahmen, die zum Aufbau eines solchen Waldes führen, werden unter dem Namen „naturgemäße Waldwirtschaft" zusammengefaßt.

Hauptholzart im Bärenfelser Revier — aber nicht in Reinbeständen — blieb die Fichte. Da sie ein flachwurzelnder Waldbaum ist und nur die oberste Bodenschicht ausnützt, zielte KRUTZSCH auf einen Mischwald aus Holzarten mit verschiedenartigem Wurzelsystem. Am Hofehübel wuchs so ein idealer Wald aus Buchen, Tannen, Fichten und Bergahornen heran. Allerdings droht die Buche teilweise die vorherrschende Holzart zu werden. Auf entsprechenden Standorten traten Esche, Lärche, Douglasie hinzu, während sich die vom Forstmann nicht geschätzten Weichhölzer Birke, Espe und Eberesche natürlich verjüngten. Auf trockenen Kuppen und Hängen bevorzugte KRUTZSCH eine Höhenkiefer-Lärchen-Bestockung, auf anmoorigen Lagen Fichten-Ebereschen-Moorbirken-Bestockung und in frischen Bachtälern Edellaubholz-Mischwald. Für Kammlagen ist eine nicht schnee- und windbruchgefährdete Rasse nötig. KRUTZSCH versuchte, diese seine Ziele durch regelmäßige Ausmerzung alles Schlechten, Untüchtigen und nicht Vererbungswürdigen und durch Schaffung eines gesunden, leistungsstarken Jungwuchses zu erreichen. Es gelang ihm, schon nach wenigen Jahren den Saatgutbedarf aus eigenen einwandfreien Beständen zu decken.

Es sei nicht verschwiegen, daß KRUTZSCH von Anfang an vor großen Schwierigkeiten stand, um den ihm vorschwebenden Mischwald aufzubauen. Auch sind in der Waldwirtschaft, deren voller Nutzen sich erst im zweiten Menschenalter erweisen kann, in fünfundzwanzig Jahren keine endgültigen Ergebnisse zu erwarten. Dennoch kann nach knapp 40 Jahren schon von sichtbaren Erfolgen gesprochen werden. Die Bäume besitzen gute Kronenbeschaffenheit, genügend Saat- und Pflanzgut steht zur Verfügung, und im Winter 1952/53 kamen fast keine Schneebrüche in Nestern vor, während in benachbarten Revieren erhebliche Bruchschäden zu verzeichnen waren.

Maßgeblich für die naturgemäße Waldwirtschaft ist der Grundsatz, trotz höchster, über dem Zuwachs liegender Umlage keine reinen Kahlschläge durchzuführen. Dafür erfolgt einzelstammweise Entnahme nach dem Grundsatz: „Das Schlechteste fällt zuerst, das Bessere wird erhalten."

Ein weiterer nicht unwesentlicher Bestandteil der Vorratspflege war bei KRUTZSCH die Bodenpflege. Durch die Auflockerung der Bestände und den

SLUB
Wir führen Wissen.

Anbau von Mischhölzern ist es möglich, daß sich entgegen dem nur mit Nadeln bedeckten Boden des dichten reinen Fichtenwaldes eine artenreiche Flora mit Himbeere, Brombeere, Farn, Hainrispengras, Brennessel und Waldziest ansiedelt, die mit ihrem verschiedenartigen Laub einen wertvollen Humusboden erzeugt. Als KRUTZSCH bei seinem Dienstantritt 1926 auch jedes Wegschaffen des Reisigs aus dem Wald verbot, brachte ihm diese Maßnahme zunächst viele Feinde unter der Bevölkerung ein. Aber die bodenbedeckende und nach und nach verwesende Nadelstreu beeinflußte günstig die Entwicklung der Bodengase, des Wasserhaushaltes und des Nährstoffkreislaufes. Eine ausreichende Pilz- und Bakterienflora entwickelte sich zusehends. Seit 1953 hat man außerdem eine ausgiebige Großflächenkalkung vorgenommen. G 10

Besonderes Augenmerk schenkte KRUTZSCH auch dem Wiederanbau der Tanne. Schon vor 150 Jahren wurde festgestellt, daß in unseren Nadelwäldern die Tanne, die ja in Sachsen und Thüringen den Nordrand ihres natürlichen Verbreitungsgebietes bildet, immer seltener wurde. Die Gründe dafür waren mannigfaltiger Art: Hitze und Trockenheit, starke Winterfröste, Insektenschädlinge, wie Tannenlaus und Tannentriebwickler, Hallimaschbefall, aber auch Rauchschäden und waldbaulich falsche Behandlung führten zu dem Tannensterben. Auch das Wild beteiligte sich an dem Vernichtungswerk. Im Bärenfelser Revier waren 1931 nach H. MEYER (1955) im Teil Rehefeld große Flächen völlig tannenfrei, während im besonders betreuten Teil Bärenfels noch eine Tannenbeimischung in alten Mischbestandsflächen zu finden war, die aber nur 0,3% des Holzbodens betrug. KRUTZSCH zielte auf einen Anteil von 25% hin. Deshalb blieb jetzt jede Alttanne, die noch einen grünen Ast besaß, erhalten. Daher findet man als wohldurchdachte Ausnahme von dem Prinzip der Ausmerzung des Schlechten neben gut bekronten und vollkräftigen auch viele kränkelnde und schütter aussehende, meist schwachkronige Tannen. Der verstärkte Tannenanbau wurde durch den Kriegsausbruch und die Nachkriegswirren fast vollständig zunichte gemacht. Die Zäune, mit denen die Jungtannen unbedingt vor dem Wildverbiß geschützt werden müssen, gingen fast völlig durch Diebstahl und Zerfall verloren. Auch Christbaum- und Schmuckreisigdiebstahl vernichtete die Tannenbestände. Nach MEYERS Berechnungen entstand dadurch dem Volksvermögen ein Verlust von 115000.— DM. Mit dem wieder zu schaffenden Zaunschutz wird es aber nach und nach möglich werden, der Tanne einen entsprechenden Anteil an der Bestockung zu sichern.

Von den bemerkenswerten 12 Alttannen Sachsens standen allein 4 im Bärenfelser Revier: Die 220 Jahre alte Krutzschtanne in Abteilung 66e mußte im Februar 1959 gefällt werden. Sie brachte 12 fm Derbholz. Ähnlich erging es der „Wandwegtanne" in Abteilung 61f, die nach den ausgezählten Jahresringen sogar 300 Jahre alt war. Die „Schlaghübeltanne" in Abteilung 61a zwischen Staatsstraße und Pöbeltal ist leider sehr dürr geworden und wird bald gefällt werden müssen. Nur die Tanne in Abteilung 66, etwa 80 m oberhalb der Böhmischen Straße, zeigt ein gesundes Aussehen.

G 10 Die Anwendung der neuen Bewirtschaftungsweise macht eine bewußte intensive Anteilnahme und fachliche Ausbildung aller im Forst Tätigen bis zum Waldarbeiter notwendig. Hohe Normenerfüllung, Senkung der Kosten, Ausnutzung der Technik und Vermeidung von Wartezeiten sind wichtige dabei zu lösende Aufgaben, während ein Vertrautsein mit den Grundprinzipien der naturgemäßen Waldwirtschaft und ihren Auswirkungen im Revier und in jeder einzelnen Abteilung, ja mit jedem einzelnen Baum, geistige Voraussetzung ist. Erfolge zeigen sich durch beste Zusammenarbeit in den Brigaden wie in der Lehr- und Erziehungsarbeit der Jugend.

Die außergewöhnliche Tragweite der von Hermann Krutzsch jahrzehntelang durchgehaltenen Versuche ergibt sich daraus, daß das Vorratspflegeprinzip zum Allgemeingut aller fortschrittlichen Forstwirschaftler und zur generell eingeführten Bewirtschaftungsweise des Waldes geworden ist. 1951 wurde beschlossen, „das Nutzungs- und Walderneuerungsprinzip der naturgemäßen Waldwirtschaft als richtungweisend für die gesamte Forstwirschaft der Deutschen Demokratischen Republik zu erklären". Die bisherige Wirtschaftsweise im Altersklassenwald — einem Kind der auf Profit gerichteten kapitalistischen Zeit — soll verlassen werden. Der angestrebte Wald aber, in dem sich „das Neue im Schoße des Alten entwickelt", soll ein Produkt der neuen Generation werden.

Rechnet man zu dem rein wirtschaftlichen Nutzen für Gegenwart und Zukunft noch die Bedeutung des Waldes als Regler des Wasserhaushaltes und nicht zuletzt als Erholungsspender für die Werktätigen, so erkennt man die ungemein wichtige Notwendigkeit, unseren Volkswald auf die denkbar beste Art und Weise zu erhalten.

An dieser Stelle sei noch über weitere Neuerungen im Forstwirtschaftsbetrieb Dippoldiswalde berichtet, in dem auch die Langrückemethode angewandt wird. Schwere Pferde oder Rückehauber ziehen die Stämme aus dem Gehölz zu einem freien Platz, wobei möglichst alle Rückeschäden vermieden werden. Dort zerteilt den Stamm nicht mehr wie früher die von dem Waldarbeiter selbst zu stellende Bügel- oder Bandsäge, sondern rasch und mühelos die Zweimann-Motorsäge. Das Langholz wird in die Sägewerke nach Obercarsdorf oder Bärenstein gefahren, das Faserholz in die Papierfabrik nach Hainsberg. Im Winter entstehen außerdem, vielfach durch Rentner, Massenbedarfsartikel: Heureuter, Bündelholz, Zaunriegel und -latten, Pfähle, Besen, Fußabstreicher, Körbe. Im Holzausformungsplatz Buschmühle fertigt ein Handwerker Gartenmöbel, Nistkästen, Futterhäuschen u. a. Ein nicht unwichtiger Faktor ist die Belieferung der Städte und umliegenden Kreise mit Weihnachtsbäumen. Weihnachten 1959 sandte man 77000 Stück nach Dresden und Westberlin.

G 11 Böhmische Straße

Die Böhmische Straße läßt sich vom Nordböhmischen Becken her über Zaunhaus, Rehefeld und Schellerhau nach Bärenfels verfolgen. Von dort zieht sie

über den Hofehübel in Richtung Dippoldiswalde weiter. Die genaue Streckenführung verrät heute keine Karte mehr, so daß wir nicht wissen, ob sie über Schmiedeberg Anschluß an die Hochwaldstraße gewann (s. D 7) oder bei Naundorf auf die alte Straße von Frauenstein (s. A 7) stieß. Heute stellt das Wegstück zwischen Bärenfels und Niederpöbel einen beliebten Wanderweg dar, der mehrmals Ausblicke in die Täler der Roten Weißeritz und des Pöbelbaches freigibt. G 11

Von der Böhmischen Straße aus gelangt man leicht zu Klotzes Grab am Hofehübel, der Ruhestätte eines Forstmannes. Eine gewölbte Grabplatte erklärt mit ihrer Inschrift, daß hier „der am 28. November 1864 im Jagdhaus Bärenfels entschlafene K. S. Oberforstmeister und Floß-Oberaufseher Heinrich Maximilian von Klotz . . ." begraben liegt. Mit ihm ging die lange Reihe der im Erzgebirge tätigen Forst- und Flößereibeamten zu Ende.

Mayenburgwiese **H 1**

An der Fahrstraße Falkenhain—Oberfrauendorf, der sogenannten Hochwaldstraße, liegt unmittelbar an der Flurgrenze zwischen Johnsbach und Dönschten eine auffällige Waldwiese, die infolge ihres beachtlichen Pflanzenbestandes 1938 vom damaligen Landesverein Sächsischer Heimatschutz käuflich erworben und unter Naturschutz gestellt wurde. Es handelt sich um eine oberflächlich recht trockene, von kurzhalmigen Gräsern — u. a. Borstgras (*Nardus stricta*), Rotstraußgras (*Agrostis tenuis*), Rotschwingel (*Festuca rubra*) und Zittergras (*Briza media*) — beherrschte Wiesenfläche (Trift). Stellenweise dominiert das Borstgras allein, stellenweise haben Bärwurz (*Meum athamanticum*) und Schaftlöwenzahn (*Leontodon hispidus*) aspektbildendes Gewicht. Die schütteren Vorkommen von Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*) deuten auf frühere Waldbedeckung hin. Die wertvollste Art dieser Wiese ist die Kleine Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia*), eine im Frühsommer blühende zarte, weiße Orchidee. Kästner (1940), der eine aufschlußreiche Beschreibung dieser Wiese veröffentlicht hat, stellte noch über 1000 Exemplare jener Orchidee fest. Seither haben sich jedoch verschiedene Gebüsche angesiedelt, und der Orchideenreichtum ist heute längst nicht mehr in diesem Maße festzustellen. Neuerdings untersuchte Kreher (1959) die Vegetation dieser Wiese nach pflanzensoziologischen Gesichtspunkten. Einzelne verborstete Stellen wurden dabei in die Gruppe der *Nardus-stricta*-Rasen eingeordnet, die sich durch hohe mittlere Artenzahl bei geringer Mächtigkeit der einzelnen Arten auszeichnet. Es ist zu wünschen, daß diese bemerkenswerte Wiesenfläche zum Naturdenkmal erklärt wird und entsprechende Hinweise darüber Aufschluß geben, damit sie nicht — wie immer wieder zu beobachten ist — als Raststätte benutzt wird.

Wenig nördlich entspringt zwischen den Höhen 637,3 m und 604,9 m in einer weiten von Grünland bedeckten Quellmulde der linke Zufluß des Johnsbacher Wassers. Trotz zahlreicher Dränageversuche und laufender Verbesserung der Wiesen durch Kunstdünger finden wir hier noch eine Reihe floristisch beachtens-

H 2 werter Geländeabschnitte. Wie auch bei anderen ähnlich ausgebildeten Quellmulden im Gebiet der nördlichen Erzgebirgsabdachung (s. F 11) festzustellen ist, wird diese Geländeform von einer Reihe verschiedener Grünlandtypen erfüllt, die teils nebeneinander, teils untereinander verzahnt auftreten.
In den Kleinseggenwiesen (vorwiegend *Carex fusca* und *Carex panicea*), die mit zunehmender Höhe stärker von Torfmoospolstern durchsetzt sind, fallen neben den wattebauschähnlichen Fruchtständen des Schmalblättrigen Wollgrases (*Eriophorum angustifolium*) die leuchtenden Trupps des Breitblättrigen Knabenkrautes (*Orchis latifolia*) besonders auf. Floristisch wertvoller sind aber die kleinen Vorkommen des Rundblättrigen Sonnentaus (*Drosera rotundifolia*), die sich da und dort auf dem Torfmoos vorfinden. Mit glitzernden, klebrigen Tröpfchen am Ende rötlicher Drüsenhaare lockt diese in ihrer Ernährung so interessante Pflanzenart Kleininsekten an, hält sie fest und löst schließlich ihre verdaulichen Teile auf, die eine zusätzliche Nahrungsquelle für die Pflanze darstellen.
Den größten Raum dieser Quellmulde nehmen relativ kurzhalmige Sumpfwiesenformen ein. Hier fallen im Frühjahr die leuchtenden Blüten der Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*) auf. Im Sommer beherrschen neben weitverbreiteten, Staunässe liebenden Arten Waldläusekraut (*Pedicularis silvatica*) und Sumpfpippau (*Crepis palustris*) dieses Grünland. Die Ränder von Entwässerungsgräben zeigen den Flammenden Hahnenfuß (*Ranunculus flammula*), dessen lanzettliche Blätter eine Ausnahme innerhalb der Blattausbildung der Gattung Hahnenfuß darstellen, den Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*) und die Trupps des Fettkrautes (*Pinguicula vulgaris*), eine geschützte Art, die sich gleichfalls Kleininsekten als zusätzliche Nahrungsquelle einfängt.
Trockene, aber meist rohhumusreiche Abschnitte innerhalb der Quellmulde werden meist von dem landwirtschaftlich wertlosen Borstgras (*Nardus stricta*) dicht bedeckt. Neben der gehäuft auftretenden Bärwurz (*Meum athamanticum*) gedeihen als weitere charakteristische Arten der Magerwiesen im unteren Bergland: Blutwurz (*Potentilla erecta*), Kantenhartheu (*Hypericum maculatum*), Bergplatterbse (*Lathyrus montanus*), Wiesenkreuzblümchen (*Polygala vulgaris*) und Hainmarbel (*Luzula luzuloides*). Stellenweise fallen auch die Trupps der anmoorige Böden liebenden Niedrigen Schwarzwurzel (*Scorzonera humilis*) auf. Die Arnika (*Arnica montana*), die von den geschützten Arten der Bergwiesen am meisten bedroht ist, da das gesetzlich unzulässige Sammeln dieser Pflanzenart oft einer Plünderung der Natur gleichkommt, fehlt hier gleichfalls nicht. Trockene Raine beherbergen noch Trupps des Doldigen Milchsternes (*Ornithogalum umbellatum*), eine Art, die im unteren Bergland nur selten auftritt.

H 2 **Johnsbach,** Krs. Dippoldiswalde,

ein über $2^1/_2$ km langes Dorf (Abb. 28) südwestlich von Glashütte, zieht sich in einem nach Westen offenen Bogen von 400 m Höhe über dem Meeresspiegel

an der Dorfmühle bis zu 606,9 m an der Flurgrenze mit Falkenhain aufwärts. H 2
Die Siedlung liegt zwischen den Höhen in einer 20—30 m eingetieften sanften Mulde. Die ausgedehnte Dorfflur zeigt sogar noch weit beträchtlichere Höhenunterschiede: Im Osten reicht Johnsbacher Besitz im Müglitztal bei der Schüllermühle bis 354,1 m hinab. Die größte Höhe dagegen liegt auf einem nach Westen verlaufenden Hufenweg bei 637,3 m. Von dort aus gewinnt man auch den besten Überblick über große Teile der Gemarkung, die als Waldhufenflur angelegt worden ist. Östlich des Dorfes ziehen die Hufen im Unterdorf bis an die bewaldeten Hänge des Müglitztales, im Oberdorf werden sie mehrfach von Wiesengründen unterbrochen und enden an dem bei Bärenhecke mündenden Grund. Gehörte der südöstliche Teil der Flur nach dem Kroki von 1830 noch zu Johnsbach, so untersteht er heute dem Forstrevier Bärenstein. Im Westen verlaufen die Hufen bis in den Schmiedeberger Forst und werden von den charakteristischen Steinrücken begleitet.

Der größere Teil der Flur liegt in dem einen wenig fruchtbaren Verwitterungsboden liefernden Granitporphyr. Den ackerwürdigen Grauen Gneis finden wir vorwiegend östlich des Dorfes bis zur Müglitz vor. Diese unterschiedlichen Gesteinsvorkommen bedingen eine sehr verschiedene Ertragsfähigkeit der einzelnen Felder. Im Gneisgebiet treten obendrein mehrere Quarzporphyrgänge an die Oberfläche.

Mannigfaltige Flurnamen lehnen sich an verschiedene Geländeformen an oder bezeichnen die Lage und die Gestaltung der Feld- oder Wiesenstücke. Es kommen vor: An der Lehmgrube, Scheibe, Bergwiesen, Tannenbusch, Hohe Leite, Oberer Rain, Rodeland, Querwiese, Dreieckwiese, Zunge, Hopfegründel, Lindenwiesen, Schaf- und Wolfswiese.

Das Reihendorf wird von dem Johnsbach durchlaufen, der in sumpfigen Wiesen auf Falkenhainer Flur entspringt und innerhalb der Siedlung mehrfach zu Teichen aufgestaut ist. Von links empfängt er im Unterdorf einen Nebenbach, „Born" genannt. Das gesammelte Wasser vereinigt sich bald mit dem Brießnitzbach. Der Müglitz fließen von der Johnsbacher Flur aus 5 Nebenbäche zu: Der Schilfbach, der die Grenze mit Bärenstein bildet und daher auch Grenzwasser genannt wird, und vier weitere mit „Grund" bezeichnete Wasserläufe: Vorderes und Hinteres Gründel, Kalter Grund und Haingründel.

Das Dorf, von einem Locator Jan oder Johann wohl auf Ruf der Bärensteiner gegründet, wurde zweifellos eher vermessen als das benachbarte Falkenhain; denn dessen Flurstreifen mußten sich der Richtung der Johnsbacher unterordnen. Zeugen oder Ratsmänner aus Janspach oder Jonspach werden in den Jahren 1332 bis 1389 genannt. Aber der Ort selbst erscheint urkundlich „in der pflege zcu Donyn" gelegen erst im Jahre 1406, als ein Besitzwechsel zwischen der jungen Tochter Agnes des Renczsch von Grymme (= Reinhardtsgrimma) und Ticzmann von Grunrode erfolgt. Ein weiterer bemerkenswerter Verkauf vollzog sich ein paar Jahre später, indem der Bischof von Meißen die von den Ortsbewohnern aufzubringenden Zinsen dem Altar des Heiligen Petrus und Paulus in Unserer Lieben Frauenkirche zu Freiberg zueignete.

H 2 Die Grundherren des Dorfes wechselten in den kommenden Jahrhunderten oft. Im Jahre 1548, aus dem zum erstenmal Angaben über Größe der damaligen Siedlung und Anzahl der besessenen Mann und Häuslein verzeichnet sind, waren sogar 4 verschiedene Herrschaften in dem Dorfe bekannt: Von den 59 besessenen Mann (28 Anspanner und 31 kleine Häusler) waren dienstpflichtig dem Hans v. Bünau 7 Anspanner und $14^1/_2$ kleine Häusler, dem Bernstein auf Bärenstein 13 Anspanner und $8^1/_2$ kleine Häusler, dem Kölbel auf Naundorf 8 Anspanner und 8 kleine Häusler. Unmittelbar ins Amt Pirna gehörten die $1^1/_2$ Hufen des Erb-Richters, der auch das Bärensteiner Bier ausschenken durfte. Vom Jahre 1666 an stand dem Besitzer dieses Gutes auch der Salzschank zu.

Im 17. und 18. Jahrhundert unterstand Johnsbach nur noch zwei Grundherrschaften, denen der Rittergüter Naundorf und Schmiedeberg. Zur „Schmiedeberger Seite" gehörten vor allem Oberjohnsbach, dazu Bärenhecke. Im niederen Johnsbach mußten 14 Bauern in der Hauptsache für Naundorf fronen und unterstanden dessen Gericht „obir hals und hand".

Auch in der Gegend von Johnsbach wurde im 16. Jahrhundert, vereinzelt noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, Bergbau betrieben. Der Glashütter Bergmeister Stephani (1717) nennt 22 Grubennamen an den Hängen bei Bärenhecke. Schon 1562 hatte der Rutengänger Georg Teyler Eisengänge festgestellt. Der dort abgebaute Roteisenstein wurde noch 1791 zu Schmiedeberg verhüttet (s. D 10 c). Einige bis in das vorige Jahrhundert gebräuchliche Wege- und Flurnamen, wie Eisenwiese, Eisensteinweg oder -straße, weisen auf diesen Bergbau hin.

Die Kirche zu Johnsbach, die auch im früheren Ortssiegel abgebildet war, ist wahrscheinlich mit dem Dorfe im 13. Jahrhundert entstanden. Zu ihrem Bereich gehörten anfangs Bärenhecke, Falkenhain, Dönschten und Schmiedeberg, bis 1519 auch Glashütte und bis zur Einführung der Reformation Oberfrauendorf und Luchau. Wie das erste Kirchengebäude aussah, läßt sich nicht sicher erschließen. Aus alten Kirchenrechnungen des 17. Jahrhunderts geht hervor, daß der Turm, vielleicht ein Dachreiter, und das Kirchendach mit Schindeln gedeckt waren. Um den die Kirche umgebenden Kirchhof zog sich eine Mauer, die aber nicht zur Wehr diente, da diese Aufgabe die nahen Burgen Bärenstein und Lauenstein übernahmen. Älter als die Neugestaltung des jetzigen Gebäudes von 1750 sind der Unterbau des Turmes und eine Sakramentsnische an der Westwand mit spätgotischen Formen. In einem Turmbalken findet man die Jahreszahl 1672. Der heutige Turm, ungewöhnlich an der Ostseite des Gebäudes angeordnet, geht aus dem Viereck ins Achteck über, er ragt kaum über das hohe, jetzt schiefergedeckte Dach hinaus. Über einer offenen Laterne sitzt eine hohe Spitze mit vergoldetem Knauf. Die Wetterfahne mit der Jahreszahl 1690 ist eine Erinnerung an den Stifter, Bartolomeo de Sorlyssi auf Schmiedeberg.

Das Vorbild für den Neubau der Kirche zu Johnsbach 1750 (Abb. 29) war die Kirche von Pretzschendorf, 1731—33 von Johann Christian Simon errichtet, ein langgestrecktes Achteck mit umlaufenden Emporen und einem Kanzel-

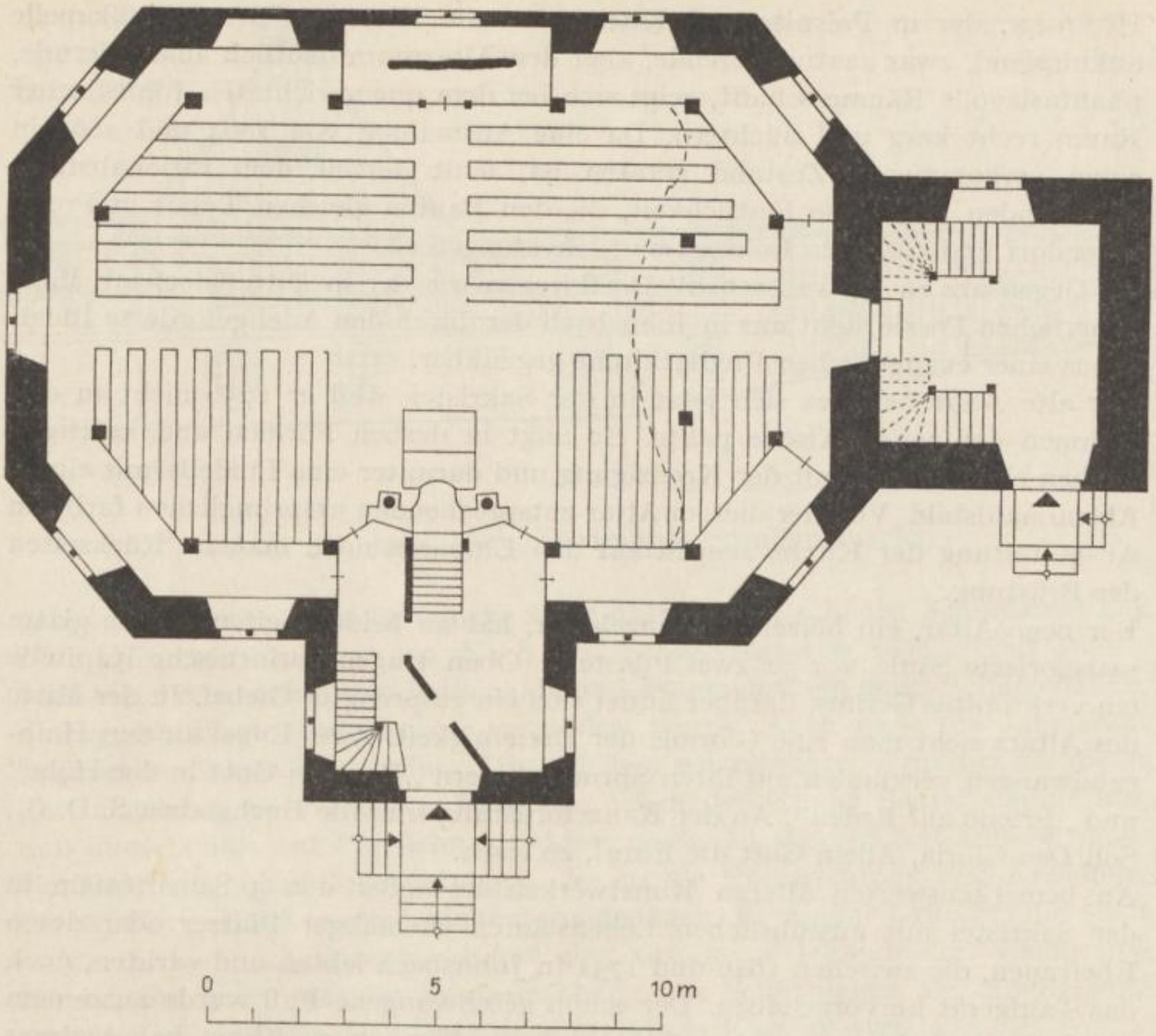


Abb. 29. Johnsbach, Grundriß der Kirche (nach einem Plan im Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden)

altar an einer Langseite. Allerdings wurden die Orgel in Johnsbach an die östliche Schmalseite verlegt und die zwei Emporen durch nur ein Treppenhaus im Osten der Kirche erschlossen. Gegenüber dem Kanzelaltar ist die Herrschaftsloge angeordnet. Die Orgel erbaute 1751 der Orgelbauer Jakob Oertel aus Grünhain.

Der Patron war der Besitzer des Rittergutes Naundorf, der Königl. und Churfürstl. Floßmeister, Herr Johann Samuel Klemm. Das linke Medaillon an der Nordempore trägt die Jahreszahl 1750 und die Anfangsbuchstaben jenes He. J. S. K. Das andere Medaillon auf der rechten Seite zeigt die Buchstaben M. J. M. G. Das bedeutet: Magister Johann Michael Gloes, der 1731—1771 als Pfarrer in Johnsbach amtierte und auch in seiner Kirche begraben ist. Der Bauleiter war der Zimmermeister Andreas Hünigen aus Weesenstein, der Ausführende der Maurermeister Johann Christian Gersch aus Glashütte.

H 2 Hünigen, der in Pulsnitz und Kittlitz, an die Weesensteiner Schloßkapelle anknüpfend, zwar zentralisierende, aber den Altarraum deutlich aussondernde, phantasievolle Räume schafft, zeigt sich bei dem quergerichteten Johnsbacher Raum recht karg und nüchtern. Da eine Ausmalung von 1804 und 1862 in einen verkommenen Zustand geraten ist, fehlt derzeit dem rationalistisch anmutenden Raum die Festlichkeit, die den Bauten gleichen Typus in Pretzschendorf und später in Lohmen und Uhyst eigen ist.
Im Gegensatz zu „gewachsenen" Dorfkirchen wie der in Dittersdorf mit ihrer bäuerlichen Poesie steht uns in Johnsbach der durch den Adel geförderte Idealtypus einer evangelischen Predigtkirche gegenüber.
Der alte Altar befindet sich jetzt in der Sakristei, weil er 1750 nicht in den Rahmen der neuen Kirche paßte. Er zeigt in derben Formen und kräftigen Farben ein Gemälde mit der Kreuzigung und darunter eine Predella mit einem Abendmahlsbild. Von der diesem Altar entsprechenden ursprünglichen farbigen Ausgestaltung der Kirche zeugen auf den Emporen noch manche Rückseiten der Brüstung.
Der neue Altar, ein hölzerner Kanzelaltar, hat an beiden Seiten je eine glatte marmorierte Säule vor je zwei Pilastern. Oben tragen korinthische Kapitelle ein verkröpftes Gesims, darüber findet sich ein gesprengter Giebel. In der Mitte des Altars sieht man eine Gloriole der Dreieinigkeit. Zwei Engel an den Halbrundwangen verkünden auf ihren Spruchbändern „Ehre sei Gott in der Höhe" und „Friede auf Erden". An der Kanzelbrüstung sind die Buchstaben S. D. G., Soli Deo Gloria, Allein Gott die Ehre!, zu lesen.
An bemerkenswerten älteren Kunstwerken sei außer den 3 Schrifttafeln in der Sakristei mit ausführlichen Lebensläufen ehemaliger Pfarrer oder deren Ehefrauen, die zwischen 1640 und 1731 in Johnsbach lebten und wirkten, noch das Taufgerät hervorgehoben. Der schön geschwungene Fuß wurde aus einem Stück Lindenholz geschaffen. „Gott und der Kirchen zu Ehren hat Andreas Berger Gerichts Schöppe in Johnsbach diesen Taufstein mahlen und vergolden lassen 1755", verkündet die umlaufende Inschrift, ein Beispiel, daß es sich der Bauer nicht nehmen ließ, etwas zur Verschönerung seiner Kirche beizutragen. Ähnlich steht es mit dem Vortragekreuz von 1703 im südlichen Eingang, vom Richter George Büttner gestiftet. Oben trägt der Taufstein ein Zinnbecken. Ein Wappen mit der Jahreszahl 1627 und den Anfangsbuchstaben H. C. v. K. verrät den Stifter, den damaligen Mitbesitzer von Johnsbach, Hans Caspar von Körbitz, Rittergutsherr in Schmiedeberg, anläßlich seiner zweiten Vermählung mit Elisabeth Blank auf Haußdorf (deshalb noch die Buchstaben E. B.). Die Beziehung zur Familie Köckeritz, deren Wappen ebenfalls am Taufbecken zu erkennen ist, kann nicht geklärt werden. Die Inschrift MDCCCIV Renovatum est (erneuert 1804) über der Kanzel und die Jahreszahl 1862 an der Decke bei der Orgel geben Kunde von Erneuerungsarbeiten an der Kirche.
Unter den zahlreichen Anwesen Johnsbachs sind einige als bemerkenswert festzuhalten. Das Substitutenhaus, ein alter Fachwerkbau im Pfarrgrundstück

SLUB
Wir führen Wissen.

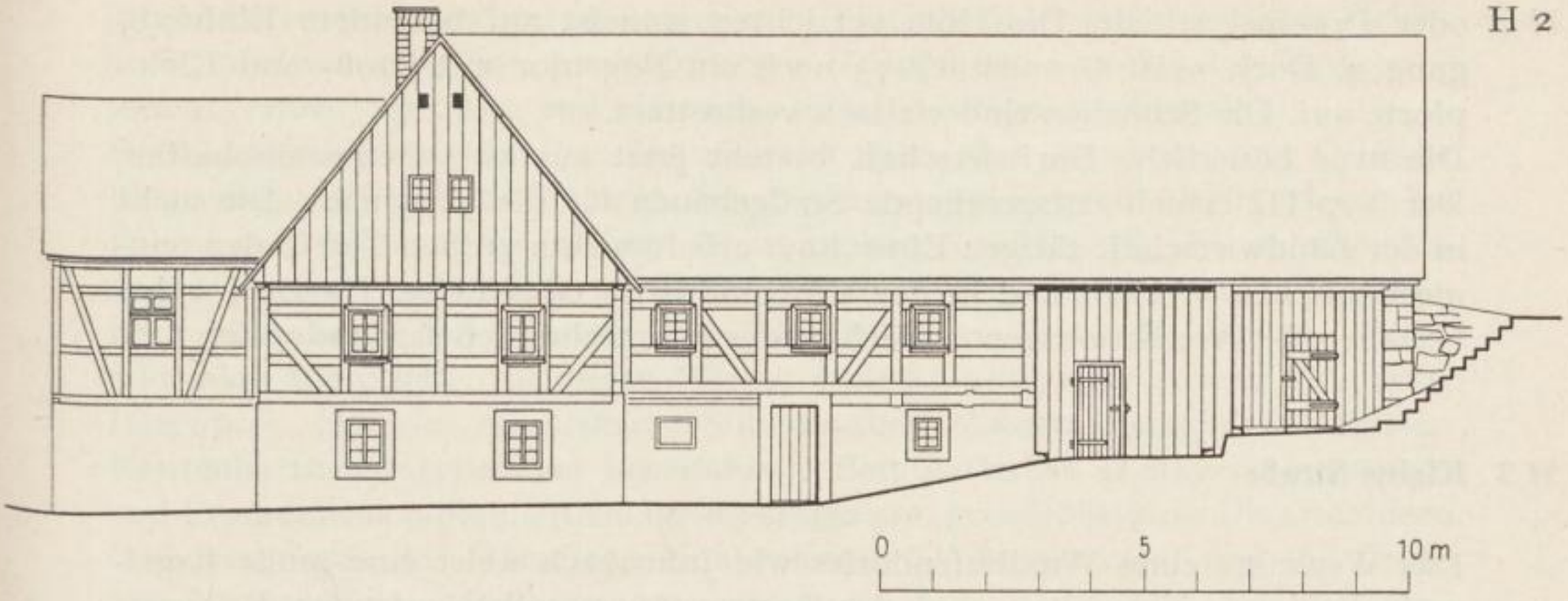


Abb. 30. Johnsbach, Dorfmühle (Straßenansicht)

neben der Kirche, wird in seinem Alter durch einen schönen Schlußstein aus dem Jahre 1793 ausgewiesen. Nach dem Schulgesetz von 1835 erhielt Johnsbach wie die benachbarten Falkenhain und Frauendorf ein neues Schulgebäude, das später durch einen Anbau vergrößert wurde. Auch ohne die Jahreszahl 1840 ist es an der Form seiner Tür mit dem waagerechten Türsturz als dieser Zeit angehörig zu erkennen. Die Lage neben der Kirche deutet darauf hin, daß diese Schule auf Pfarrlehn errichtet wurde. In unserer Zeit konnte dieses Gebäude den hohen Anforderungen, die an die Unterrichtung und Erziehung der Kinder gestellt werden, nicht mehr genügen. Eine neue Grundschule steht an der Straße nach Bärenhecke und ging aus einem Gebäude der Wismut AG hervor, das nach 1945 im Zusammenhang mit Schürfungen am Müglitzhang errichtet worden war. Das Haus daneben wurde Kindergarten.

Der Dorfgasthof, das ehemalige Erbgericht, war in vergangenen Zeiten nicht nur Gerichts- und Gemeindeversammlungsraum, sondern auch Dorfschenke mit Tanzsaal. 1958 wurde er umgebaut und geschmackvoll als Handwerker-Erholungsheim eingerichtet, ist jedoch auch als öffentliche Gaststätte zugänglich.

So wie sich die Dorfmühle (Abb. 30) als Gebäudeanlage mit Fachwerk, Schieferdach und holzverschaltem Giebel darstellt, zeigen auch die Bauerngüter das typische Baubild des östlichen Erzgebirges. Die Drei- und Zweiseithöfe, im Oberdorf vielfach Eindachgehöfte, sind im Untergeschoß massiv aufgeführt. Das Obergeschoß besitzt Fachwerk, das zum Teil verschiefert oder mit Holz verschlagen wurde. Vereinzelte Gebäude weisen Schiefergiebel mit Mustern und Buchstaben als Schmuck auf. Die Wohnhausgiebel schauen nicht allenthalben zur Straße.

Die Dächer sind zumeist mit Schiefer gedeckt und haben vielfach die steile Neigung aufgegeben. Um den Dachraum trotzdem für das Bergegut ausnutzen zu können, wurden die Außenmauern höher gezogen, so daß man einen Kniestock

H 2 oder Drempel erhielt. Die Höfe verzichten zumeist auf besondere Einfriedigungen. Doch weist Grundstück 73 noch ein Bogentor mit Groß- und Kleinpforte auf. Die Scheunen sind vielfach verbrettert.
Die neue bäuerliche Dorfwirtschaft besteht jetzt aus zwei Genossenschaften. Der Typ III erhielt entsprechende Stallgebäude für die Viehzucht. Die nicht in der Landwirtschaft tätigen Einwohner arbeiten zum großen Teil in den feinmechanischen Werken und in der Uhrenindustrie Glashüttes. Im Dorf selbst besteht eine Produktionsgenossenschaft des feinmechanischen Handwerks.

H 3 Kleine Straße

Das Wegenetz eines Waldhufendorfes wie Johnsbach weist eine große Regelmäßigkeit auf. Nur selten wird das System der parallel laufenden Feldwege durchbrochen wie im Fall des Glashütter Kirchsteiges (s. E 8) und der alten Kleinen Straße, die der Verbindung mit dem Herrschaftszentrum Bärenstein diente. Vom Tal der Kleinen Biela aus führt sie heute als Fußsteig unter Überbrückung von zwei Bächen zur Johnsbacher Flur. Sie strebt, die Hufen quer schneidend, der Höhe 545,2 m zu, von der sich ein eindrucksvoller Blick auf das Dorf wie auf einen Teil des östlichen Erzgebirges bietet. Beim Erbgericht erreicht die Kleine Straße Johnsbach selbst, wo eine steinerne Wegsäule errichtet wurde, deren Kopf mit seitlichen flachen Giebeldreiecken einen Ausklang klassizistischer Bauweise verrät. Vom Unterdorf aus strebt der Weg über die Höhe östlich des Pfarrbusches dem Brießnitztal beim Bretthäusel zu, um von hier zwischen Felsenberg und Gleisenberg Oberfrauendorf zu erreichen.

H 4 Bärenhecker Bach

Zwischen Bärenklau und Bärenhecke nimmt die Müglitz einige Seitenbäche auf, deren Quellmulden auf dem Johnsbach-Falkenhainer-Rumpfflächenabschnitt nördlich und ostwärts von Schenkens Höhe liegen. Es handelt sich um den Schilfbach, das Hahneflössel und um das in Bärenhecke einmündende Bächlein. Während die flachen Mulden am Oberlauf dieser Bäche meist als Dauerkoppeln genutzt und daher von allgemein verbreiteten Arten, die für gedüngte langhalmige Wiesen typisch sind, beherrscht werden (Wiesenfuchsschwanz, Knäuelgras, Löwenzahn, Wiesenkerbel), zeigen zahlreiche Abschnitte in den Mulden der Mittel- und Unterläufe jener Bäche Grünlandformen, die durch Düngung und Beweidung noch weitgehend unbeeinflußt geblieben sind.
Die Borstgrasrasen, die durch ihre Artenarmut auffallen, beherbergen in ihren gleichförmig ausgebildeten Teppichen des landwirtschaftlich wertlosen Borstgrases (*Nardus stricta*) u. a. noch folgende Arten: Bärwurz (*Meum athamanticum*), Arnika (*Arnica montana*), Niedrige Schwarzwurzel (*Scorzonera humilis*) und Geflecktes Knabenkraut (*Orchis maculata*). Diese Borstgrasrasen gehen

im mittleren Schilfbachtal stellenweise in Flächen über, auf denen das Heide- H 4
kraut (*Calluna vulgaris*) dominiert sowie Trupps der Kriechenden Hauhechel (*Ononis repens*) auffallen und die nach und nach aufgeforstet werden.
Rotschwingelwiesen, in der Artenkombination den kurzhalmigen Oelsener Bergwiesen recht ähnlich, zeigen sich besonders im unteren Abschnitt des bei Bärenhecke mündenden Tälchens. Meist ist hier die Bärwurz (*Meum athamanticum*) gehäuft vorhanden, so daß sie Ende Mai zusammen mit Gemeinem Kreuzblümchen (*Polygala vulgaris*) und Blutwurz (*Potentilla erecta*) aspektbildenden Rang hat. Auf diesen Wiesen fehlen nie folgende Arten: Borstgras, Hasenbrot (*Luzula campestris*), Silbermarbel (*Luzula luzuloides*), Arnika, Kantenhartheu (*Hypericum maculatum*), Bergplatterbse (*Lathyrus montanus*) und Fransenflockenblume (*Centaurea phrygia ssp. pseudophrygia*). Die Orchideen sind hier durch das Männliche Knabenkraut (*Orchis mascula*) und die Große Händelwurz (*Gymnadenia conopea*) vertreten.
Einzelne prächtig gewachsene Fichten, die am Rande dieser Wiesen anzutreffen sind, erhöhen die landschaftsbildende Wirkung jener bunten würzigen Bergwiesen noch ganz erheblich. Trockenbuckel, oft mit Trupps von Heidelbeeren (*Vaccinium myrtillus*) und Horsten des Liegenden Dreizahns (*Sieglingia decumbens*) bedeckt, finden sich inmitten der Rotschwingelwiesen ebenso wie Zwischenmoore, die Ende Mai durch die roten Blütentrauben des Breitblättrigen Knabenkrautes (*Orchis latifolia*) und die weißhaarigen Fruchtstände des Schmalblättrigen Wollgrases (*Eriophorum angustifolium*) schon von weitem erkennbar sind.
Wenig gedüngte feuchte Fettwiesen zeigen einen hohen Anteil an submontan getönten Arten, deren Verbreitungsschwerpunkt im unteren Bergland liegt. Hier fallen Trollblumen (*Trollius europaeus*), Alantdistel (*Cirsium heterophyllum*), Weicher Pippau (*Crepis mollis*) und Schlangenknöterich (*Polygonum bistorta*) besonders auf.
Neben den erwähnten Solitärfichten finden sich im Bereiche der Bergwiesen auch Gruppen hoher Laubgehölze, die meist aus Sommerlinden (*Tilia platyphyllos*), Bergahornen (*Acer pseudoplatanus*) und Eschen (*Fraxinus excelsior*) gebildet werden, in denen aber stellenweise auch mächtige alte Traubeneichen (*Quercus petraea*) zu finden sind. Die Steinrücken der ackerbaulich genutzten Hänge queren die Mulden meist als lockere Buschzeilen und gliedern sie oft in einzelne Abschnitte, die von unterschiedlichen Grünlandtypen beherrscht werden. Dies ist besonders deutlich am Bärenhecker Tälchen zu erkennen.
Neben den Massenvorkommen von Weißer Pestwurz (*Petasites albus*) beherrschen eine Reihe typischer Hochstauden die Ufer der Bäche: Rauher Kälberkropf (*Chaerophyllum hirsutum*), Waldgeißbart (*Aruncus silvester*), Waldengelwurz (*Angelica silvestris*), Fuchsgreiskraut (*Senecio nemorensis ssp. fuchsii*), Frauenfarn (*Athyrium filix-femina*) und Holunderbaldrian (*Valeriana sambucifolia*). Während diese Arten meist in größeren Trupps vorkommen, sind die zarte Akeleiblättrige Wiesenraute (*Thalictrum aquilegifolium*) und die montane Quirlige Weißwurz (*Polygonatum verticillatum*) nur vereinzelt festzustellen.

H 5 Bärenhecke

Unter den „6 Mahl-, 3 Öl- und mehreren Brettmühlen", die SCHIFFNER 1845 als zu Johnsbach gehörig aufführt, hat die Bärenhecker Mühle einen besonderen Aufschwung genommen. Sie ist der Mittelpunkt des gleichnamigen Ortsteiles, der, wie uns der Name verrät, eine Gründung der benachbarten Burgherren von Bärenstein darstellt, die hier auf Silber schürfen ließen. Schon 1437 wird in einem Lehnbrief für „Janicken Heiden" auf Sadisdorf außer Besitzungen in Johnsbach, Neuschmiedeberg und anderen Orten auch „die mule in Bernhecke" genannt. 1472 bekunden dann die Herzöge Ernst und Albrecht, daß sie „Nickel Kolbel vnd Lawrentze Fischer uff dem Grupen (Graupen) vnde iren gewercken das berckwerck, in der Berenhecke gnant, in der pflege zcu Pirna gelegen, aß (= wenn) sie silber aldo treffen wurden, muntzfrihe (münzfrei, d. h. ohne Ablieferungspflicht an die kurfürstliche Münze) gelihen haben". Als aber Herzog Georg bald darauf an guten Einkünften des Glashütter Bergbaus interessiert war, wurde Hans von Bernstein 1503 befohlen, die „gewercken in der Bernhecke nicht aufzufordern, auf seinen Gütern eine Hütte zu bauen und darin zu schmelzen", diese sollten vielmehr „ir Erz in die Glashutten zufuren lassen". Nach STEPHANIS Verzeichnissen werden 1555, 1561/62, 1566/67 „auf Scherbers, Köhlers und Bobens Feldern" nach Johnsbach zu zehn verschiedene Fundgruben mit Namen genannt. Für 1590 verzeichnet er auch eine „Pochstatt an der Müglitz unter M. Köhlers Brettmühle". Die geologische Spezialkarte läßt noch die St. Christoph-Fundgrube erkennen. Sie liegt im Bereich der kiesigblendigen Bleierzformation, die nach dem zweiten Weltkrieg das Ziel von Schürfungen der Wismut-AG. war. Davon zeugen große Halden nahe dem Bahnhofe, während aus älterer Zeit verwachsene Stollnmundlöcher und kleinere Halden erhalten blieben.

In Bärenhecke widmete man sich auch der landwirtschaftlichen Produktion, denn 1644 werden „3 Bauern der Beerenhecke" genannt, die „zum Gut Schmiedeberg zinsen". 3 Bauern werden nochmals 1784, daneben aber auch 2 Mühlen verzeichnet. Die eine wurde 1898 größer und moderner ausgebaut und mit einer Brotfabrik verbunden. In den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges erlitt sie durch Bombenangriffe schwere Schäden. In den nach Kriegsende errichteten Neubau des Kornhauses zog die Bäuerliche Handelsgenossenschaft für die Orte Johnsbach, Falkenhain, Luchau, Cunnersdorf, Glashütte, Dittersdorf, Börnchen und Bärenstein ein. Zusammen mit etwa einem Dutzend neuer Wohnhäuser, dem Sägewerk, der Gastwirtschaft und dem Bahnhof bildet Bärenhecke einen Ortsteil von Johnsbach.

H 6 Falkenhain, Krs. Dippoldiswalde,

halbwegs zwischen Kipsdorf und Bärenstein gelegen, steigt mit seinen Häusern (Abb. 28) im obersten Fallbachtal von 582,7 m auf 660 m an. Die Gemarkung selbst erreicht noch größere Höhen: im Osten an Schenkens Höhe 681,7 m, im

Süden bei Waldidylle 726,5 m und im Westen am Knochen 677 m. Durchflossen wird das Dorf von dem bei der Buschmühle in die Rote Weißeritz mündenden Fallbach — bei SCHUMANN/SCHIFFNER (1828) Valtenbach genannt —, der unterhalb von Falkenhain von links einen bei Waldidylle entspringenden unbenannten Nebenbach empfängt. Von der Falkenhainer Flur fließen weiterhin ab: das Johnsbacher Wasser und der unmittelbar nach der Müglitz strebende Schilfbach. Das Otterwässerchen an der südlichen Gemarkungsgrenze trennte im 16. Jahrhundert die Besitzungen „zwischen denen von Bernstein und dem Amte Altenberg". Ein „Lachterbaum" (s. D 9) markierte diese Stelle nach dem „Bauernerbe von Falkenhain" zu. Der Untergrund fast der gesamten Flur besteht aus Granitporphyr; nur in einem kleinen inselförmigen Vorkommen tritt der unterlagernde Freiberger Graue Gneis zutage. H 6

An der Straße nach Johnsbach steht in 620 m Höhe als Naturdenkmal eine einzelne Kiefer, ein Windflüchter. Ihr merkwürdiger Wuchs führte zu der mundartlichen Bezeichnung „Schechkiefer", und allerlei Sagen von geisterhaften Erscheinungen und gefundenen Schätzen wurden bei den winterlichen Hutzenabenden von ihr erzählt. Ähnlich wie in anderen Gegenden Sachsens (s. Bd. 5, Limbach, A 11) soll der Baum verkehrt eingepflanzt worden sein, um einem Angeklagten Gelegenheit zum Beweis seiner Unschuld zu geben. Die Kiefer schlug an den Wurzeln aus.

Die markanten Feldwege und Steinrücken lassen erkennen, daß auch Falkenhain als Waldhufendorf angelegt wurde. Die Flurstreifen ziehen sich, von beiden Seiten der flachen Siedlungsmulde aus nach Süden umbiegend, lang hin. Im Norden und Osten laufen sie parallel mit der Flurgrenze von Johnsbach und lassen damit erkennen, daß bei der Besiedlung das Nachbardorf eher ausgemessen worden sein muß (Bild 15).

Der Name des Dorfes, der 1462 das erstemal urkundlich mit „Valkenhain" belegt ist, hängt zweifellos mit dem bekannten Raubvogel zusammen. Eine verlesene Niederschrift Faltenhain (1648 für Falcenhain) veranlaßte wohl die Verfasser des Postlexikons (1828) zu der Deutung, daß der Gründer der Siedlung ein Valentin von Bernstein gewesen sei. Dafür gibt es jedoch keinen Beweis.

Ob mancher Hügel und Steinhaufen innerhalb der Falkenhainer Gemarkung, hier „Zachen" genannt, einst bergbauliche Halde gewesen ist, kann nicht mehr festgestellt werden. Schon 1533 entstand allerdings „eyn nau geschrey", das den Grundbesitzer Christoph von Bernstein veranlaßte, dem Bergmeister zu befehlen, „daß er eczliche stoffen (Stufen) gehauen schicke . . . got geb, das es gut seyn und werde".

Im Gegensatz zu dem Zustand der Gemarkung um 1835, den die Flurkarte festhält (Abb. 28), reicht heute der Wald bis hart südlich von Schenkens Höhe. Im Dorf weiß man noch jetzt zu erzählen, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts der damalige Besitzer von Bärenstein durch Geldleihe und Zwangskauf die Felder an sich brachte, sie aufforstete und zu seinem Waldbesitz schlug.

Von der Quelle des Fallbaches an reihen sich in Abständen zu beiden Seiten Zwei- und Dreiseithöfe aneinander. Zwei Straßen, die niedere ist die ältere,

H 6 von denen noch Seitenwege nach den Gütern führen, durchziehen das Dorf. Bauernhäuser wie Häusleranwesen bestehen zumeist aus einem massiven Untergeschoß, zu dem als Baumaterial in der Regel der anstehende Porphyr verwandt wurde. Das Obergeschoß wird von Fachwerk gebildet, doch ist es oft mit Holz verschalt oder auch durch Schindel- oder Schiefermuster im Giebel verziert. Die Fachwerkkonstruktion ist im allgemeinen sachlich einfach. Nr. 5 weist jedoch durchkreuzte Rauten als Zier auf.

Die vorherrschenden Satteldächer sind hauptsächlich mit Schiefer gedeckt, vereinzelt sind auch Strohdächer anzutreffen. So ist das Wohnstallgebäude des stattlichen Erbgerichtshofes Nr. 11a, zu dem 1474 3 Hufen gehörten, strohgedeckt, ebenso die Scheune von Gut Nr. 8, durch das die obere Straße führt, ferner Zweiseithof Nr. 19. Da die Höfe zumeist auf Abschluß durch Tor und Mauer verzichten, sind zwei Torbogeneinfahrten (Nr. 1 und 11a) besonders erwähnenswert, von denen die beim Erbgerichtshof bis ins 18. Jahrhundert zurückgehen soll. Der gegenüberliegende Gasthof wurde 1835 errichtet und vom Erbgericht abgetrennt, das nach einer Festsetzung von 1618 „mit Freiheiten als dem Schank, nach früheren Bestimmungen aber nur von Bärensteiner Bier, dem freien Salzverkauf, Backen und Schlachten und anderer Hantierung" ausgestattet war. Er ist jetzt HO-Gaststätte und Betriebsferienheim des VEB Otto-Buchwitz-Werk Dresden. Ein Freskogemälde an der Giebelseite stellt die Verbundenheit von Arbeitern und Bauern dar.

Der voll ummauerte Hof Nr. 1 im Unterdorf war früher die Schäferei und wird auf den Meilenblättern noch als „kleines Vorwerk" bezeichnet. Das Anwesen wurde im 18. Jahrhundert im Zuge der staatlich geförderten Schafzucht ausgestattet. Besitzrechtlich gehörte es seit 1753 mit dem vierten Teil des Dorfes zwar der Altenberger Zwitterstocksgewerkschaft, die Rittergut und Eisenhütte von Schmiedeberg besaß, doch lag die Schafzucht noch in den Händen des Bärensteiner Großgrundbesitzers. Der herbstliche Weidegang auf den Feldern hat damals oft zu Streitigkeiten mit den Bauern geführt.

Haus 13b an der Niederen Dorfstraße zeigt ein auffälliges Gesicht. Unter einem steilen Satteldach befinden sich im Obergeschoß zwischen Fachwerk 7 Fenster und im Erdgeschoß eine Tür mit Schmuckformen und je drei Fenster. Bis 1907 diente es den Dörfern Falkenhain und Dönschten als Schulhaus. Das Innere ist jetzt völlig umgebaut. Ehedem enthielt es oben die Wohnung des einzigen Lehrers und unten links das große Schulzimmer, in dem abwechselnd vormittags und nachmittags je vier Jahrgänge in einer Klasse unterrichtet wurden. Das Türmchen mit einer Stundenglocke wurde auf das neue Schulgebäude übertragen.

Hausinschriften, die von Feuersnot (Nr. 8, 1737) und Kriegsnot (Erbgericht 1749) berichten, sind in jüngerer Zeit nicht wieder erneuert worden.

Die nichtbäuerliche Bevölkerung des Dorfes wohnt teils in kleinen Fachwerkhäuschen, teils in größeren, an städtisches Vorbild angelehnten Bauten. In den letzten Jahrzehnten wurden zahlreiche dieser Häuser für Sommerfrischler und Urlauber ausgebaut. Auch die Schmiede, deren Betrieb den Inhaber nicht

SLUB
Wir führen Wissen.

mehr allein ernährt, nimmt Sommergäste auf. Den Anstoß zu dieser Um- H 6
wandlung des abgeschiedenen Bauerndorfes in einen „Vorort von Dresden“ gab Oskar Geissler († 1949), der einstige Besitzer des Gasthofes. Im Unterdorf entstehen auf kleinen Parzellen am Rande des Waldes Wochenendhäuser.

Knochen **H 7**

heißt eine Höhe von 677,0 m, die sich nur etwa 20 m über die oberen Häuser von Falkenhain erhebt. Deshalb klingt der Name, der sonst für größere Felsen gebräuchlich ist, recht kühn. Zwei kleine Wasserläufe an den Ost- und Westflanken modellierten den Hügel heraus, der das Gegenstück zur östlich ebenfalls im Granitporphyr liegenden Schenkens Höhe bildet.

Schenkens Höhe (681,7 m), **H 8**

eine wenig markante Kuppe aus Teplitzer Quarzporphyr, erreicht man am besten auf einem Feldweg, der beim Falkenhainer Gasthof abzweigt. Der Hügel bildet die Wasserscheide zwischen dem zur Roten Weißeritz abfließenden Fallbach und dem nicht weit südlich in den Wäldern entspringenden linken Nebenbächlein der Müglitz, das unterhalb Bärenklau mündet.
Bei klarem Wetter bietet die Höhe einen trefflichen Rundblick: Direkt vor uns breitet sich das Dorf Falkenhain in seiner flachen Talmulde aus, anschließend erkennen wir Dönschten im tief eingeschnittenen Fallbachtal. Im Hintergrund ragt Naundorf über ein Waldgebiet, dem von Falkenhain aus, immer auf der Wasserscheide hinführend, die Hochwaldstraße zustrebt.
Westlich von unserem Standpunkt liegt die Tellkoppe, etwas südlicher der Kurort Oberbärenburg und fast im Süden, ganz nahe, der Ortsteil Waldidylle mit dem steildachigen „Falkenhorst“. Links dahinter schauen Altenberger Gebäude sowie die 824 m hohe Basaltkuppe des Geisingberges über den Hirschsprunger Forst. Weiter südlich zieht sich das Kammgebiet mit dem Mückentürmchen hin. Markant ragt der ebenfalls basaltische doppelgipflige Spičák (Sattel- oder Spitzberg) empor, weiter noch der leicht erkennbare Basaltkegel des Růžová hora (Rosenberg) und in der Ferne Lausche und Jěstěd (Jeschken). Im Osten sieht man anschließend an den bewaldeten Steilhang des Müglitztales jenseits von Bärenstein die Ackerbaulandschaft von Börnchen, Dittersdorf und Liebenau.
Am Horizont ist der lange stufenförmige Děžinský Sněžník (Hoher Schneeberg) zu erkennen, dem sich links und auffällig tiefer liegend die in den Ausmaßen bedeutend kleineren „Steine“ des Elbsandsteingebirges anschließen: die scharfgeschnittenen Zschirnsteine, dicht gedrängt die Gruppe Papststein, Gohrisch und Pfaffenstein, nordöstlich am Ende dieser Reihe Königstein und Lilienstein. Dahinter sieht man einige granitische Erhebungen der Lausitzer Platte aufragen, so den Unger bei Neustadt und den 48 km entfernten Valtenberg bei Neukirch. Vor dem 47 km entfernten Keulenberg bei Pulsnitz erscheint der

H 8 Steilrand des Elbtales zwischen Borsberg und Dresden-Loschwitz. Von dort aus in stetem Anstieg bis zu unserem Standort erkennen wir die wesentlichsten Landschaftselemente unseres Gebietes zwischen Roter Weißeritz und Müglitz: das Waldgebiet des Granit- und Quarzporphyrergusses, die weitgedehnte Feldlandschaft der Graugneisvorkommen und die aufgesetzten Basaltberge.

H 9 Höhe 665 m

südlich von Falkenhain bietet im wesentlichen einen ähnlichen Rundblick wie Schenkens Höhe (s. H 8). Hier zweigt ein Weg nach Waldidylle von der Hochwaldstraße (s. D 7) ab, die in ihrem letzten Stück von Falkenhain an über Hirschsprung Altenberg zustrebt. Dieser Streckenabschnitt spielte im August 1813 bei den Kämpfen der napoleonischen Truppen gegen die Verbündeten eine wesentliche Rolle.

Nach der für die verbündeten Truppen verlorenen Schlacht bei Dresden vollzog sich der Rückzug nach Böhmen in der Hauptsache durch unser Gebiet. Auf die Gefechte mit den Verfolgern zwischen Dresden und Dippoldiswalde folgte der nächste Zusammenstoß um Falkenhain. Da zu den sich Zurückziehenden noch weitere russische und österreichische Abteilungen wie auch die preußischen Verbände Roth und Klüx dazustießen, die starke Straßensteigung von Hirschsprung nach Altenberg zu bewältigen war, die Wege sich durch die vorhergegangenen Regentage in schlechtestem Zustand befanden und die angrenzenden Felder überhaupt nicht befahrbar waren, gelang die Truppenbewegung nur zögernd vor den energisch nachsetzenden Verfolgern. Generalmajor Roth setzte sich östlich von Dönschten auf den Höhen 604 m und 637 m mit 15000 Mann und 20 Geschützen fest und wollte damit den nachdrängenden Feind am Austritt aus dem Wald hindern. Die Brigade Klüx hatte unsere Höhe 665 m, Schenkens Höhe und Höhe 629 m östlich der Straße zwischen Falkenhain und Johnsbach besetzt.

Die Verfolgung lag in den Händen des französischen Marschalls Marmont, der am späten Vormittag des 29. August von Dippoldiswalde aufgebrochen war. Durch den dichten Hochwald ließ er in Schützenlinie vorgehen. Als ihm dann die feste Stellung der Abteilung Roth gemeldet wurde, befahl er einer deutschen Division, sich vor die bisher an der Spitze marschierende französische zu setzen und die Höhen zwischen Dönschten und Johnsbach zu erstürmen. Das Vorhaben gelang, eine Anzahl von Geschützen und Wagen wurde erbeutet. Generalmajor Roth erlitt eine schwere Verwundung. Während die Nacht die Fortsetzung dieses Rückzugsgefechtes verhinderte, setzte sich die Brigade Klüx durch das Bielatal bei der Ladenmühle und über Hirschsprung nach Altenberg ab. Marmont blieb in Falkenhain. Am nächsten Tage kam es, nachdem besonders noch die Fuhrparkkolonnen in der Nachhut der Verfolgten Verluste erlitten hatten, zu einem weiteren Gefecht bei Zinnwald, das die Franzosen auch siegreich bestanden. Nun wollte Marmont hinab nach Teplitz stoßen, als ihn der Befehl zur Umkehr erreichte. Vielleicht blieb ihm dadurch ein ähnliches Schick-

SLUB
Wir führen Wissen.

sal wie seinem Landsmann Vandamme erspart, der von Pirna her die Verfolgung der sich dort über das Gebirge zurückziehenden Verbündeten aufgenommen hatte, aber am 30. August in dem böhmischen Talkessel bei Kulm in Gefangenschaft geriet, als sein Korps zertrümmert wurde. Damit war Böhmen gerettet, die Verbündeten konnten sich neu formieren und den Vernichtungsschlag gegen Napoleon bei Leipzig vorbereiten. H 9

Waldidylle H 10

wird ein um die Jahrhundertwende entstandener und in den dreißiger Jahren ausgebauter Ortsteil von Falkenhain genannt. Mitten im Hochwald ließen sich in 700 m Höhe finanzkräftige Dresdner, die mit dem Auto leicht hierher gelangen konnten, Wochenendhäuschen oder villenartige Gebäude errichten. Dazu gesellten sich Einkehrstätten, die „Erzgebirgsbaude", das auf der Höhe 726,5 m liegende „Kaffee Zugspitze" und der jetzt als Ferienheim eingerichtete „Falkenhorst". Viele der übrigen Sommerhäuser sind in den letzten Jahren ebenfalls Urlauber- und Ferienheime geworden. Auch ein Müttererholungsheim befindet sich hier. Eine direkte Autobuslinie von Dippoldiswalde über Buschmühle und Falkenhain nach Oberbärenburg ermöglicht, bequem diesen Luftkurort zu erreichen.

Hegels Höhe (662,9 m), H 11

eine mitten im Bärensteiner Forstrevier liegende Erhebung im Schnittpunkt der Schneise 16 und des Flügels B, bietet keinen Ausblick, da sie völlig bewachsen ist. So ist sie selbst den Einheimischen der benachbarten Orte kaum bekannt, und auch von Wanderern oder Urlaubern wird sie selten besucht. Früher gehörte diese Erhebung im Granitporphyr zu den wichtigsten Bergbaustätten. Für das 16., 17. und 18. Jahrhundert weisen die Bergbücher, vor allem die der grundbesitzenden Bernsteine, hier ober- und unterirdische Bergbauanlagen nach, wovon heute noch dem Ortskundigen verwachsene Halden künden. Man baute Kupfer- und Zinnerze ab. In dem Walddickicht am Berg bestand bis 1907 ein Kohlplatz, der letzte in weiter Umgebung.

Bärenklau, Ortsteil von Bärenstein, J 1

liegt im Müglitztal in der Mitte zwischen zwei einmündenden Nebenbächen, der Biela und dem Schilfbach. Der Schwemmfächer der Biela hat den Hauptfluß so an die gegenüberliegende Talseite gedrängt, daß eine breitere Talaue entstand, in der die kleine Siedlung Platz fand.
Mit Beginn des Bärensteiner Bergbaus, den wir Anfang des 16. Jahrhunderts ansetzen dürfen (s. J 11), entstand — vielleicht als Ansatzpunkt der Siedlung Bärenklau überhaupt — ein Hammerwerk. Wie lange es als solches bestand, wissen wir nicht. Ein Hammergut in Bärenklau wird 1654 im Besitz des Dresdner

SLUB
Wir führen Wissen.

J 1 Bürgermeisters Valentin SCHÄFER genannt. In den folgenden Jahrhunderten gehörte die Siedlung als Vorwerk zu Bärenstein und bestand aus den nötigen Wirtschaftsgebäuden, einer Schäferei und einer Erbpachtmühle. Alles Getreide aus Stadt und Dorf Bärenstein mußte hier gemahlen werden. Außerdem hatte die Mühle wechselweise mit der oberhalb gelegenen Bärensteiner Schloßmühle das Gesindebrot für die Herrschaft zu liefern. In den fünf Drescherhäusern wohnten, wie der Name andeutet, die sogenannten Dreschgärtner, denen es auch oblag, das herrschaftliche Vieh auf den Talwiesen und in den anliegenden Büschen weiden zu lassen. Eine Ziegelscheune errichtete man 1701. An ihrer Stelle finden wir heute eine Metallprägerei. Außerdem wurde 1876 eine Pappenfabrik gebaut.
Vor dem Bau der Talstraße (s. C 7d) erklomm von der Siedlung aus ein Weg die rechten steilen Talhöhen und führte direkt nach Glashütte.
Unweit Bärenklau entstand auf dem Höhenrücken zwischen Biela- und Schilfbachtal der neue Ortsteil „Feile", als im Zuge der Bodenreform 5 Neubauernwirtschaften errichtet wurden. Schon einmal bestand hier ein Feldbezirk, den jedoch im 19. Jahrhundert ein Bärensteiner Rittergutsbesitzer aufforsten ließ (s. H 6).

J 2 **Dittershöhe** (562,7 m)

Die Dittershöhe erreicht man am besten von Bärenhecke im Müglitztal aus. Nachdem die Straße den steilen, waldbedeckten Hang überwunden hat, führt sie durch Felder genau nach Osten auf einer welligen Hochfläche entlang, aus der die Dittershöhe, die einen trigonometrischen Punkt trägt, nur wenig herausragt. Sie ist im Freiberger Grauen Gneis angelegt, doch tritt an ihrer höchsten Stelle eine kleine Einlagerung von Amphibolit an die Oberfläche.
Der Rückblick am letzten Gefällsknick der Höhe zeigt links von der Straße deutlich eine obere Talterrasse der Müglitz. Ihr entspricht weiter flußauf eine Terrasse, auf der Schloß und Stadt Bärenstein liegen. Von unserem Standpunkt aus ist nach Nordwesten noch eine tiefere Terrasse links der Müglitz mit gut ausgeprägtem Gleithang zu erkennen, über die der von Johnsbach zur Büttnermühle führende Mühlweg zieht.

J 3 **Kleinbörnchen**

Die drei oberen Bauerngüter schließen zwar unmittelbar an die Siedlungsreihe von Dittersdorf an, doch gehören sie verwaltungsmäßig zu Börnchen. Bei ihnen zweigt ein Weg nach dem Müglitztal ab. Er trägt den vielfach mißgedeuteten Namen „Elendsteig" und gilt, da er die Hufen quert, als sehr alt. „Elend" könnte der ehemalige Name für die drei Bauerngüter gewesen sein. Für die Lokalisierung einer Wüsten Mark in dieser Gegend (KLENGEL 1938) gibt es keine Anhaltspunkte.

SLUB
Wir führen Wissen.

Wie das nördlich benachbarte Dittersdorf liegt Börnchen in dem geologisch der östlichen Grenzregion des Erzgebirges zugehörigen Gneisgebiet zwischen Dippoldiswalde und Fürstenwalde. Die Gneise werden noch wie die der Freiberger Gneiskuppel zu den Grauen gerechnet, aber hier treten viele Abarten auf, die nicht immer die graue Farbe aufweisen (Pietzsch 1951). Nördlich verlaufen bei Kleinbörnchen Gänge aus Quarzporphyr. An einigen Stellen finden wir auch kleine Vorkommen von Amphibolit.

Das Gebiet des leicht verwitternden Gneises wird schon jahrhundertelang für den Ackerbau genutzt. Die Höhenlage und damit die klimatischen Verhältnisse hemmten allerdings oft die optimalen Ertragsmöglichkeiten des Bodens. 1827 stellte Schumann für Börnchen fest: „Die Wiesen wollen nicht auslangen und der Haferbau ist doppelt stärker als der des Kornes. Auch an Holz und Obst hatte das Dorf nicht genug."

Börnchens größtes Gut liegt westlich des Straßenkreuzes in 560 m Höhe, die östliche Dorfhälfte zieht sich bis 500 m Höhe in Richtung auf den Trebnitzgrund hinab. In der Flur gilt als höchster Punkt die Börnchener Höhe an der Straße nach Liebenau (582 m). Die östliche und westliche Flurgrenze wird von Gewässern in tiefeingeschnittenen Tälern gebildet. Am Trebnitzbach finden wir deshalb bei der Brücke an der Straße nach Döbra eine Höhenlage von nur 430,5 m vor, während der Hang am Schwarzen Busch von 500 m Höhe an seiner oberen Kante sogar bis zu 420 m im Müglitztal abfällt. Die starken Höhenunterschiede bedingen an den zu dem Dorf hinaufführenden Straßen Steigungen um 10%, die bei jedem Wetter von den Autobussen der Linie Liebstadt—Bärenstein—Glashütte bezwungen werden.

Der Dorfbach entspringt aus einem Teich im Oberdorf und mündet nach nur knapp 1 km Laufstrecke in den Trebnitzbach. Im Südwesten und Westen der Flur erreichen einige Wasserfäden die Müglitz beim Bahnhof Bärenstein und bei Bärenklau. Sumpfige Wiesen, das Quellgebiet des Dittersdorfer Baches, gibt es westlich der Höhe 582 m wie auch zwischen dem Hauptort und Kleinbörnchen westlich der Straße. Die diesen moorigen Geländeteilen entsteigenden Gasbläschen, die an warmen Sommerabenden aufleuchten sollen, gaben wohl den Anlaß zu der Sage vom Laternenmännchen, einem volkskundlichen Motiv, das auch anderweit auftaucht (Klengel 1938). Der Quellenreichtum der Höhe wie die unversiegbaren Brunnen der einzelnen Güter lassen den Ortsnamen einfach durch seinen Wasserreichtum erklären.

Das Dorf hat einige bemerkenswerte Einzelbäume aufzuweisen. Bei der Autobushaltestelle steht eine etwa hundertjährige Sommerlinde, nahe beim obersten Gut eine mächtige Schwarzpappel und nach dem Liebenauer Bach zu ein stattlicher Feldahornbaum.

1324 wurde das Dorf urkundlich als Bornechen geführt. Im Mittelalter bis in die neuere Zeit war es dem Rittergut Bärenstein dienstbar. Von dort aus wurden nach Schumann noch 1827 „auf bestimmte Zeit" die Schafe auf den Börnchener

J 4 Feldern gehütet. Verwaltungsmäßig gehörte der Ort in das Amt Pirna und erst von 1875 an zur Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde. Kirchlich ist er seit der Reformation mit Dittersdorf verbunden.

Börnchen ist als kurzes Reihendorf angelegt (Abb. 27). Auf der nördlichen Talseite des Dorfbaches liegen 8 Bauernhöfe mit mitteldeutscher Hofanlage. Die östlichsten Hufenstreifen sind etwa 200 m breit und enden schon nach 800 m an der Flurgrenze, während die westlichsten als 100 m breite Feldstreifen zunächst in nördlicher Richtung verlaufen, dann aber nach Westen umbiegen, die Straße Börnchen—Dittersdorf kreuzen und nach insgesamt 2,5 km am Rand des Müglitztales enden. Dadurch erhalten sie schließlich dieselbe Richtung der Dittersdorfer Hufen, so daß trotz der verschiedenen Richtungen beider Dörfer ihre Felder sich parallel aneinanderfügen. Nach Süden zu ist die Zahl der Hufenanteile geringer, und die Feldlängen sind kürzer ausgebildet.

Durch Verwüstungen in Kriegen, besonders im Dreißigjährigen Krieg, durch Brände (Totalvernichtung des Oberdorfes 1866), aber auch durch Güterteilungen veränderte sich zeitweise die Anzahl der Hufenanteile, so daß die Angaben darüber in dem Zeitraum 1586—1840 zwischen 14 und 19 schwanken.

Bei den Dreiseithöfen herrschen massiver Steinbau, für den Gneis der Umgebung verwandt wurde, mit Holzverschalung und Schieferdach vor. In dem vor hundert Jahren vom Feuer verschonten Unterdorf kann man auch noch schöne Fachwerkhäuser mit Schindeldächern und Wettervorhäuschen sehen. Die geländebedingten Hocheinfahrten sind als Merkmale des Gebirgsbauernhofes zu werten.

Der Gasthof, das frühere Erbgericht, in dem schon 1529 der „Kretzschmer" nachweisbar ist, liegt nicht wie gewöhnlich in der Mitte des Dorfes, sondern an seinem oberen Ende, wo der „Böhmische Fußsteig" (s. F 7) vorüberführte. Auf ihm verkehrten weniger die Fuhrwerke, sondern hier zogen unter Umgehung besonders hochwassergefährdeter Stellen im Müglitztal und auf Grund einer Abkürzung des Weges böhmische Obst-, Eier- und Gänsehändler entlang, die noch in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im Dorf zu sehen waren. Möglicherweise geht auf diesen altböhmischen Einfluß die Bezeichnung der Schenke als Kretscham zurück.

Bei der Bodenreform 1945 erhielten 10 landarme Bauern Acker- und Waldland. 1952 wurde der MTS-Stützpunkt gegründet, der außer Börnchen noch Liebenau und Dittersdorf betreut und einen großen Maschinenpark aufweist. Gehöft Nr. 13 wurde 1953 zu einer landwirtschaftlichen Versuchsstation der Karl-Marx-Universität Leipzig ausgebaut. Auf 138 ha Land, das teilweise auch den benachbarten Gütern entstammt, betreibt man einen Mäh- und Weidebetrieb zur Kälberaufzucht. Neuerdings entstand noch eine Versuchsstation für Pferdezucht. Mit der Gründung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft „Freundschaft" schritt Ende März 1955 die sozialistische Umgestaltung des kleinen Gebirgsdorfes fort. Drei Betriebe mit 9 Mitgliedern bearbeiteten damals nach Typ III 63 ha Land. Zwei Jahre später gründeten weitere Bauern des Ortes eine LPG Typ I. Am 4. März 1959 erfolgte der Zusammenschluß beider

Genossenschaften nach Typ III unter dem gemeinsamen Namen „LPG Einigkeit und Freundschaft". Wieder ein Jahr später wurde das Dorf vollgenossenschaftlich. J 4

Wildberg (582 m) **J 5**

Umfassende Fernblicke gewährt die von Börnchen auf der Hochfläche nach Süden führende Straße. Sie verläuft unweit des Ortes über den Wildberg. Wir erkennen von hier außer dem nahen Schloß Bärenstein und dem benachbarten Bielatal hinter dem Geisingberg die langgezogene Kammlinie des Erzgebirges. Nach rechts erstreckt sich das weite Waldgebiet des Teplitzer Quarzporphyrs mit Kahleberg und Tellkoppe bis zum Kohlberg, vor dem die Johnsbacher Kirche sichtbar wird. Entgegengesetzt erblickt man über der Liebenauer Mulde die Harthe, ein hochgelegenes Wäldchen an der Staatsgrenze, das sich bis zur Gottleuba hinunterzieht. Davor und weiter nach links zeigen Vogelbeerbäume (Ebereschen) den Verlauf der alten Teplitzer Poststraße an. Rechts hinter der Kirche von Breitenau ragen der Spičák (Sattelberg) und etwas weiter links der Děčínský Sněžník (Hoher Schneeberg) auf. Der Rundblick erschließt bei besonders klarer Sicht auch das gesamte Elbsandsteingebirge, das Lausitzer Bergland mit seinem Steilabfall zum Elbtal zwischen Dresden, Pillnitz (Borsberg) und Dittersbach (Schöne Höhe).

Liebenauer Platte (563,2 m) **J 6**

heißt der Höhenrücken zwischen Trebnitz- und Liebenauer Bach. Die landwirtschaftlich genutzte Fläche verläuft ziemlich eben ohne größere Reliefunterschiede in 560 m Höhe und gab damit zu der Namensbezeichnung Anlaß. Die Hänge gegen die begrenzenden Täler sind jedoch mit Busch- und Nadelwald bedeckt und gehören als Abteilungen 2—5 zum Bärensteiner Forstrevier.

Biela **J 7**

Die unterhalb des Bärensteiner Bahnhofs von links in die Müglitz mündende Biela trägt das Wasser der eben erst vereinigten Kleinen und Großen Biela zu Tal. Beide Bäche gehen mit ihrem Namen auf ein altsorbisches Bělá, d. i. die Weiße, Schäumende, zurück. Den größten Anteil an ihren Laufstrecken besitzt das benachbarte Altenberger Gebiet (s. Bd. 7, Altenberg, B 3 und 5). Die Bielaquellen liegen nördlich und nordwestlich von Altenberg, und mit 17 km Lauflänge finden wir hier den längsten Müglitznebenfluß vor.
Kurz vor dem Zusammenfluß der beiden Bielabäche wird die Große in Fischzuchtteichen gestaut. An der Kleinen Biela entstand ein mit kaltem Gebirgswasser gespeistes Bad; oberhalb davon breiten sich Baumschulanlagen meist mit Silbertanne aus. Einzelne hohe Fichtenbäume zieren die Aue, in der man den einsamen „Gasthof zum Bielatal" vorfindet. Verläuft die Straße von Hirsch-

J 7 sprung auf der Höhe zwischen den beiden Bielabächen, so führt sie, nachdem sie von dem alten Verbindungsweg zwischen Johnsbach und Bärenstein gekreuzt wird, unmittelbar an den vereinigten Wasserläufen bis zur Müglitztalstraße hin.

J 8 VEB Sägewerk Bärenstein

Unterhalb des Bärensteiner Schloßfelsens liegt gegenüber der Einmündung der Straße von Liebenau in die Müglitztalstraße ein größeres Industrieunternehmen. Es war ehemals die herrschaftliche Schloßmühle, in der auch die Bauern aus Börnchen mahlen ließen. Sie wurde in eine Schneidemühle umgewandelt und bietet jetzt in Verbindung mit einer Kistenfabrik vielen Werktätigen der Umgebung Beschäftigungsmöglichkeit.
Im wenig unterhalb gelegenen Talbogen ragen am rechten Müglitzufer aus einer Steilwand zwei Felstürme empor. Sie führen denselben Namen wie die Erhebungen im Bärenburger Wald südlich des Fallbachtales (s. G 6). Nur unterscheidet hier die Phantasie des Volkes zwischen der größeren „Männer-" oder „Jungen-Rolle" und der kleineren „Weiber-" oder „Mädel-Rolle". Solche merkwürdig geformte Felsen gaben dem Volksmund gern Anlaß zu Sagen. Von den Rollsteinen berichtet Klengel (1938), daß hier ein großer Schatz vergraben sei, der von zwei Bären bewacht werde. Diese beiden Bären kommen in der Entstehungssage von Schloß Bärenstein vor. Ferner sei öfter bei den Rollen ein Edelfräulein Margarete aus der den Bernsteinen verschwägerten Adelsfamilie v. Pflugk gesehen worden. Eine unerfüllte Liebe habe sie in den dichten Wald zum Freitod getrieben oder sie sei, wie das auch aus vielen anderen Schlössern erzählt wird, lebendig eingemauert worden und irre als weiße Frau umher.

J 9 Schloß Bärenstein

Die heutige Stadtgemeinde Bärenstein setzt sich aus drei Hauptsiedlungsteilen zusammen (Abb. 31), aus dem Dorf, dem Städtchen und dem Schloß mit dem ehemaligen Rittergut, dazu kommen die zerstreuten Anwesen im Müglitztal (s. J 1) und in dessen Nähe (Bild 16).
Auf einem Sporn über diesem Tal, zu dem das Gelände von der Stadt her leicht ansteigt, während es nach dem Fluß zu mit kaum erklimmbaren, zerrissenen Felsen abstürzt, erhebt sich die Burg. Im Winkel am Treppenturm stoßen zwei Bauten, ein dreigeschossiger Ostflügel und ein viergeschossiger Südflügel aneinander. Der Ostflügel schließt nach Norden — wie der Südflügel nach der Müglitz zu —kirchenchorähnlich mit drei Seiten eines Achteckes ab und trägt ein entsprechend ausgebildetes Dach. Der Rundturm an der Südwestecke des Südflügels überragt die Dächer nur wenig.
Von der ältesten Anlage der Burg rühren wohl nur die Untermauerungen und in den Felsen gehauene Teile her. Wahrscheinlich ist der Nordflügel der ältere. Der ursprüngliche Zugang wird an der Nordwestseite vermutet. Gegen den

SLUB
Wir führen Wissen.

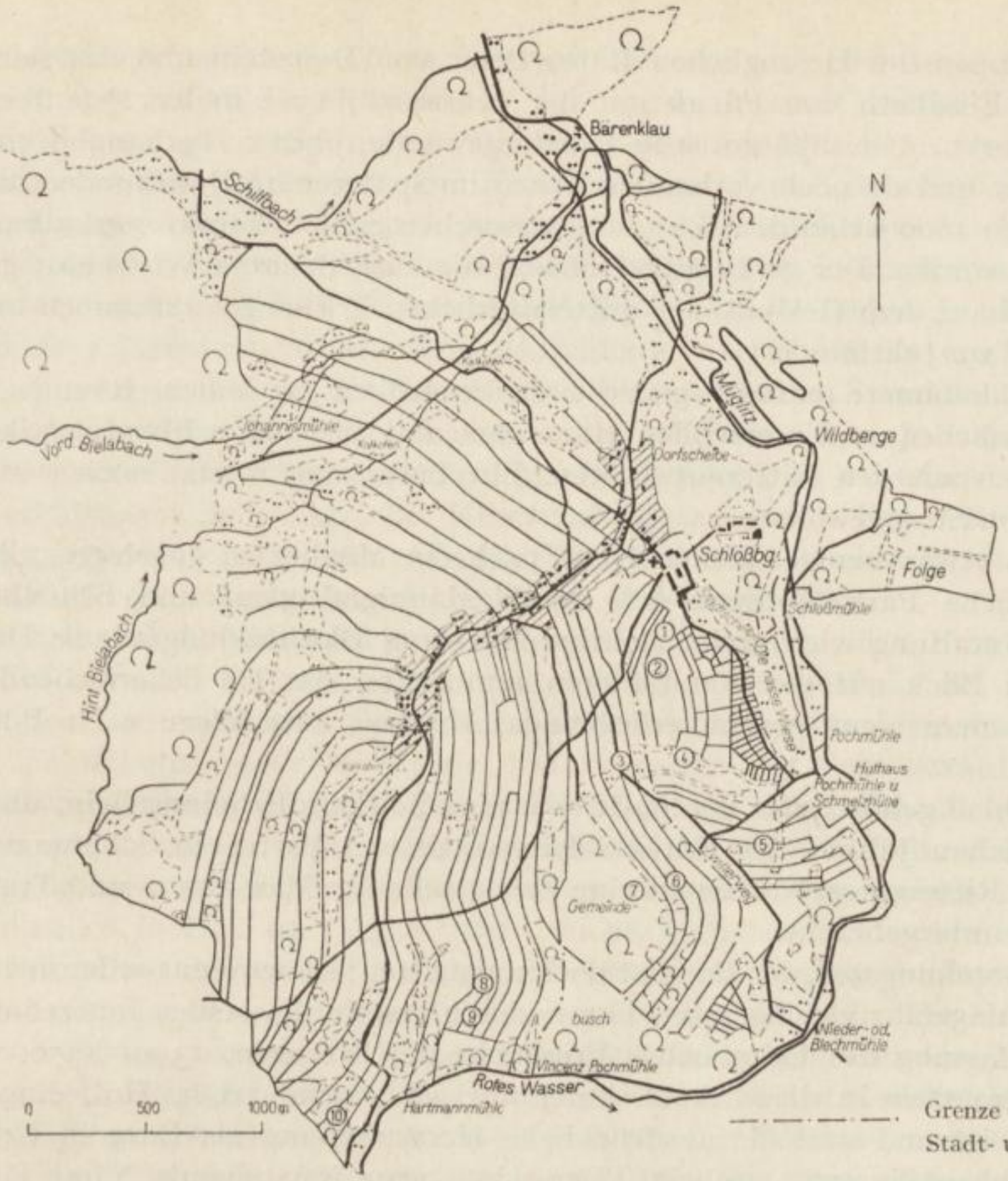


Abb. 31. Flur Bärenstein nach dem Flurkroki von 1835 ff.

1 Stadtlehen Stolln, 2 Susannen-Schacht, 3 St. Salomonis Erbstolln, 4 Tiefer Hiob Stolln, 5 St. Michaelis Fundgrube, 6 David Fundgrube, 7 Vincenz Fundgrube, 8 Tiefer Petrus Erbstolln, 9 Drei Kronen Erbstolln, 10 St. Johannis Erbstolln.

Burgweg, der vom Tal hinauf führte, soll ein Wachtturm vorgeschoben gewesen sein. Jünger sind die Unterteile des Baues an der Südostecke. Die Grundfesten sind mit den Zacken der Felsen verklammert, die nicht nur im Keller, sondern sogar unter den Dielen des ersten Stockwerkes auftauchen. Die an viele Burgen geknüpfte Erzählung von unterirdischen Gängen scheint hier ihre Richtigkeit zu haben, da im Keller der Eingang und im Müglitztal der Ausgang eines vermutlichen Fluchtweges sich auftut. Die bauliche Verbindung der älteren Teile, die Erweiterung nach Westen zu erfolgte — wie einige Öffnungen, besonders aber auch der Wendelstein in der Hofecke zeigen — am Ende des 15. und im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Aus der Zeit Walzig von Bernsteins stammt auch der Rundturm.

J 9 Die Wappen des Herzoglichen Rates Peter von Bernstein und das seiner Gemahlin Elisabeth von Pflugk mit der Jahreszahl 1522 finden sich über einer vermauerten Tür. Spätgotische Fenstergewände, ebenso Vorhangbogenfenster sind hier und da noch vorhanden. Auch im späteren 16. Jahrhundert und vor allem um 1800 ist an dem Bau, der inzwischen Schloßcharakter erhalten hatte, gebaut worden. Der geräumige Hof und die ausgedehnten Wirtschaftsgebäude — wohl auf dem Gelände der mittelalterlichen Vorburg — stammen aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Das Schloßinnere enthält gemalte Balkendecken in hohen Räumen, Reste altertümlichen und wertvollen Hausrates und viele Hirschkopfplastiken mit Geweihen aus den Rittergutsforsten. Ein Turmraum besitzt noch seine spätgotischen Sterngewölbe.

Der am etwas weniger steilen Hang nach der Müglitz zu angelegte, allgemein zugängliche Park zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Baumgestaltung wie durch mächtige Fels- und Blockbildungen aus. Den reizvollsten Blick auf die von Bäumen umrahmte, das Tal beherrschende Burg genießt man vom gegenüberliegenden Abhang, vom Wege nach Börnchen, aus.

Das Schloß gehört jetzt der Stadt, war eine Zeitlang Erholungsheim und dient seit etlichen Jahren der Nationaldemokratischen Partei zu Schulungskursen. In den Rittergutsgebäuden ist eine Zweigstelle der Maschinen- und Traktorenstation untergebracht.

Die Entstehungszeit der Burg ist noch umstritten; sie wird entweder mit der des Dorfes ungefähr gleichgesetzt, von anderen erst in die ersten Jahrzehnte nach der Abfassung des Lehnbuches Friedrichs des Strengen, 1350—1370, verlegt, weil Bärenstein in dieser Aufstellung nur als „curia", d. h. Hof, eingetragen worden ist und weil die ausdrückliche Hervorhebung als Burg in Urkunden verhältnismäßig spät erscheint. Der schon 1294 feststehende Name läßt aber mit seinem Grundwort „Stein" ein festes Haus, eine wirkliche Burg vermuten. Sollte der Ausbau zu einer solchen nicht sofort beim ersten Siedlungsvorstoß geschehen sein, so darf man wenigstens die baldige Errichtung eines befestigten Hofes, eben einer „curia munita" annehmen. Die Form „Bernstein" sowohl für Burg als auch für Dorf und Stadt wurde längere Zeit, für das eingesessene Ministerialen- oder Dienstmannengeschlecht für immer beibehalten.

Bärenstein und das wohl gegen 1240 erbaute Lauenstein werden von vornherein die gleiche Aufgabe gehabt haben, diesen Teil des Gebirges als meißnischen, wettinischen Besitz zu sichern. Im Verlauf der territorialen Auseinandersetzungen mit Böhmen mußte im Vertrag von Eger 1459, wie vielleicht schon 1289, dem böhmischen König die Oberlehnshoheit zugestanden werden, die formell erst 1806 erlosch, ohne je praktische Folgerungen ausgelöst zu haben. Noch 1473 erschien es aber erforderlich, von Dresden aus eine bewaffnete Gruppe zur Unterstützung der Bärensteiner in ihrem Kampf mit dem Hrabišic auf der Riesenburg auszusenden. Vorher hatte der Bärensteiner bereits Fehden mit den Wresowic von der Geiersburg zu bestehen gehabt.

SLUB
Wir führen Wissen.

Der am frühesten erwähnte Lehnsritter war Reinhold von Bernstein, der gegen 1300 gestorben ist. In der Mitte des 14. Jahrhunderts besaß Walcko von Bernstein als Lehnsträger außer seinem Rittersitz und dem Wald nur eine einzige Ortschaft, das Dorf Bärenstein. Die Kolonisation war nach dem ersten Ansatz ins Stocken geraten, der weitaus überwiegende Teil des Lehens blieb bis ins 15. Jahrhundert ein riesiger Waldbezirk, der im Süden bis in die Kammgegend, im Westen bis Ammelsdorf, Schönfeld und Seyde und im Südosten bis an die Herrschaft Lauenstein reichte. Die Auffindung von Zinnerzen erschien zunächst als großes Glück für die Besitzer und setzte sie in den Stand, eine Anzahl Dörfer nahe dem Nordrand ihres Lehnsbesitzes (so Falkenhain, Johnsbach zum Teil, Dittersdorf, Börnchen, Waltersdorf, Börnersdorf) zu erwerben und sich eine verhältnismäßig volkreiche Herrschaft auszubauen. Neue Rittergüter wurden gegründet; auf eigenem Boden Bärenfels und Bärenburg, durch Zusammenkauf von Bauerngütern Bärenklause und Giesenstein. J 9

Sehr schnell griff der finanziell gut beratene Landesherr Kurfürst Friedrich II., der „Sanftmütige", ein und benutzte eine günstige Gelegenheit, um 1446 ein Viertel des Bernsteinschen Besitzes zu erwerben und sich dort einträgliche Rechte zu sichern, bevor er Walzig von Bernstein mit dem gekauften Teil wieder belieh. Walzig mußte dabei die Verpflichtung übernehmen, aus seinen Wäldern den „Zinnern" Holz zum Feuersetzen, Rösten und Schmelzen sowie Grubenholz unentgeltlich zu liefern. Diese und andere Belastungen brachten ihn schließlich in Not, und der als der „reiche Bernstein" bekannte war bald stark verschuldet und mußte die gesamte Herrschaft verpfänden. 1491 kaufte Herzog Ernst im Auftrag seines Vaters, des Herzogs Albrecht, die Herrschaft für 10000 Gulden, trennte die jungen Bergstädte Altenberg und Altgeising mit den wichtigen Bergwerken und Wäldern ab und überließ den räumlich größeren, aber geringwertigeren Rest für 2800 Gulden Hans von Bernstein aus Ottendorf. Die Familie Bernstein suchte sich zwar durch Gründung neuer Ortschaften, wie Schellerhau, Kipsdorf, Bärenfels, Bärenburg, Stadt Bärenstein, zu entschädigen, gelangte aber nie wieder zu dem alten Reichtum. Der Hauptzweig der Familie starb 1638 mit Dam von Bernstein aus, und die Herrschaft ging in andere Hände über, war aber als solche schließlich nur noch auf die Stadt und die drei Dörfer Bärenstein, Börnchen und Waltersdorf beschränkt.

Die Einkünfte der Herrschaft waren vielfältig. Anfangs flossen sie auch aus dem Bergbau zusammen. Man betrieb eigene Zechen, von anderen zog man den Zehnten ein, erhob Waagegeld, Geleitsgeld, Hüttenzins, Radzins der Pochmühlen, und es stand ihr die Flut, die Gewinnung des in die Müglitz geschwemmten Zinns zu. Wichtiger und bezeichnender für die feudalistischen Verhältnisse waren auf die Dauer die Erträge des Waldes und vor allem die Abgaben und Fronen, auf die das Rittergut bis zur allgemeinen Ablösung durch das Gesetz von 1832 Anspruch erheben durfte. Nach dem Erbregister von 1702 erhielt die Herrschaft aus ihren vier Gemeinden in jedem Jahr 319 Taler 12 Groschen 5 Pfennige an Erbzinsen neben gewissen kleineren Ablösungen, $14^{3}/_{4}$ Scheffel Roggen (1 alter Dresdner Scheffel = 104 l), $208^{1}/_{4}$ Scheffel Hafer, 57 Gänse,

J 9 $114^1/_2$ alte Hühner, 54 junge Hühner, 3 Kaphähne, 4253 Eier; ferner mußten 494 Arbeitstage auf dem Feld geleistet werden. Bauhandwerker- und Leineweberarbeit hatten zu niedrigem Lohn, Handbaudienste „ohne einige Vergeltung" zu erfolgen. Es bestand für die Untertanen der Zwang, alles Vieh „und sonstige Victualien" vor dem Verkauf an andere der Herrschaft zu billigem Preis anzubieten. Wegen der Schaftrift lief um 1700 ein von den Bauern des Dorfes Bärenstein angestrengter Prozeß, während mit den Bauern von Börnchen und Waltersdorf vereinbart war, daß die Schafe des Rittergutes während dreier Wintermonate auf den dortigen Bauernfeldern weiden durften.
Das nach der Agrarreform von 1832 allein verbleibende, aber mit umfangreichen Waldungen ausgestattete Rittergut (1827 rund 130 ha Feld und Wiesen und 200 ha Wald) war von 1817 bis 1945 im Besitz der Familie von Lüttichau. Mit der Bodenreform von 1946 vergrößerte man aus der Rittergutsflur bisher zu klein gewesene Wirtschaften auf 8 bis 10 ha und gründete 5 Neubauernhöfe auf der „Feile" (s. J 1). Die Waldungen wurden Volkseigentum.

J 10 Bärenstein, Dorf

Das Dorf Bärenstein gehört zu den ältesten bäuerlichen Siedlungen des östlichen Erzgebirges. Es entstand wohl gleichzeitig mit oder kurz nach der Burg, wie der Name auf -stein vermuten läßt. Im Jahre 1294 hören wir seinen Namen das erstemal bei der Nennung seines Pfarrers.
Die Siedlung ist eng in das gewundene Tal eines Baches eingebettet und als echtes Reihendorf mit Waldhufenflur angelegt (Abb. 31). Im Oberdorf scharen sich die Höfe im flacheren Gelände in einer Rundform dicht aneinander, und die Hufen verlaufen geländebedingt zunächst radial, um dann mit Feldwegen und Steinrücken scharf nach Süden umzubiegen und sich über die Höhe hinweg und am Hang des Rotwassertales abwärts zu strecken. Wegen der Steilheit der Tallehne verlaufen die Steinrücken schließlich in der Längsrichtung des Geländeabfalles und damit quer zur Flureinteilung.
Der Bach senkt sich innerhalb der geschlossenen alten Siedlung auf $1^3/_4$ km Länge von 550 auf 450 m ü. NN ab. Sein Tal hat ein unausgeglichenes Gefälle und zeigt Terrassenbildungen zwischen 2 und 10 m Höhe. Es wird immer schmaler, und die Höfe des mittleren Unterdorfes rücken mehr und mehr vom feuchten Grund ab und liegen — in der Mehrzahl Zwei- und Dreiseithöfe — auf einem Terrassenrand hoch über der Dorfstraße. Dabei hat man ihre Hofanlagen oftmals durch kräftige Steinmauern gestützt. Den Talboden nehmen die Häusleranwesen ein.
In der ländlichen Bauweise des Dorfes herrschen die Fachwerkbauten vor. Oftmals ist das Fachwerk freilich verputzt oder durch Ganzmassivbau ersetzt worden. Holzbau ist nur noch in verbretterten Scheunen und Schuppen und in der Laubengalerie des ehemaligen Auszugshauses in Gehöft Nr. 22 vertreten. Noch gibt es eine Reihe von Strohdächern, doch überwiegt sonst die feste Bedachung und zwar das Schieferdach. Vereinzelt trifft man auch auf die alten

SLUB
Wir führen Wissen.

Feuerungsanlagen der sogenannten Vorgelege mit ihren spezifischen Einsteigessen. J 10
Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Türgewände der Hauseingänge. Oft weisen sie Korbbogen und Schlußstein auf, ebenso stoßen wir nicht selten auf Tafeln über den Haustüren, die, einer früheren Gepflogenheit gemäß, Initialen, Jahreszahlen und Spruchgut tragen (vgl. Nr. 34, 36 u. a.). Das Haus Nr. 68 am Bahnhofsgäßchen besitzt im schmuckhaften Schlußstein die Zeichen des Bergmannes, Schlägel und Eisen, ferner die Inschrift C. G. M. 1810.
Der geschützten Lage des Ortes ist wohl zuzuschreiben, daß Linden und Roßkastanien von besonders schönem Wuchs und auffällig viele Obstbäume zu finden sind.
Seit dem 1. 10. 1926 ist das Dorf mit der Stadt Bärenstein vereinigt.

Bärenstein, Stadt J 11

Das Städtchen Bärenstein, das mit dem Schloß durch eine Allee alter Linden verbunden ist, liegt in 490 m Höhe in einer flachen Senke zwischen der Sachsenhöhe und der Erhebung am Schloß, der „Scheibe". Der morphologische Befund läßt die Vermutung zu, daß die gesamte Hochterrasse ein alter Talboden ist. Dann müßte die Müglitz die Schloßhöhe als einen Umlaufberg westlich umflossen haben, ehe sie sich östlich davon endgültig eintiefte.
Eigentlich ist die Stadt nur ein Markt mit Straßenansätzen (Abb. 31). Um den weiten Platz von etwa 125 m Länge und 75 m Breite fügen sich in harmonischer Bescheidenheit, aber nicht völlig gleichförmig, zweigeschossige Häuser, von denen manche durch Tore die ehemaligen Bauernwirtschaften der Ackerbürger verraten. Die Hauseingänge sind bei nicht wenigen von Sandsteingewänden mit Korbbogen umgeben. Von einem gemeißelten Band eingefaßte Schlußsteine weisen Jahreszahlen zwischen 1739 und 1824 auf. In der Mitte steht mit festem dunklem Balkenwerk das „Alte Brauhaus", dessen große, den älteren Bewohnern noch bekannte Braupfanne den Brauberechtigten, den eigentlichen Vollbürgern, der Reihe nach zur Verfügung stand, so daß sie dann den ihnen zustehenden Reiheschank ausüben konnten. Die Vermutung, daß das Wappen mit dem Bärenkopf und die Jahreszahl 1604 über dem Eingang des Gebäudes auf ehemalige Bestimmung als Rathaus hinweisen, läßt sich wahrscheinlich nicht aufrechterhalten; denn in den „Privilegien" für die Stadt Bärenstein von 1702 ist zwar von einem „Rath-Brau- und Gemein Hauß" die Rede, aber gleichzeitig wird „vergünstiget", im Gebäude der herrschaftlichen Zinnwaage eine „Raths Stube vollens anzurichten", damit die Ratsmitglieder ihre Sitzungen nicht mehr in ihren Häusern abhalten müssen. Das vom Ende des 19. Jahrhunderts stammende jetzige Rathaus stört das Kleinstadtidyll durch seinen falschen Repräsentationsstil.
Eine Beziehung zu dem früheren Überlandverkehr stellt ein Sandsteinobelisk im Barockstil her, der sich unter dem Geäst einer prachtvollen Eiche erhebt. Ihn schmücken zwei kurfürstlich-sächsische und königlich-polnische Wappen-

J 11 paare und ein vergoldetes Posthorn über der Jahreszahl 1734. Nicht weniger als 87 Inschriften melden die Entfernungen in Postwagenstunden nach den wichtigsten Städten Kursachsens, aber auch nach weiteren Orten wie Magdeburg, Halle, Berlin, Guben, Lauban, Teplitz, Karlsbad, Eger oder Nürnberg.
Wie ein Bindeglied steht die Kirche zwischen der dörflichen und der städtischen Siedlung. Nur die Spitze ihres Turmes überragt das hohe Schieferdach. Die trotz fünfmaligen Brandschadens erhaltenen ältesten Teile des jetzigen Baues, die Umfassungsmauern und das Chorgewölbe, sind wahrscheinlich kurz vor 1500 entstanden. An das rechteckige Schiff schließt sich der zweijochige, polygonal geschlossene Chor an mit Strebepfeilern an den Ecken. Das Gewölbe mit gekehlten Rippenprofilen zeigt eine charakteristische spätgotische Figuration. Der im Unterteil spätgotische Turm schließt sich nördlich an. Im Chorpolygon hat sich die Sakramentsnische erhalten.
Nach dem Brand 1738 ließ Christian Gottlieb von Holzendorff die Kirche durch Johann Christian Simon und Johann Gottlieb Ohndorf wieder aufbauen. Die beiden Barockbaumeister lösten die Aufgabe mit bewundernswertem Takt: sie ordnen die Kanzel an der Südseite des Triumphbogens an und lassen die Empore westlich davon beiderseits halbrund ausschwingen. Die Orgel steht auf einer zweiten Empore mit geschwungener Brüstung. Der Altaraufbau ist eine Säulenarchitektur mit den allegorischen Figuren des Gesetzes und des Evangeliums zwischen den Säulen; in der Mitte ein recht schwaches Christusbild des 19. Jahrhunderts. Eine originelle Lösung für den Turmabschluß fanden die Baumeister mit dem obeliskenartigen Knauf.
In der Sakristei sind zwei beachtliche Sandsteinreliefs, Abendmahl und Auferstehung, Reste eines Epitaphs um 1580 aus der Freiberger Lorenz-Werkstatt, eingemauert. Im Chorpolygon finden sich vier interessante Bildnisgrabsteine Bärensteiner Grundherren.
Auf dem Friedhof stehen als beachtliche volkskünstlerische Erzeugnisse sieben gut erhaltene schmiedeeiserne Grabkreuze.
Das städtische Bärenstein ist eine verhältnismäßig junge Siedlung. Nachdem der Grundherrschaft die Städte Altenberg und Altgeising verlorengegangen waren (s. J 9), suchte der neue Lehnsinhaber, Hans von Bernstein, dem verbliebenen Gebiet einen wirtschaftlichen Mittelpunkt zu schaffen. Auf den östlichen Hufen des unteren Dorfes, die infolgedessen jetzt fehlen, legte er 1501 und 1504 ein „nawes Stettlin" an, das trotz des Einspruchs der um ihren Markthandel besorgten Altenberger von Herzog Georg das Stadtrecht erhielt und von dem wir 1502 als Naustadt, 1529 als Newstedtleyn, 1551 als Naustadt Bärensteyn hören. Es gedieh aber nicht wesentlich über den weit abgesteckten Marktplatz hinaus. Große Brände im 17. und 18. Jahrhundert wirkten lähmend auf das Fortkommen der Stadt, ohne die Hauptursachen des Zurückbleibens zu sein. Am stärksten wütete das Feuer 1640, das Kirche, Pfarre, Schule und 40 Häuser in der Stadt und 8 im Dorf schädigte oder vernichtete. 1738 waren wieder Kirche und Pfarrhaus, dazu 18 Bürgerhäuser und im Dorf 5 Höfe und 6 Einzelhäuser betroffen. Aber immer führte Bärenstein ein kümmerliches Da-

sein und konnte erst nach dem Zusammenschluß mit dem Dorf den Rang der kleinsten Stadt Sachsens an Liebstadt abgeben. J 11

Wenn wir überhaupt davon sprechen wollen, daß Bärenstein eine gewisse Blüte erlebte, so müssen wir den Anfang des 16. Jahrhunderts ins Auge fassen, als der Bergbau eingesetzt hatte. Die Herrschaft besaß ein eigenes Bergamt mit einem Bergmeister; die technischen Anlagen beschränkten sich auf eine Pochmühle und eine Schmelzhütte. Um 1700 gab es in Stadt und Dorf Bärenstein nicht weniger als 14 Pochmühlen. Die Flurnamenverzeichnisse wissen noch von 3 Fundgruben, 10 Erbstolln und 2 Pochmühlen zu berichten, die aber sicher zu verschiedenen Zeiten betrieben worden sind. Als letztes Bergwerk war von 1853 bis 1864 die Michaelisfundgrube südwestlich des Huthauses im Gange.

Eine bescheidene Aufgabe als wirtschaftlicher Sammelpunkt erfüllte das Städtchen insofern, als viele Handwerker, am Anfang des 19. Jahrhunderts bei 324 Einwohnern nicht weniger als 42, aufgenommen wurden. Die wirtschaftlich kräftigsten unter ihnen waren die 13 Fleischer, die das Recht besaßen, Fleisch nach Dresden zu liefern. Der ständige Bedarf rief eine beachtliche Viehmast im Ort hervor.

Wegen des Reiheschankes und wegen des Bierausschrotens für 3 Dörfer war das Bierbrauen nicht ohne Bedeutung. Einen Gasthof gab es daher bis 1814 nicht, und die jeweils den Bierschank betreibenden Bürger hatten deshalb auch die öffentliche Beherbergung zu garantieren.

Immer war gegenüber den Gewerben, auch in der Stadt, der Ackerbau wichtig und ist es bis heute noch sowohl als Haupt- wie auch als Nebenerwerb geblieben. Im Gegensatz zur Flur des Dorfes (1900: 1059 ha), die die alte Hufeneinteilung beibehalten hat, ist die Stadtflur (1900: 191 ha) in kleine Blöcke und Feldstreifen zerlegt. In der gesamten zusammengelegten Gemeinde (1946: 1216 ha) überwogen unter den bäuerlichen Betrieben die mit einer Betriebsgröße zwischen 5 und 20 ha (41 Wirtschaften), 16 andere besaßen 2 bis 5 ha, 5 dagegen 20 bis 50 ha, 1 zwischen 50 und 100 ha. Die ersten schlossen sich schon 1953 zu einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Typs III zusammen. Diese suchte sowohl den Bodenertrag als auch die Besetzung mit Vieh durch neue Wirtschaftsmethoden zu heben. Später bildete sich noch eine Genossenschaft vom Typ I, und seit dem Jahre 1960 arbeiten alle Bauern genossenschaftlich.

Die gewerbliche Entwicklung Bärensteins war in den letzten Jahren mit der Gründung einiger volkseigener Betriebe verbunden. Die ehemalige Schloßmühle wurde Sägewerk (s. J 8), im Ortsteil Hartmannmühle entstand ein feinmechanisches Werk und im Dorf Bärenstein eine Produktionsstätte des VEB Rechenelektronik Glashütte.

Anhang

A. Einwohnerzahlen 16.—20. Jahrhundert

	1548/52			1748/64			1834	1871	1890	1910	1925	1939	1946	1962
	besess. Mann	Häusler	Inwohner	besess. Mann	Gärtner	Häusler								
Bärenstein, Dorf	37		33	32	9	16	404	489	529	504	628	1325	1693	1477
Bärenstein, Stadt	49		43			51	449	606	586	609	672			
Börnchen	13		4	23		16	302	404	433	410	436	412	559	248
Cunnersdorf	35		57	29	2	19	434	487	537	522	566	476	668	530
Dippoldiswalde	256		57	262			2273	2997	3436	4255	4429	4917	5937	5443
Dittersdorf	49	14		46			502	573	604					
Neudörfel	7		58	8	6	11	59	64	77	746	848	869	1122	874
Rückenhain	10			9			60	58	68					
Dönschten					10		90	125	137	343	352	320	433	390
Falkenhain	21		20	18		8	227	230	244	349	318	386	615	562
Glashütte	113		37	103			989	1671	2005	2674	3147	3490	4007	4307
Johnsbach	47	4	50	53	5	21	592	729	705	865	760	767	1073	1038
Bärenhecke	2		3											
Kipsdorf	9		2	8	18		100	148	329	467	569	540	824	706
Luchau	24		30	24	4	6	291	312	319	310	334	316	469	387
Niederfrauendorf	19		19	23		8	209	224	229	222	221	229	346	319
Obercarsdorf	27[1]	11[2]		26		7	327	459	433	671	629	765	991	798
Oberfrauendorf	31		17	22	4	2	282	286	288	375	349	379	500	467
Reinhardtsgrimma	36	22[2]	70	24		40	786	870	975	923	882	911	1268	1280
Reinholdshain	30		37	27		10	342	391	433	428	422	440	611	530
Schlottwitz	5		17	5		4	67	163	249	292	429	350	518	958
Schmiedeberg	25		25	21		19	439	513	794	2402	2432	2518	3184	3916
Niederpöbel														
Ulberndorf	25		17	10	5	9	262	316	367	412	437	418	538	474
Elend							148	114	110	97	104	97	131	

[1] 1569 [2] Gärtner

B. Verzeichnis der Naturdenkmale

Bärenfels	Tanne im Forstrevier Abt. 61, an der Straße Wahlsmühle-Oberpöbel
Dippoldiswalde	Schwarzpappel an der Landstraße Dippoldiswalde—Glashütte bei km 0,625
	Eiche im Stadtpark
	Ulme Dr.-Friedrichs-Str. 15
	Fichte 300 m oberhalb der Einmündung des Tännichtgrundbaches in die Talsperre Malter
Dönschten	Rotbuche an der Straße Buschmühle—Falkenhain
Kipsdorf	Blau- und Douglasfichten auf dem Brandberg
Reinhardtsgrimma	Sommerlinde zwischen Schule und Friedhofseingang
	Sommerlinde 650 m südwestlich des oberen Ortsausganges an der Straße Frauendorf—Reinhardtsgrimma
	Kastanie am Heideberg 300 m südlich der Straße Reinhardtsgrimma—Hausdorf
	Rotbuche 250 m südlich der Turnhalle am Weg nach dem „Hahn“
	Rotbuche 200 m südlich der Turnhalle am Weg nach dem „Hahn“
	Rotbuche am Grimmstein 350 m südlich des Buschhauses
	Steineiche nördlich der Straße Reinhardtsgrimma—Hausdorf am Heidekrug
	2 Winterlinden, 1 Esche am oberen Ortsausgang, Straße Reinhardtsgrimma—Niederfrauendorf
	Eiche (sog. Kalte Eiche) auf der Höhe 430,3 zwischen Lockwitzbach und Quergrund
	Traubeneiche an der Brettschneidemühle
Schlottwitz	Eibe (sog. 1000jährige Eibe) am Lederberg (Fußweg nach Großröhrsdorf)
Schmiedeberg	Eiche am Mühlweg
	Linde am Jägerhaus, Straße Dippoldiswalde—Schmiedeberg
	12 Weymouths-Kiefern, 1 Schwarzkiefer am Bahnhof, Weißeritzufer
Ulberndorf	Linde am Gasthof Frankenmühle
	2 Eiben am Ortsausgang Richtung Altenberg jenseits der Weißeritzbrücke

C. Literaturverzeichnis

I. Gedruckte Karten

Topographische Karte (Meßtischblatt) 1 : 25000, Blatt 5148, Dippoldiswalde.

Geologische Karte von Sachsen, Blatt 101, Dippoldiswalde—Glashütte, II. Auflage 1915.

Die gute Wanderkarte, Ost-Erzgebirge 1 : 30000. Bibliographisches Institut Leipzig.

Oberreitscher Landatlas von Sachsen 1 : 37600, 1821/22. Blatt X (Dresden) und XVI (Altenberg).

Matz, R.: Agraratlas über das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Gotha 1956.

II. Archivalische Quellen (Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden = LHA)

Bergwerke bei Dippoldiswalde. Loc. 4500.

Beylagen zu der XXten bis mit XXVIten Quadrat-Meile, aufgenommen im Jahr 1785, G. Knüpfer, Nr. 332 ff.

Flurnamenverzeichnisse mit Flurkrokis.

Francke, M., Schmidt, J., u. Popp, E.: Forstortsnamen des Staatsforstreviers Bärenfels (Manuskript).

Hanicke, G.: Waldbuch über die ins Kgl. u. Churf. Sächs. Ambt Dippoldiswalde gehörigen Heyden, 1726/27. Loc. 38509.

Schmidt, J.: Flurnamen, Forstortsnamen des Staatsforstrevieres Schmiedeberg (Manuskript 1927).

Zettelkatalog zum Historischen Ortsverzeichnis, Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde.

Zürners geographische und statistische Unterlagen über einzelne Orte zum Atlas Augustaeus. Loc. 9763, Bd. 3.

III. Allgemeine Darstellungen

Albinus, P.: Meißnische Land- und Berg-Chronica. Dresden 1589/90.

Blaschke, K.: Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Leipzig 1957.

Bönhoff, L.: Die Burgen des sächs. Erzgebirges. Glückauf 31. Jg., H. 2, 1911. 47. Jahrg., H. 8, 1927.

Burgkhardt, J.: Das Erzgebirge, eine orographische und anthropographische Studie. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1888.

Gäbert, C., und Zemmrich: Das Erzgebirge. Meißen 1911.

Jobst, W., und Grundig, H.: Um Gottleuba, Berggießhübel und Liebstadt. Werte der deutschen Heimat, Bd. 4. Berlin 1961.

Keyser, E.: Deutsches Städtebuch, 2. Bd. Stuttgart 1941.

SLUB
Wir führen Wissen.

Sachsens Kirchengalerie, Bd. 4 (Inspectionen Pirna, Altenberg, Dippoldiswalde). Dresden um 1840.
Neue Sächsische Kirchengalerie. Ephorie Dippoldiswalde. Leipzig 1901—1914.
Klengel, A.: Sagenbuch des östlichen Erzgebirges. Altenberg 1938.
Knauth, P.: Ortsnamenkunde des östlichen Erzgebirges. Freiberg 1927.
Kötzschke, R.: Ländliche Siedlung und Agrarwesen in Sachsen. Forschungen zur deutschen Landeskunde, Bd. 77. Remagen 1953.
Kötzschke, R., und Kretzschmar, H.: Sächsische Geschichte, 2 Bde. Dresden 1935.
Kuhfahl, G.: Die alten Steinkreuze in Sachsen. Dresden 1928, Nachtrag 1936.
Kuhfahl, G.: Die kursächsischen Postmeilensäulen Augusts des Starken. Dresden 1930.
Meiche, A.: Historisch-topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna. Dresden 1927.
Schiffner, A.: Das Königreich Sachsen. Stuttgart 1845.
Schumann, A.: Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen. 18 Bde. Zwickau 1814—33.
v. Süssmilch-Hörnig: Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Annaberg 1894.

IV. Natur

1. Geologie / phys. Geographie

Beier, H.: Die Weißeritz-Talsperren. Dresdner Wanderbuch, II. Teil. Dresden 1922.
Fischer, W.: Ist eine Ausbeutung der fast vergessenen sächsischen Vorkommen von Topas und Achat heute wirtschaftlich möglich? Fortschritte der Mineralogie, Kristallographie und Petrographie N. F. 41, 22. Bd. Berlin 1937.
Gallwitz, H.: Die tektonische und morphologische Entwicklung des Elbtalgrabens. Stille-Festschrift. Stuttgart 1936.
Hedrich, G.: Der Schlottwitzer Achat. Sächsische Heimatblätter, 5. Jg., H. 7. Dresden 1959.
Häntzschel, W.: Das Cenoman und die Plenuszone der sudetischen Kreide. Abh. d. Preuß. Geol. Landesanstalt, N. F. 150. Berlin 1933.
Hochwasserkatastrophe im östlichen Erzgebirge 1927. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 16, H. 9—12. Dresden 1927.
Hydrographische Karte des Königreichs Sachsen, bearbeitet von der Wasserbaudirektion Dresden, 1893. Als Neubearbeitung (1935): Die Wasserläufe des Landes Sachsen.
Kühne, P.: Die Tätigkeit des fließenden Wassers im Quellgebiet der Lockwitz. Staatsexamensarbeit, Pädagogische Hochschule Potsdam 1957 (Manuskript).
Michaelis, P.: Der barytführende Achatgang von Oberschlottwitz. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis. Dresden 1912.
Müller, H.: Über die Erzlagerstätten in der Umgegend von Berggießhübel. Leipzig 1890.

Neef, E.: Die naturräumliche Gliederung Sachsens. Sonderdruck aus: Sächsische Heimatblätter. Dresden 1960.
Pietzsch, K.: Abriß der Geologie von Sachsen. Berlin 1956.
Pietzsch, K.: Geologie von Sachsen. Berlin 1962.
Prescher, H.: Die Niederschönaer Schichten der sächsischen Kreide. Freiberger Forschungshefte, C 34. Berlin 1957.
Reinisch, R.: Erläuterungen zur Geologischen Karte von Sachsen, Blatt 101, Dippoldiswalde—Glashütte. Leipzig 1919.
Richter: Klimatische Verhältnisse einiger Kurorte am ostsächsischen Erzgebirgshang. Jubiläumsband zur 35. Wiederkehr des Gründungstages des Geophysikal. Inst. d. Univ. Leipzig. Leipzig 1949.
Schmidt, K.: Die erzgebirgischen Gneise. Sächsische Heimatblätter, 5. Jg., H. 6. Dresden 1959.
Schreiter, R.: Geologischer Führer durch das Erzgebirge. Freiberg 1927.
Schultze, J. H.: Die naturbedingten Landschaften der DDR. Jena 1955.
Schumann, K.: Auf der Schwelle des Erzgebirges. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. XII, H. 1/3. Dresden 1923.
Siegel, J.: Die Veränderungen des Waldbildes im östlichen Erzgebirge im Wandel der geschichtlichen Jahrhunderte. Dissertation TH Dresden 1925.
Süss-Weicker: Rings um Dresden in 15 Tagen. Dresden 1923.
Die große Wassersnot in Sachsen 1897. Leipzig 1898.
Wagner, P.: Geologie des Osterzgebirges. Mittl. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 13, H. 4. Dresden 1924.
Wagner, P.: Dresdner Wanderbuch, Teil II. Dresden 1934.
Wagner, P.: Wanderbuch für das östliche Erzgebirge. Dresden 1934.
Weicker, G., und Wiese, A.: Die Augen auf! Heimatbücher für die weitere Umgebung von Dresden. 1. Bd.: Gesteine und Landschaft. Leipzig 1926.
Wilhelm, W.: Beiträge zur Morphologie des Nordabhanges des östlichen Erzgebirges. Mitteilungen des Vereins f. Erdkunde Dresden, Bd. III, H. 3/4. Dresden 1925.

2. Botanik/Zoologie

Borsdorf, W.: Vegetationskundliche Untersuchungen im Wilischgebiet bei Dresden. Wiss. Zeitschr. T. H. Dresden, Nr. 8. Dresden 1959.
Braess, M.: Die Eiben im Müglitztal. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 7, H, 1/4. Dresden 1918.
Eichhorn, A.: Im Banne der Steinrücken. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. XIII, H. 3/4. Dresden 1924.
Funke, F.: Die Bärenfelser naturgemäße Waldwirtschaft. Berlin 1954.
Grundig, H.: Beiträge zur pflanzengeographischen Charakteristik des östlichen Teiles des Osterzgebirges. Ber. d. Arb. Gem. sächs. Botaniker, N. F. 2. Dresden 1960.
Kästner, M.: Die Oberjohnsbacher Orchideenwiese. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 29, H. 1/4. Dresden 1940.
Kienitz, E.: Wandlungen des Holzartenbildes im sächsischen Staatswald seit dem 16. Jahrhundert. Tharandter Forstl. Jahrbuch. Tharandt 1936.
Kreher, Ch.: Die Borstgrasrasen des Osterzgebirges. Ber. d. Arb. Gem. sächs. Botaniker, N. F. 1. Dresden 1959.

SLUB
Wir führen Wissen.

Meyer, H.: Hat die Bärenfelser Wirtschaft die Rückgängigkeit der Tanne (Abies alba) aufzuhalten vermocht? Forst und Jagd, 5. Jg., H. 8, 1955.
Meusel, H.: Entwurf einer Gliederung Mitteldeutschlands und seiner Umgebung in pflanzengeographische Bezirke. Wiss. Zeitschr. Univ. Halle, math.-nat. Reihe, Nr. 4. Halle 1955.
Die Naturschutzgebiete der DDR. Stand 31. 12. 1957. Herausgeber: Institut f. Landesforschung und Naturschutz Halle d. Dt. Akademie d. Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin.
Naumann, A.: Die Pflanzenwelt des Trebnitztales. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. VII, H. 1—4. Dresden 1918.
Naumann, A.: Die Vegetationsverhältnisse des östlichen Erzgebirges. Abh. d. Naturwissensch. Ges. Isis. Dresden 1920/21.
Reinhold, F.: Bestockung der kursächsischen Wälder im 16. Jahrhundert. Dresden 1943 (als Manuskript vervielfältigt).

V. Gesellschaft

1. Geschichte

Becker, H.: Mundart und Geschichte im Osterzgebirge. Mitteldeutsche Studien, H. 4. Halle 1933.
Blaschke, K.: Das Bauernlegen in Sachsen. Vierteljahresschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, 42. Bd., H. 2, 1955.
Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae. I, II. Leipzig 1864f.
Ermisch, H.: Die Dohnasche Fehde. Neues Archiv für Sächs. Geschichte, Bd. 22. Dresden 1901.
Falke, J.: Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung. Leipzig 1868.
Gröger, H.: Die Herrschaften im östlichen Erzgebirge. Diss. Leipzig 1921.
Löscher, H.: Die bäuerliche Nachbesiedlung des Erzgebirges um 1500. Blätter für deutsche Landesgeschichte, 91. Jg. Wiesbaden 1954.
Mörtzsch, O.: Die Ämter Dohna, Pirna und Königstein nach dem Hussitenkriege. Über Berg und Tal, 25. Jg., Nr. 5. Dresden 1902.
Schmidt, O. E.: Die Entwicklung und die Zukunft des östlichen Erzgebirges. Glückauf, Jg. 44, H. 11. Schwarzenberg 1924.
Schmidt, O. E.: Zur Siedlungsgeschichte der Flußgebiete der Müglitz und der Gottleuba. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 16, H. 9—12. Dresden 1927.
Schmidt, O. E.: Besiedlung des Erzgebirges. Neues Archiv für Sächs. Geschichte, Bd. 40. Dresden 1919.
Schmidt, O. E.: Siedlungsgang und Siedlungsformen im östlichen Erzgebirge. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 13. Dresden 1924.
Walther, H.: Slawische Namen im Erzgebirge in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte. Beiträge z. Namenforschung, Bd. 11. Heidelberg 1960.

2. Kunstgeschichte

Akten des Pfarramtsarchivs Schmiedeberg.
Altendorff, H.: Die St. Nicolaikirche in Dippoldiswalde. Leipziger Ztg. Wiss. Beil. 1877, S. 37—38.

Beuchel, J.: Schloß Bärenstein im Erzgebirge. Seminararbeit am Kunsthistorischen Seminar der TH Dresden 1950.
Dähnert, U.: Die Orgeln Gottfried Silbermanns in Mitteldeutschland. Leipzig 1953.
Geller, H.: Franz und Ferdinand Pettrich. Dresden 1955.
Holzhausen, W.: Johann Christian Neuber, ein sächsischer Meister des 18. Jahrhunderts. Halbedelsteine und Porzellan in der Zeit Friedrich Augusts des Gerechten. Dresden 1935.
Die Kirche St. Wolfgang der Bergstadt Glashütte in vier Jahrhunderten. Glashütte 1935.
Michael, M.: Die Kirchen zu Dippoldiswalde. Berlin 1939.
Die Nicolaikirche in Dippoldiswalde. Wiss. Beil. d. Leipziger Ztg. 1882, S. 512 bis 513.
Rüdiger, A.: Die links der Elbe gelegenen Burgen im Königreich Sachsen. Diss. TH Dresden 1909.
Scholze, H. E.: Johann Friedrich Knöbel. Seminararbeit am Kunsthistorischen Seminar der TH Dresden 1953.
Sponsel, J. L.: Flötner-Studien. Jb. d. preuß. Kunstsammlungen, 45, 1924 und 46, 1925.
Steche, R.: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde. Dresden 1883.

3. Darstellung einzelner Orte und Persönlichkeiten

Becher, W.: Schloß Weesenstein und seine Umgebungen. Dresden 1847.
Birkner, E.: Was ich von Schmiedeberg weiß und dort erlebt habe. Dresden 1897.
Bönhoff: Die Burgen des sächsischen Erzgebirges: Dippoldiswalde. Glückauf, Jg. 31. Schwarzenberg 1911.
Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt Glashütte. Glashütte 1906.
Eichhorn, A.: Das war — das ist unser Glashütte. Festschrift zur 450-Jahrfeier der Stadt Glashütte. Glashütte 1956.
Eichhorn, P.: Erinnerungen aus der alten Zeit von Schmiedeberg. Glückauf, 36. Jg., Nr. 7. Schwarzenberg 1916.
Zum 100jährigen Geburtstag eines Wohltäters des östlichen Erzgebirges (Ferdinand Adolf Lange in Glashütte). Glückauf, 35. Jg., Nr. 4. Schwarzenberg 1915.
Knebel, K.: Geschichte der Stadt Dippoldiswalde bis zum Jahre 1918. Dippoldiswalde 1920.
Köhler, A.: Die Steinrücken in der osterzgebirgischen Landschaft (Rückenhain). Glückauf, 60. Jg., Nr. 6. Schwarzenberg 1940.
Krausse, J.: Reinhardtsgrimma, die Geschichte des Bevölkerungsaufbaus eines sächsischen Dorfes. Dippoldiswalde 1937.
Leipoldt, J.: Die Folge, Bedeutungsbestimmung eines ostdeutschen Flurnamens. (Glashütte.) Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde, 5. Jg., H. 2, 1936.
Meissner, Ch.: Umständliche Nachricht von der Churfürstlich Sächßischen Schriftsäßigen freyen Zien-Berg-Stadt Altenberg . . . und einem Anhange

von den benachbarten Städten und Burg-Oertern. Dresden und Leipzig 1747.
Mulert, G.: Der Räuberhauptmann Lips Tullian, Natur und Heimat, 8. Jg., H. 4. Berlin 1959.
Neubauer, E.: Eine Waldhufensiedlung. (Dittersdorf.) Heimat, 2. Jg., H. 7/8. Pirna 1927/28.
Rüger, C. E.: Beiträge zur älteren Geschichte von Dippoldiswalde. 1863.
Schmiedeberg: Kaufvertrag über das Rittergut Schmiedeberg und dessen Zubehör (1666).
Kurzer Extract aus der Schmiedebergischen Annalibus (1736).
Vollständiges Inventarium über sämbtliche zu dem Rgt. und Hammerwerk Schmiedeberg gehörige Immobilia (1740).
Hermann, J.: Kurze Beschreibung des Ritterguts und Hammerwerks Schmiedeberg 1730.
Sämtlich: Landesbibliothek Dresden, K 9, Bergwerkssachen (Manuskript).
Schmidt, O. E.: Aus den Archiven der Familie v. Carlowitz. Glückauf, 51. Jg., Nr. 6. Schwarzenberg 1931.
Schmidt, O. E.: Reinhardtsgrimma, ein Ort und ein Schloß abseits der großen Heerstraße. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz Bd. 30, H. 1—4, Dresden 1941.
Steinbrucker, Ch.: Die Uhrenindustrie im Erzgebirge (Glashütte). Glückauf, 57. Jg., Nr. 6. Schwarzenberg 1937.
Tinius, H.: Festschrift zur 750-Jahrfeier von Reinhardtsgrimma im Jahre 1956.

4. Wirtschaft

Gringmuth, W.: Agrargeographische Probleme im östlichen Erzgebirge, behandelt an den Aufgaben der MAS Kreischa. Diplomarbeit d. math.-nat. Fakultät d. Univ. Leipzig. Febr. 1953 (Manuskript).
Hager, K.: Betrachtungen zur Umgestaltung der Müglitztalbahn Heidenau—Altenberg. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, 30. Bd., H. 1—4. Dresden 1941.
Lamer, L.: Die Landwirtschaft im Erzgebirge im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. (Betr. Amt Dippoldiswalde 1781). Glückauf, 14. Jg., H. 2–7. Schwarzenberg 1894.
Leuschner, F.: Der Eisenbahnbau Heidenau—Altenberg. Über Berg und Tal, 60. Jg., H. 7. Dresden 1937.
Meiche, A.: Ein Mühlenbuch. Dresden 1927.
Simon, A.: Die Verkehrsstraßen in Sachsen bis zum Jahre 1500. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 7. Leipzig 1892.
Speck, A.: Die historisch-geographische Entwicklung des sächsischen Straßennetzes. Wiss. Veröff. d. Dt. Inst. f. Länderkunde, N. F. 12. Leipzig 1953.
Wiechel, H.: Die ältesten Wege Sachsens. Sitzungsberichte der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis. Dresden 1901.
Zühlke, D.: Städtische Siedlungen des Osterzgebirges. Wiss. Veröff. d. Dt. Inst. f. Länderkunde, N. F. 19/20. Leipzig 1963.

5. *Bergbau (Geschichte und Wirtschaft)*

Beytrag zur Geschichte des Bergamtes Glashütte. Freiberger gemeinnützige Nachrichten VII, S. 267—270. Freiberg 1806.

v. Böhmer, K. F.: Übersicht des Eisenhütten- und Hammerwerkes zu Schmiedeberg. Magazin der Bergbaukunde, 8. Freiberg 1791.
Churfürstlich-Sächsischer Berg-Calender. Marienberg 1776.
Ermisch, H.: Das Sächsische Bergrecht des Mittelalters. Leipzig 1887.
Flasche, K. G.: Die Ehre des kursächsischen Bergwerks in dem erzgebirgischen Kreise. Handschrift (1758/59) im Archiv des Freiberger Altertumsvereins.
Gräbner, W.: Überblicke über Wesen und Geschichte der Hammerwerke. Manuskript im Inst. f. Denkmalpflege. Dresden 1951.
Hoffmann, C. A. S.: Mineralogische Beschreibung eines Teils des Glashütter Reviers, nebst einer kurzen Geschichte des dasigen Bergbaus. Bergmännisches Journal Freiberg, 3. Jg., 2. Bd. 1790 und 4. Jg., 1. Bd. 1791.
Kromayer, H.: Sozialgeschichtliches aus dem osterzgebirgischen Bergbau. Glückauf, Jg. 50. Schwarzenberg 1930.
Langer, J.: Altertümliche Bergbaunamen in der Landschaft Dippoldiswalde—Altenberg. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 18, H. 1/2. Dresden 1929.
Langer, J.: Der ostelbische Bergbau im und am Gebiet der Dresdner Heide und der Sächsischen Schweiz. Neues Archiv für Sächsische Geschichte, 50. Bd., S. 1—66. Dresden 1929.
Löscher, H.: Vom Bergregal im sächsischen Erzgebirge. Freiberger Forschungshefte, D 22. Berlin 1957.
Löscher, H.: Die Bedeutung Glashüttes für die sächsische Bergrechtsgeschichte. Bergakademie, 8. Jg., 5. H. Freiberg 1956.
Löscher, H.: Erzgebirgische Glashütten vor 1600. Bergakademie, Jg. 1957, H. 11. Berlin 1957.
Schiffner, C., Gräbner, W.: Alte Hütten und Hämmer in Sachsen. Freiberger Forschungshefte, D 14. Berlin 1959.
Schumann, R.: Das Bergbaugebiet von Niederpöbel. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 19, H. 1/2. Dresden 1930.
Schumann, R.: Dichtung und Wahrheit über den Bergbau zwischen Tharandt und Dippoldiswalde. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 22, H. 10—12. Dresden 1933.
Stephani, J. E.: Ausführlicher Extract aus denen bei dem Berg Amt Glaßhütte befindlichen Berg-, Gegen- und Rezeßbüchern und anderen vorhandenen Nachrichtungen. Freiberg 1717 (Handschrift).
Wagner, P.: Eisenbergbau und Hammerwerke im östlichen Erzgebirge. Mittlg. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. 13. Dresden 1924.
Wilsdorf-Herrmann-Löffler: Bergbau, Wald, Flöße. Freiberger Forschungshefte, D 28. Berlin 1960.

VI. Periodica

Über Berg und Tal. Monatsschrift des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz. Dresden und Pirna.
Glückauf. Zeitschrift des Erzgebirgsvereins, Schwarzenberg.
Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Dresden.
Der Rütteltisch. Betriebszeitung des VEB Ferdinand Kunert Schmiedeberg.

D. Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1. Höhenschichtendarstellung 2
Abb. 2. Geologische Übersicht 3
Abb. 3. Verbreitung einiger pflanzengeographisch bedeutsamer Arten . . 8
Abb. 4. Verteilung von Wald, landwirtschaftlich genutzten Flächen und Siedlungen 9
Abb. 5. Plan von Dippoldiswalde 14
Abb. 6. Naßpochwerk 17
Abb. 7. Dippoldiswalde, Freiberger Straße 18 29
Abb. 8. Dippoldiswalde, Grundriß der Nikolaikirche 30
Abb. 9. Reinholdshain Nr. 23, Toreinfahrt 37
Abb. 10. Mittlere Monatsabflüsse der Roten Weißeritz 41
Abb. 11. Täglicher mittlerer Abfluß der Roten Weißeritz 42
Abb. 12. Aufzeichnung des Pegelschreibers Dippoldiswalde 43
Abb. 13. Schloß Reinhardtsgrimma, Erdgeschoßgrundriß. 56
Abb. 14. Profile durch das Lockwitztal 62
Abb. 15. Luchau Nr. 3, Toreinfahrt und Pforte 70
Abb. 16. Beispiel einer Flußanzapfung am Cunnersdorfer Bach 75
Abb. 17. Fluren von Nieder-, Oberfrauendorf und Luchau 92
Abb. 18. Forst Schmiedeberg 98
Abb. 19. Schmiedeberg, Grundriß der Kirche 103
Abb. 20. Altersgliederung der Werksangehörigen im VEB Gießerei und Maschinenbau Ferdinand Kunert Schmiedeberg 113
Abb. 21. Arbeitereinzugsgebiet des VEB Gießerei und Maschinenbau Ferdinand Kunert Schmiedeberg 114
Abb. 22. Vergleich zwischen Waldkappen und Basaltausdehnung 117
Abb. 23. Gebiet des Müglitzmäanders bei Glashütte 124
Abb. 24. Lageskizze von Glashütte 126
Abb. 25. Steinrückenlandschaft von Rückenhain 141
Abb. 26. Fluren von Neudörfel und Rückenhain 142
Abb. 27. Fluren von Dittersdorf und Börnchen 152
Abb. 28. Fluren von Dönschten, Falkenhain und Johnsbach 160
Abb. 29. Johnsbach, Grundriß der Kirche 175
Abb. 30. Johnsbach, Dorfmühle. 177
Abb. 31. Flur Bärenstein. 191

Pflanzenzeichnungen befinden sich bei F 10/11.

Ausführung der Abbildungen: Renate und Günter Martschin (Karten und Profile), Ursula Berger (Pflanzenzeichnungen).

E. Verzeichnis der Bilder

Bild 1. Spitzbogiges Stufenportal der Stadtkirche Dippoldiswalde (A 1g).
Bild 2. Nikolaikirche in Dippoldiswalde (A 1h).
Bild 3. Blick von Westen über das Weißeritztal auf Dippoldiswalde. Im Stadtkern stechen hervor Schloß, Kirche und Rathaus, im Bilde links erkennt man einen Teil des neuen Stadtteiles um das Krankenhaus, dahinter die baumgesäumte Straße nach Dresden (A 1).
Bild 4. Gartenseite des Schlosses Reinhardtsgrimma (B 3c).
Bild 5. Luchberg über das Lockwitztal von der Straße Reinhardtsgrimma — Niederfrauendorf aus gesehen. Die um den Berg ziehenden Buschstreifen markieren die Steinrücken der Luchauer Hufenstreifen (B 8).
Bild 6a. Beispiele aus dem Brakteatenfund von Reinhardtsgrimma (B 3).
Bild 6b. Runde „Neuberdose" mit Achatverarbeitung aus dem Grünen Gewölbe zu Dresden, ⌀ 7,5 cm, H. 3,1 cm (C 8).
Bild 7. Blick von den Höhen bei Rückenhain in das Müglitztal bei Oberschlottwitz, das rechts vom steil aufsteigenden Lederberg begrenzt wird (C 7, C 14).
Bild 8. Innenansicht der Kirche zu Schmiedeberg (D 10b).
Bild 9. Blick von Osten in das ins Müglitztal mündende Brießnitztal mit der Stadt Glashütte. Links im Mittelgrund die Hahneberghöhe, in der Mitte hinten (zwischen den beiden Tälern) die Felder an den „Folgen" (E 6 und 8, F 1).
Bild 10. Montage-Arbeitssaal des VEB Glashütter Uhrenbetriebe (F 1e).
Bild 11. Montage beim Chronometerbau (F 1e).
Bild 12. Unwetterkatastrophe 8./9. Juli 1927 in Glashütte
a) Glashütte Bahnhofsplatz
b) Weggerissene Brücke über die Müglitz in Glashütte (C 7b).
Bild 13. Das verwüstete und aufgeschotterte Müglitztal bei Bärenklau nach dem Hochwasser vom 8./9. Juli 1927. (C 7b).
Bild 14. Blick abwärts in das Rotweißeritztal mit Kurort Kipsdorf und Oberkipsdorf (G 7).
Bild 15. Luftbild von Falkenhain. Der Wald im Hintergrund des Bildes bedeckt den Quarzporphyrrücken bis zum Kohlberg, durch das Tal links fließt der Fallbach über Dönschten zur Weißeritz ab (H 6).
Bild 16. Blick vom Fuß der Sachsenhöhe in das Müglitztal, über das sich Schloß Bärenstein erhebt. Die Stadt liegt im Bilde links, im Hintergrund überragt der Luchberg die Rumpffläche des Erzgebirges (J 9).

Quellennachweis der Bilder: Deutsche Fotothek, Dresden: 3, 5, 6b, 7, 10—16. Foto-Fischer, Glashütte: 9. Institut für Denkmalpflege Dresden: 1, 2, 4, 8. Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Münzkabinett: 6a.

SLUB
Wir führen Wissen.

F. Namenverzeichnis

Abendleitenweg 165
Acier, Michel Viktor 83
Agricola, Georgius 16
Albinus, Petrus 16, 18, 127
Altenberger Straße s. Hochwaldstraße
Arnold, Friedrich 105
Aschgründel 69, 121
Auerhahnbalzweg 165
Auf dem Sande 72, 76
August, Kurfürst 10, 20, 30, 33, 36, 48, 69, 71, 128

Bachmann, Walter 59
Bähr, George 102, 103, 105
Bärenfels 101, 167
Bärenhecke 79, 82, 100, 107, 111, 173, 174, 180
Bärenhecker Bach 178
Bärenklau 10, 78, 79, 185, 186
Bärenstein 7, 9, 10, 70, 79, 80, 97, 130, 134, 139, 170, 173, 174, 178, 180, 183, 186, 189, 190—197
Bastei 79, 139
Baumgarten, Samuel 102
Behnisch, Manuel 59
Berger, Andreas 176
Bernstein, Christoph v. 181
  Dam v. 193
  Hans v. 180, 193, 196
  Peter v. 192
  Reinhold v. 193
  Walcko v. 193
  Walzig v. 192, 193
  Weichold v. 139
Beyermühle 34
Biela 78, 79, 184, 189—190
Bischofsmühle 34
Bödigen (Böthchen) 19, 22
Böhme, Balthasar 137
Böhme, Hans Gottfried 137
Böhmer, Johann Gottlob 38
Böhmer, Karl Friedrich v. 108
Böhmischer Steig 71, 86, 141, 142, 143, 188
Böhmische Straße 170
Bönhoff, L. 16, 19, 26
Börnchen 1, 7, 11, 143, 144, 153, 180, 183, 187—189, 193, 194
Börnchener Dorfwasser 144
Borsdorf, Wolfgang 7, 8
Botzheim, Anna Rosina 57
Braess, Martin 146
Brandberg 100, 102
Brandweg 158
Breiter Berg 66, 68, 71, 94, 95, 156
Bretschneider, Augustin 90, 107
Bretschneider, Hans 31
Bretthäusel 119, 178
Brettmühlengrund 99
Brießnitz 4, 71, 78, 79, 93, 115, 118, 119, 120, 122, 125, 129, 134, 156, 173
Brückenmühle 79, 149
Bünau, Hans v. 174
  Heinrich v. 106
  Rudolf v. 80, 106, 153
  Rudolph v. 154
Büttner, George 176
Büttnermühle 123, 125, 186
Buschhäuser 72, 73
Buschmühle 71, 102, 158, 162, 170, 181

Clement, H. 103
Collum, Herbert 59
Cotta, Heinrich v. 166
Cunnersdorf 7, 38, 57, 60, 61, 76—77, 128, 136, 143, 153, 156, 180
  Am Roten Wasser 76
  Auf dem Sande 76

Cunnersdorf, Eichhübel 76
Hasenleithe 76
Lange Birken 76
Schwarze Tanne 76
Cunnersdorfer Bach, s. a. Schlottwitzbach, 51, 72, 73, 74–76, 88, 116
Cunnersdorfer Viehweg 129, 131

Dähnert, Ulrich 59
Dilich, Wilhelm 23, 26
Dippoldiswalde 8, 9, 10, 11, 13–36, 38, 40, 45, 47, 49, 60, 99, 110, 133, 134, 136, 162, 170
Dittersdorf 7, 11, 136, 141, 142, 143, 144, 147, 151–155, 156, 176, 180, 183, 186, 187, 193
Dittersdorfer Bach 187
Dittershöhe 186
Dönschten 10, 97, 100, 107, 159–161, 171, 174, 182, 183, 184
Dreibrüderstein 97
Dresdner Fußsteig 97
Dresdner Marktsteig 19, 22, 34
Dressel, Adolf 7
Dressel (Orgelbauer) 103
Dreyssig, Georg 103
Drothin, Elisabeth 58
Dubut, Friedrich Wilhelm 105

Eichhorn, Alfred 121, 128
Eichleithe 18, 34
Eisensteinweg 72, 95, 96
Eisenstraße 11, 71, 84, 86, 93, 97, 158
Elend 10, 18, 20, 30, 38, 46
Elisabethmühle 86
Ende, Georg Ulrich v. 57
Erben 121, 127, 138
Erbenweg 121
Erlichtgrund 63, 69
Eselsweg 121, 122
Essiggrund 69

Falkenhain 4, 8, 11, 78, 100, 102, 107, 156, 173, 174, 177, 180–183, 185, 193
Fallbach 39, 97, 106, 158, 159, 180, 183
Faule Pfütze 93, 99, 119
Feile 186, 194
Felsenberg 71, 94, 115, 122, 178
Fichticht 6, 36, 50, 52
Finck, Johannes 28
Flötner, Peter 26
Folgen (Glashütte) 121
Folgenbach 63, 64, 76
Frauenberg 18, 49, 50, 63, 64, 66, 94, 115
Frauendorfer Wasser s. Lockwitzbach
Friedensmühle 71, 83, 84, 86
Friedrich I., Markgraf 19, 33
Friedrich II. (der Sanftmütige) 16, 193
Friedrich August II. 86
Froschleithe 47
Fürstenweg 22, 38, 39
Funke, Felix 167

Gad, Hans 138
Gallwitz, H. 75
Geiersberg 13, 19
Geissler, Christian 153
Geissler, Oskar 183
Geller, Hans 73
Georg der Bärtige 16, 44, 128, 135, 137, 180, 196
Gersch, Johann Christian 175
Glacz, Hans 128
Glashütte 8, 9, 10, 11, 38, 69, 76, 79, 80, 81, 86, 87, 113, 121, 123, 125–139, 143, 155, 174, 178, 180, 197
Cunnersdorfer Viehweg 129
Erben 138
Folgen 121
Folgenhang 139
Hirtenwiesen 129, 138
Hüttenberg 129
Hüttenteich 129
Saubad 129
Schmelzhüttengarten 129
Schmiedeleite 129
Gleisberg 10, 82, 122, 123, 136, 147
Gleisenbächel 119, 120
Gleisenberg 66, 68, 115, 116, 119, 121, 127, 129, 156, 178
Gloes, Johann Michael 175
Gösselmühle 124

Grahls-Mühle 34
Grauhübel 76, 78
Graupenmühle 45
Grenzwasser (Johnsbach) 173
GRIMME, Hugo 51
Reinhardt 51
Reinold 36
Grimmsches Wasser s. Lockwitzbach
Grimmstein 74
GROSSMANN, Moritz 134
Großröhrsdorf 85, 87, 144
Gründel, Vorderes u. Hinteres (b. Johnsbach) 173
GRUNDIG, Heinz 7, 8
GUTKAES, Friedrich 132

HÄNTSCHEL, W. 50
Hahneberg 121—122, 129, 147
Hahneflössel 178
Haingründel 173
HANICKE, Georg 166
HANICKE, Gottfried 166
Haselgrund 50
HEDRICH, Gerhard 82
Hegels Höhe 185
HEINRICH I., Markgraf 15, 51
HEINRICH (der Fromme) 24
HELAS, Helmar 105
HENLEIN, Peter 135
HENNIG, Jacob 57
HENTSCHEL, Walther 25, 107, 108
Herrenmühle 71, 83, 84, 86, 142, 143
Herrenmüllerberg 7, 144
HESSE, Georg 155
Hinteres Gründel (b. Cunnersdorf) 51, 64, 75, 76
Hirschbach 52, 61
Hirschbacher Wasser 50
Hirschberg 116
Hirschstangenweg 165
Hirtenwiese 118
Hochofengründel 72, 99, 112
Hochwald 96
Hochwaldstraße 22, 72, 93, 96—97, 158, 159, 171, 183, 184
Hofehübel 166—170
HOFFMANN, C. A. S. 129
Hohenwalde 93, 97
Hoher Brand 158
Hoher Hang 100
Hohe Straße s. Hochwaldstraße
Hohler Stein 52
Hohofengründel s. Hochofengründel
HOLZENDORFF, Christian Gottlieb 196
Hübelwiese 47
HÜNIGEN, Andreas 57, 175, 176
Hüttenholzweg 158

Im Loche 69

JOHANN FRIEDRICH, Kurfürst 24
JOHANN GEORG II. 107
Johnsbach (Dorf) 4, 7, 11, 66, 78, 100, 102, 106, 123, 125, 129, 135, 136, 147, 153, 156, 159, 171, 172—178, 180, 184, 189, 193
An der Lehmgrube 173
Bergwiesen 173
Dreieckwiese 173
Eisensteinweg od. -straße 174
Eisenwiese 174
Hohe Leite 173
Hopfegründel 173
Lindenwiesen 173
Oberer Rain 173
Querwiese 173
Rodeland 173
Schafwiese 173
Scheibe 173
Tannenbusch 173
Wolfswiese 173
Zunge 173
Johnsbacher Wasser 119, 171, 173, 181

Kalkhöhe 66, 76, 88, 115, 116—118, 121, 125, 139, 147, 156
Kalte Höhe 116
Kalter Grund 173
Kanzel 139
KARRAS, Wolf 63
Kessinger Höhe 47
KEYSER, Johann Christian 137
Kiefernberg 163
Kiesgrundweg 163
Kipsdorf 10, 11, 45, 81, 101, 163—164, 193
Kirchberg 99

K-Kuppe 88, 91, 93, 156
Klapperberg 99
Klappermühle 90
Kleinbörnchen 186, 187
Kleine Straße 22, 94, 178
Kleine Straße = Alte Straße 139
Klemm, Johann Samuel 175
Klemmer, Helmut 132
Klengel, A. 139, 161, 186, 187, 190
Klengel, Wolf Caspar v. 27
Kleppelberg 71, 88, 89, 116
Klingenbach 106
Klötzer, Werner 115
Klotzsch (Bürgermeister) 18
Knauth, Paul 157
Knebel, Konrad 19, 21, 22, 23, 26, 39, 40, 157
Knochen 181, 183
Knöbel, Johann Friedrich 45
Knöffel, Johann Christoph 55
Körbitz, Hans Caspar v. 176
Kohlbach (am Kohlberg) 39, 47
Kohlberg 1, 47, 49, 61, 91, 93, 96, 156, 166, 189
Kohlgrund (b. Glashütte) 78, 143, 147, 149—151
Kostka, Manfred 134
Kottenmühle 34
Krausse, Johannes 51
Kreher, Christa 6
Kreisig, Martin 77
Kreuzbach 13, 15, 19, 38, 39
Kreuzwiesen 38
Krugmühle 86
Krutzsch, Hermann 167—170
Krutzschtanne 169
Kühne, Hans Max 163
Kühne, Paul 49
Kunert, Ferdinand 110, 111

Ladenbach 39
Lämmerberg 38, 46
Lange, Ferdinand Adolph 132, 135
Langer, Johannes 130, 163
Langer Grund (zur Lockwitz) 72, 95
Langer Grundbach (zur Roten Weißeritz) 39, 162
Lederberg 77, 88, 91, 116
Leipoldt, Johannes 121
Lerchenberg 66, 71, 76, 77, 88, 115, 116
Liebenauer Bach 187, 189
Liebenauer Platte 189
Liebsteingrund 63
Lippold, Johann Christoph 55
Linar, Rochus v. 26
Lockwitzbach 5, 6, 39, 49, 50, 55, 61—63, 64, 65, 67, 71, 75, 91, 94, 116, 119
Löscher, Hermann 127, 128, 142, 159, 163
Lohmühle 125
Lossow, William 163
Luchau 10, 11, 20, 38, 57, 66, 68—71, 93, 136, 153, 156, 174, 180
  Dürrwiese 68
  Eichleithe 68
  Erlicht 68
  Eschicht 68
  Steinberg 68
  Steinwiese 68
Luchauer Wasser 69
Luchberg 1, 4, 7, 61, 63, 64, 65—68, 69, 88, 91, 115, 116, 117, 122, 147, 156

Maidburg, Franz 25
Malter 19, 40
Maltitz, Hans v. 20
  Heinrich v. 18, 20, 24, 26
  Johannes v. 26
  Sigismund v. 16, 17, 19, 20, 26, 30, 33
Mayenburgwiese 171—172
Meiche, Alfred 80, 86
Meissner, Christoph 127
Mendemühle 33
Meusel, Hermann 6
Meybach (Landuhrmacher) 104
Meyer, H. 169
Militzer, Max 89
Mittelmühle Frauendorf 49
Mittelmühle Reinhardtsgrimma 60
Molchgrund 72, 96, 97, 99, 101, 106
Mollerus 127

Müglitz, 1, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 39, 61, 64, 65, 67, 75, 78—82, 83, 84, 85, 86, 88, 95, 119, 122, 123, 125, 129, 132, 134, 139, 140, 147, 151, 156, 173, 178, 188, 190, 191, 193, 195
Müglitztalstraße 81
Mühlberg 86, 99
Mühlsteig (Kipsdorf) 158
Mühlweg (Johnsbach) 186
Müller, H. 97

Naumann, Arno 117, 118
Naundorf 20, 22, 95, 97, 99, 130, 156, 174, 183
Neef, Ernst 1
Nesselgrund 19
Neuber, Johann Christian 83
Neudörfel 141—143, 144, 156
Neue Häuser Reinhardtsgrimma 52
Neumühle 83, 84, 85, 86
Niederer Brand 158, 167
Niederfrauendorf 7, 49, 57, 61, 64—65, 93
Niedermühle (Dittersdorf) 146
Niedermühle (Oberschlottwitz) 84, 87
Niedermühle (Reinhardtsgrimma) 60
Niederpöbel 99, 156—157
Nitsche, Karl 133

Oberbärenburg 165
Obercarsdorf 20, 45, 90, 106, 170
Obercarsdorfer Grundbach 39
Obererzgeb. Poststraße 22
Oberfrauendorf 7, 49, 57, 61, 66, 91, 174, 177, 178
  Bruch 93
  Eichbüschel 93
  Erlenwiese 93
  Faule Pfütze 93
  Folge 93
  Hohwald 93
  Mooswiese 93
  Roter Stein 93
  Steinberg 93
  Tännicht 93
  Tannenberg 93
Oberfrauendorfer Ankäufe 99
Obermühle (Döbra) 146
Obermühle (Reinhardtsgrimma) 60
Oberreit 63, 71, 72, 78, 84, 91, 96, 143
Oberschlottwitz s. Schlottwitz
Ochsenbach 39, 90
Ochsenhübel 13, 19, 46
Ochsenkopf 122, 125, 147—149, 151
Oeder, Georg 30, 33, 90
Oeder, Matthias 86, 102, 146, 158, 166
Oelsabach 37
Oertel, Jakob 175
Ohndorf, Johann Gottlieb 196
Osterhausen, Hans Georg v. 54
Otterwässerchen 181

Panitz, Johann 28, 136
Pettrich, Ferdinand 73
Petzold, Christian 104
Pfützenweg 163
Pflugk, Elisabeth v. 190
Pietzsch, Kurt 156, 187
Pilz 139
Pirnstil, Hans 136
Planberg 19
Platte b. Glashütte 76, 139
Platte b. Ulberndorf 47
Pöbelbach 39, 106, 156, 171
Pöbelthal 156—157
Puschmühle s. Buschmühle

Quergrund 63, 64, 69

Ratsmühle Dippoldiswalde 34
Ratsmühlenbrücke 13
Reichel (Baumeister) 64
Reichstädter Bach 13, 39
Reinberg 36
Reinhardtsgrimma 5, 7, 11, 22, 38, 51—61, 62, 69, 70, 80, 87, 116, 135, 136
  Am Folgenbach 52
  Birkenbusch 52
  Birkenhübel 52
  Dornenwiese 52
  Eichbusch 52
  Fichticht 52
  Folgen 52
  Folgenberg 52
  Folgenfeld 52

Reinhardtsgrimma Hahn (= Hain) 52
Haselgrund 52
Heide 52
Hopfgartenfelder 52
Kalte Eiche 52
Krähenhütte 52
Kuhmaul 52
Lämmerleite 52
Lange Birken 52
Ochsenfleck 52
Schwarzbusch 52
Sommerstall 52
Tränkwiese 52
Viebig 52
Reinhardtsgrimmaer Heide 72, 84, 85, 88, 116, 136
Reinhold, F. 6
Reinholdshain 7, 10, 20, 30, 36–38, 49, 57, 61, 70
Reinisch, R. 159
Richter, Hans 1
Richtermühle 124
Rittsche, Willy 59
Rölligmühle 34, 40
Rössler, Paul 33
Rolle (Männer-, Jungen-, Weiber- und Mädel-) 190
Rolle (Obere u. Niedere) 163
Rollsteig 163
Rometsch (Architekt) 59
Rote Mühle 34
Roter Stein 49, 63, 66, 91, 93, 115
Rotes Wasser b. Bärenstein 194
Rotes Wasser b. Luchau 69, 91, 95
Rote Weißeritz 1, 10, 11, 13, 15, 18, 19, 31, 35, 38, 39–46, 48, 61, 80, 81, 90, 95, 96, 97, 99, 102, 106, 108, 113, 156, 162, 171
Rückenhain 140–141, 142, 143
Ruhe 76, 139
Rumohr, Karl Friedrich Ludwig Felix 53
Rupprechtmühle 34

Sachsenhöhe 195
Salomon, Johann Gotthelf 30
Salzleckengründel 158
Schäfer, Valentin 186
Schalch, F. 159
Scheibe 195
Schellmühle 124
Schenkens Höhe 116, 122; 180, 181, 183–184
Schiffner, Albert 161, 180
Schilfbach 173, 178, 179, 181, 185
Schirach, Erich 138
Schlaghübeltanne 169
Schlegel, Gottlieb 59
Schloßmühle Bärenstein 186, 190, 197
Schloßmühle Reinhartsgrimma 52, 60
Schlottwitz 5, 10, 57, 71, 78, 79, 80, 82, 84–86, 87, 88, 134, 135, 142, 144
Birkenberg 85
Eichgrund 85
Im Erlen 85
Lindenbüschchen 85
Schlottwitzbach, s. a. Cunnersdorfer Bach, 73, 74–76, 78
Schmidtmühle 34
Schmiedeberg 9, 10, 11, 20, 31, 45, 60, 71, 94, 96, 99–115, 130, 157, 158, 159, 161, 174, 180, 182
Schmiedeberger Forst 97–99, 173
Am Hohofen 99
Faule Pfütze 99
Großes Holz 99
Kirchberg 99
Klapperberg 99
Kleines Holz 99
Lichtes Holz 99
Mühlberg 99
Niederes Holz 99
Oberes Holz 99
Schneiderberg 91
Schönberg, Hans Friedrich v. 58
Wolf v. 49
Wolfram v. 18
Schöne, Johann Georg 59
Schrammberg 50
Schülersberg 19
Schüllermühle 79, 82, 121, 123, 173
Schützenhöhe 147, 148
Schumann, August 18, 19, 21, 60, 77, 87, 100, 123, 142, 156, 157, 161, 187
Schumann, Robert 73
Schumanns Mühle 34
Schwarzbach 39, 47
Schwarzer Busch 187

Silbermann, Gottfried 59
Silbermann, Johann Georg 59
Simon, Johann Christian 174, 196
Sonnenberg (b. Dippoldiswalde) 13, 19, 25, 28
Sonnenberg (b. Dittersdorf) 147
Sonnenleite 119—120, 122
Sorlyssi, Bartholomäus v. 28, 101, 107, 174
Steinbächel 119, 121
Steinberg 66, 68, 88, 93, 115, 119, 121
Steinhübel 64, 76
Stephani, Johann Emanuel 18, 60, 85, 100, 128, 130, 174, 180
Striebel, Friedrich Siegmund 103
Süss, Johannes 66

Tännelsborn 99
Talberg 47
Tatarengrab 19
Tellkoppe 1, 91, 156, 163, 165, 189
  Auerhahnbalz 165
  Heide 165
  Hirschstange 165
  Kiefernberg 165
  Kiesgrund 165
  Kohlgehau 165
  Obere Zechen 165
  Untere Zechen 165
Tellkoppenweg 165
Tendler, Christoph 26
Tettau, Christophanus Friedrich v. 58
Teunertmühle 34
Teyler, Georg 174
Thiermann (Kupferschmied) 103
Thomae, Benjamin 103
Thormayer, Gottlob Friedrich 73
Thorwaldsen, Barthel 57
Thurm (Turnlehrer) 74
Tinius, Heinz 54
Totenstein 87, 88
Trotha, Elisabeth s. Drothin
Trauschke, Christian 103
Trebnitzbach 5, 6, 7, 78, 79, 85, 86, 142, 143—147, 187
Tullian Lips 137
Tzschirner (Rechtsanwalt) 23

Uhlmann, Hans 136
Ulanengrab 47
Ulberndorf 16, 23, 45, 46, 47—48, 49, 94
Ulbricht, H. 8
Unternaundorf s. Naundorf
Ursinus, Gabriel 58

Venediger, Johann Heinrich v. 58
Vogelberg 64, 71, 76
Vogelmühle 124
Voglergrund 99, 102
Voigt, Salomon 137
Vorderes Gründel (b. Cunnersdorf) 64, 75

Wachtberge 141, 147
Wachtsteinrücke 141, 155—156
Wagner, Paul 79
Waldidylle 1, 11, 181, 183, 185
Wandwegtanne 169
Webers Mühle 34
Weicker, Gotthold 66, 159
Weißeritzgrundweg 158
Weißeritzhangweg 165
Welck, Christian 58
Wildberg 189
Wilhelm, W. 123
Wilsdorf, Helmut 44
Witten, Hans 25
Wittichkreuz 118, 129
Wittichschloß 82, 129, 139—140
Wolframsdorf 48

Zechenaubach 76, 78, 87
Ziegenrücken 19, 47, 48
Zühlke, Dietrich 13, 21 127
Zürner, Adam Friedrich 28, 91

G. Sachverzeichnis

Abfluß 41
Achate 82, 86
Achatschleiferei 84
Alpidische Gebirgsbildung 65
Alte Gewerbe 21, 25, 29, 34, 35, 51, 99, 100, 102, 127, 128, 136, 161, 196
Alte Straßen u. Wege 11, 22, 38, 44, 47, 49, 71, 74, 80, 86, 94, 96, 121, 139, 141, 142, 143, 158, 165, 170, 178, 186, 189
Amethyst 83
Amphibolit 152, 186, 187
Antifaschisten 35, 138
Arbeiterbewegung 109—111, 138
Arbeiterpendelverkehr 113
Arbeiterwohnungsbau 35, 86, 99, 134, 139
Aussichtspunkte 1, 47, 49, 66, 88, 91, 115, 116, 121, 122, 139, 142, 147, 156, 165, 178, 183, 184, 189, 192
Autobusverkehr 11, 28, 36, 77, 94, 113, 187

Bäuerliche Handelsgenossenschaft 180
Bäche s. Flüsse
Barock 25, 28, 57, 104, 195, 196
Basalt 64, 65, 88, 91, 117, 167, 183, 184
Bau- und Kunstdenkmale, s. a. Burgen, Schlösser, Kirchen, Bürgerhäuser, 9, 24—35, 73, 83, 101, 135, 190—194
Bauernaufstand 153
Bauernhausformen 36, 46, 52, 64, 70, 87, 93, 140, 142, 153, 161, 164, 176, 177, 182, 188, 194
Bauernlegen 10, 20, 36, 181, 193
Befreiungskrieg 1813 23, 184
Bergamt 18, 157, 197
Bergbau 8, 10, 13, 15—19, 21, 38, 39, 47, 48, 49, 50, 51, 59, 77, 78, 84, 85, 90, 94, 99, 100, 102, 106, 116, 127, 128—132, 140, 156, 163, 174, 177, 180, 181, 185, 193, 197
Bergmeister 60, 100, 128, 174, 181, 197
Besiedlung 4, 7, 13, 33, 39, 46, 48, 51, 64, 68, 76, 84, 95, 99, 121, 125, 126, 141, 146, 153, 156, 159, 163, 180, 181, 185, 186, 187, 192, 193, 194, 196
Bleierz 156
Bodenreform 57, 61, 77, 186, 188, 194
Böden 4, 5, 64, 67, 69, 72, 91, 116, 118, 122, 160, 162, 163
Bürgerhäuser 24, 131, 135, 195
Burgen, s. a. Schlösser, 13, 15, 16, 19, 25—26, 74, 84, 165, 190

Chalzedon 83

Demokratische Reformen 35, 112, 133, 186, 188, 194
Denkmale s. Gedenksteine
Dreißigjähriger Krieg 13, 18, 20, 22, 31, 48, 93, 100, 107, 123, 130, 143, 188
Drescherhäuser 186
Drusen 82
Durchbruchstal, 5, 116

Ehegedinge 54
Eisenbahn 11, 35, 44, 79, 81, 85, 86, 94, 96, 101, 113, 122, 124, 125, 140
Eisenerz 13, 60, 97, 100, 106, 128, 174
Eisenkammer 71
Erbgerichte 36, 48, 52, 65, 69, 153, 174, 177, 182, 188
Erbregister 54, 87, 160, 193

SLUB
Wir führen Wissen.

Erosion 4, 5, 50, 63, 75, 91, 95, 115, 116, 123, 143, 149, 151, 162, 165
Erzverarbeitung 10, 11, 16—19, 31, 34, 39, 44, 48, 49, 60, 71, 78, 84, 86, 90, 96, 99, 106—109, 123, 127, 130, 142, 157, 158, 160, 174, 180, 185, 193
Exposition 5, 119, 122, 124, 141, 144, 147, 148

Fachwerk 36, 46, 52, 64, 70, 87, 93, 101, 131, 153, 164, 176, 177, 182, 188
Feinmechanische Industrie 10, 35, 60, 65, 85, 86, 90, 94, 132—135, 155, 178, 197
Felssturz 82
Feudalherrschaften s. Grundherrschaften
Fischerei 48, 63, 79, 96, 102
Flößerei 44, 79, 85, 170
Flora s. Vegetation
Flüsse, s. a. Täler, 1, 5, 13, 37, 38, 39, 49, 50, 51, 61, 63, 64, 65, 74, 76, 78, 82, 90, 94, 99, 115, 116, 119, 121, 122, 123, 140, 143, 149, 151, 162, 173, 181, 183, 185, 187, 189, 194, 195
Flußanzapfung 4, 75, 116
Forstorte 99, 158, 163, 165
Forstwirtschaft 6, 11, 35, 72, 87, 94, 167—170
Freier Deutscher Gewerkschaftsbund 11
Fremdenverkehr 11, 81, 101, 143, 157, 161, 163, 164, 177, 182, 185
Frondienst 20, 53, 142, 153, 161, 174, 193
Frührenaissance 25, 26
Furt 143

Gedenksteine 25, 31, 34, 38, 47, 97, 101, 135, 137, 167
Gerölle 119, 121
Gotik 31, 34
Granit 156, 167
Granitporphyr 4, 8, 48, 63, 91, 95, 97, 99, 116, 119, 165, 173, 181, 184, 185
Grauer Gneis 1, 4, 7, 13, 38, 48, 49, 50, 63, 64, 65, 67, 68, 69, 72, 74, 78, 88, 91, 95, 115, 119, 121, 141, 147, 152, 165, 167, 173, 181, 184, 186, 187
Gruben s. Bergbau
Grundherrschaften 7, 16, 19, 29, 48, 52, 76, 80, 84, 85, 86, 87, 95, 101, 106, 130, 142, 153, 161, 174, 178, 180, 182, 192, 193, 196
Grundwasser 162
Grus 97

Halbedelsteine 78, 83
Halden s. Bergbau
Hammergüter 10, 123, 185
Handwerker-Produktionsgenossenschaft 60, 86, 134, 155, 178
Hochflächen 1, 4, 5, 13, 95, 115, 116, 186
Hochöfen 101, 107, 108
Hochwasser 31, 39—43, 44, 61, 78, 83, 85, 101, 107
Hornblende 107, 121, 147, 167
Hussiten 13, 22

Illegalität 111, 138
Industrie 28, 35, 48, 60, 65, 81, 85, 87, 90, 101, 109, 122, 124, 158, 186, 190, 197
Inflation 133

Jagd 20, 55, 96, 142, 161
Jaspis 83

Kalkstein 106
Kapp-Putsch 110
Karbon 82
Karneol 83
Kindererholungsheim 53, 65, 161, 164
Kirchen 15, 26, 31, 57, 102, 136, 154, 163, 174, 196
Kirchliche Organisation 36, 57, 69, 84, 85, 102, 135, 142, 163, 174, 188
Klassizismus 73, 178
Klima 4, 5, 7, 41, 61, 79, 94, 164, 167, 187
Köhlerei 91, 106, 158, 160, 185

Kommunistische Partei Deutschlands 138
Konzerne 109
Kreidezeit 5, 50, 75
Kupfererz 100, 156, 185
Kuxe 128

Lachterbäume 97, 181
Landesherren, Landesherrschaft 10, 15, 16, 19, 30, 36, 44, 48, 51, 53, 69, 71, 90, 128, 193
Landwirtschaft, s. a. Viehzucht, 4, 12, 21, 35, 38, 46, 60, 64, 65, 77, 92, 94, 116, 156, 160, 164, 165, 178, 180, 187, 197
Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften 11, 28, 35, 38, 46, 61, 64, 71, 77, 87, 94, 115, 140, 143, 153, 164, 178, 188, 197
Landwirtschaftliche Versuchsstation 188
Langrückemethode 170
Leitgerölle 82
Locatoren 76, 153, 173
Löhne 108

Mäander 5, 123, 144
Märkte 21, 81, 100, 196
Maschinen- und Traktorenstationen 38, 46, 61, 188, 192
Meilenblätter 60, 71, 76, 94, 116, 119, 124, 139, 141, 143, 147, 166, 182
Mühlen 10, 33, 34, 44, 48, 49, 51, 52, 60, 65, 69, 81, 84, 85, 86, 90, 96, 119, 121, 123, 125, 142, 146, 157, 158, 177, 180, 186, 190, 197
Münzfunde 49, 51
Muffelwild 89
Muscheln 50
Museen 83, 84

Naßpochwerk 16
Nationales Aufbauwerk 35, 139
Nationalpreisträger 133
Naturgemäße Waldwirtschaft 11, 167—170
Naturräumliche Gliederung 1, 4
Naturschutz 6, 7, 68, 74, 88, 89, 96, 144, 153, 171, 181
Neugotik 24
Niederschönaer Schichten 72

Oberflächenformen 1—5, 13, 47, 49, 63, 64, 68, 72, 74, 76, 77, 87, 88, 91, 115, 116, 121, 140, 141, 147, 151, 152, 155, 159, 164, 173, 180, 183, 186, 187, 189, 194, 195
Obstbau 140, 142
Opfer des Faschismus s. Antifaschisten

Parkanlagen 35, 55, 101, 192
Phyllit 167
Plenuszone 50, 72
Pochwerke s. Erzverarbeitung
Postsäulen 28, 195
Pottasche 157
Privilegien, s. a. Märkte, 16, 20, 81, 87, 100, 128, 182, 195

Quarzitschiefer 88
Quarzporphyr 1, 4, 5, 13, 49, 53, 63, 64, 68, 69, 72, 75, 77, 82, 88, 91, 95, 97, 115, 116, 119, 121, 123, 144, 147, 152, 155, 156, 158, 159, 160, 165, 167, 173, 182, 184, 187, 189

Rathäuser 24, 195
Renaissance 24, 25
Revolution 1848/49 23
Rittergüter 52, 60, 69, 74, 76, 97, 99, 100, 107, 158, 161, 175, 187, 190, 193, 194
Rokoko 55
Rollbockverkehr 46
Romanik 31, 32, 57
Rote Armee 34, 83, 138
Rotliegendes 82
Rumpffläche 4, 11, 65, 68, 91, 115, 116, 150, 178

Sagen 16, 34, 59, 68, 70, 74, 139, 146, 181, 187, 190
Sandstein 5, 38, 50, 52, 60, 63, 88, 116

SLUB
Wir führen Wissen.

Schächte s. Bergbau
Schlösser, s. a. Burgen, 20, 55, 190
Schmelzhütten s. Erzverarbeitung
Schmiedewerke s. Erzverarbeitung
Schotter, s. a. Gerölle, 82, 83
Schulen 31, 34, 49, 57, 70, 77, 102, 111, 115, 134, 161, 177, 182
Schwerspat 50, 83
Siedlungsformen 7, 10, 11, 13, 37, 46, 47, 51, 64, 68, 76, 84, 85, 87, 90, 91, 95, 99, 100, 121, 142, 151, 157, 159, 163, 173, 181, 185, 188, 194, 195, 197
Siebenjähriger Krieg 22, 47, 48
Silbererz 15, 16, 49, 77, 100, 128, 156, 180
Sonnenbrenner 65
Sozialdemokratische Partei Deutschlands 138
Soziale Verhältnisse 38, 51, 76, 112, 113, 127, 130, 157, 163, 174
Spätbarock 25
Spätgotik 24, 26, 28, 33, 57, 136, 154, 192, 196
Spätromanik 26
Standortfaktoren 106
Steinbrüche 52, 64, 65, 159
Steinkreuze 37, 38, 49, 52, 77, 85, 118
Steinrücken 91, 92, 116, 141, 149, 150, 153, 179, 181, 194
Sternwarte 148
Stolln s. Bergbau
Streik 110
Strohflechterei 10, 132, 161

Täler, s. a. Flüsse, 1, 39, 61, 62, 63, 74, 76, 78, 81, 86, 88, 91, 96, 99, 115, 116, 121, 123, 125, 140, 143, 149, 151, 156, 162, 185, 187, 194
Talsperre 40, 62, 79
Tektonik, s. a. Verwerfung, 1, 4, 5, 75, 78, 79, 123
Territoriale Verhältnisse 15, 20, 35, 50, 76, 85, 93, 95, 97, 188
Tertiär 65
Turnbewegung 74

Überschwemmungen s. Hochwasser
Uhrenindustrie 10, 28, 35, 86, 132—135, 141, 178
Unterquader 50, 63
Unwetterkatastrophen s. Hochwasser

Vegetation 5—7, 50, 92, 141
  Auwaldpflanzen 145
  Borstgrasrasen 178
  Eichenmischwald 120
  Eschen-(Ahorn)-Buchenwald 67
  Eschen-Ahorn-Schluchtwald 67
  Fettwiesen 118, 145, 149, 151, 179
  Fichtenforsten 119, 122, 124, 146, 149, 162, 167
  Fichten-Tannen-Buchen-Mischwald 6
  Flora 6, 67, 72, 88, 117, 119, 120, 122, 125, 140, 141, 144, 148, 149, 162, 171, 178
  Hochstaudengemeinschaften 7, 146, 149, 151, 179
  Kiefernforst 162
  Kleinseggenwiesen 149, 172
  Laubmischwald 122, 144, 149, 167
  Magerwiesen 172
  Moose 68
  Rotschwingelwiesen 178
  Sumpfwiesen 172
  Traubeneichen-Buchen-Mischwald 5
  Traubeneichen-Mischwald 68
  Triften 7, 118, 120, 122, 148, 150
Verdienter Techniker des Volkes 115, 134
Verkehr, s. a. Eisenbahn, Autobusverkehr, 10, 28, 44, 80, 81, 85, 94, 96, 124
Vertrag von Eger 192
Verwerfung, s. a. Tektonik, 5, 75, 78, 91, 123
Verwitterung 5, 49, 65, 69, 72, 77, 82, 88, 97, 115, 160
Viehzucht 12, 33, 71, 94, 150, 178
Vogelwelt 92, 146
Volksgut 33, 70
Voreiszeitliche Flußläufe 82
Vorgeschichtliche Funde 38, 86

SLUB
Wir führen Wissen.

Vorwerke 20, 30, 33, 46, 47, 69, 70, 142, 182, 186
Vulkanismus 4

Waldarbeit 160
Waldnutzung 4, 193
Waldzeichenschneider, s. a. Lachterbäume, 166
Wallanlagen 37, 70, 99
Wasserstandspegel 40
Wegsäule 49
Wildfütterstelle 158
Wintersport, s. a. Fremdenverkehr, 81, 164
Wüstungen 93, 97, 127

Zinnerz 13, 49, 100, 156, 185, 193
Zwitterstocksgewerkschaft 102, 107, 160, 165, 182

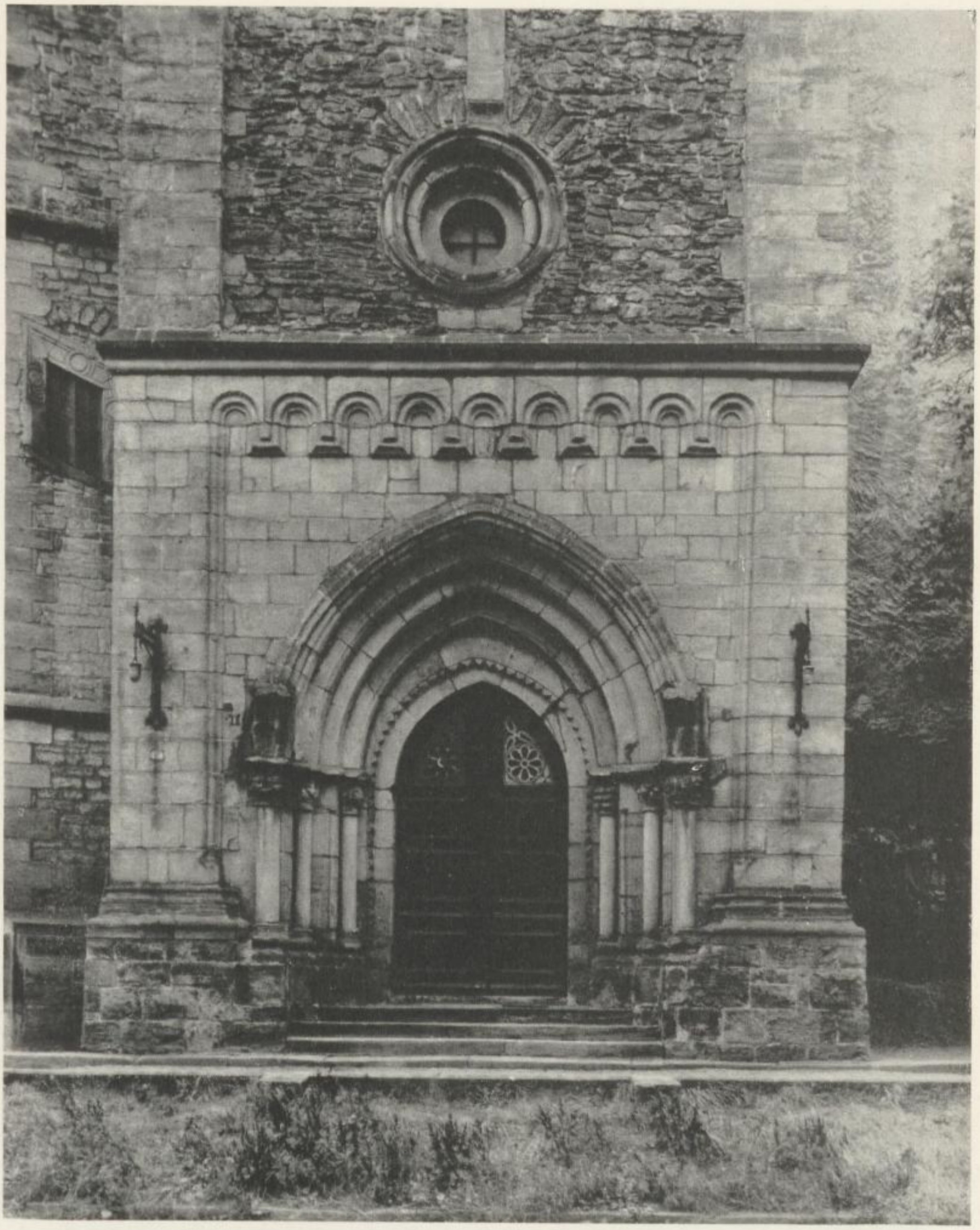


Bild 1. Stufenportal der Stadtkirche Dippoldiswalde

Bild 2. Nikolaikirche in Dippoldiswalde

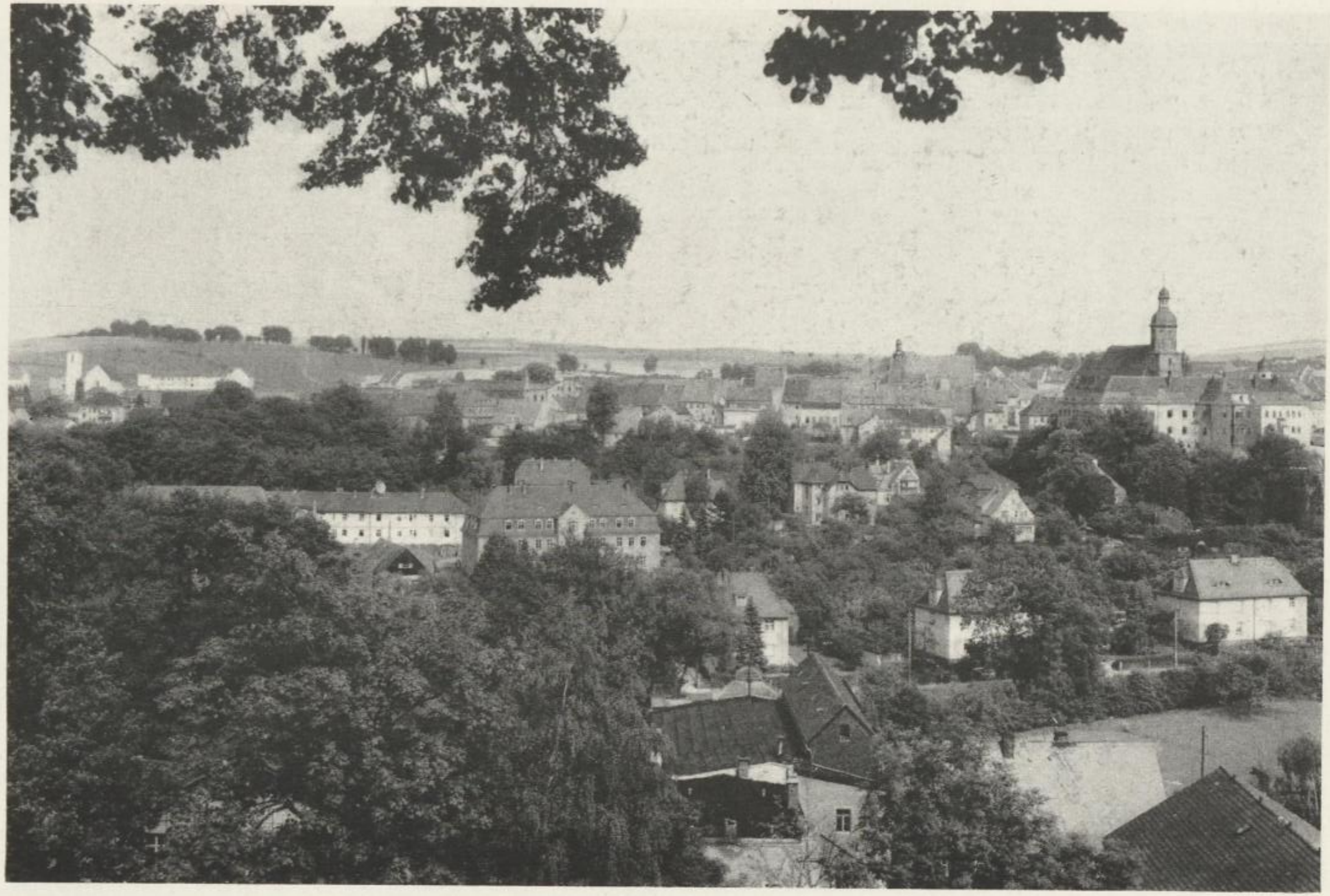


Bild 3. Blick auf Dippoldiswalde

Bild 4. Gartenseite des Schlosses Reinhardtsgrimma

Bild 5. Luchberg über das Lockwitzbachtal gesehen

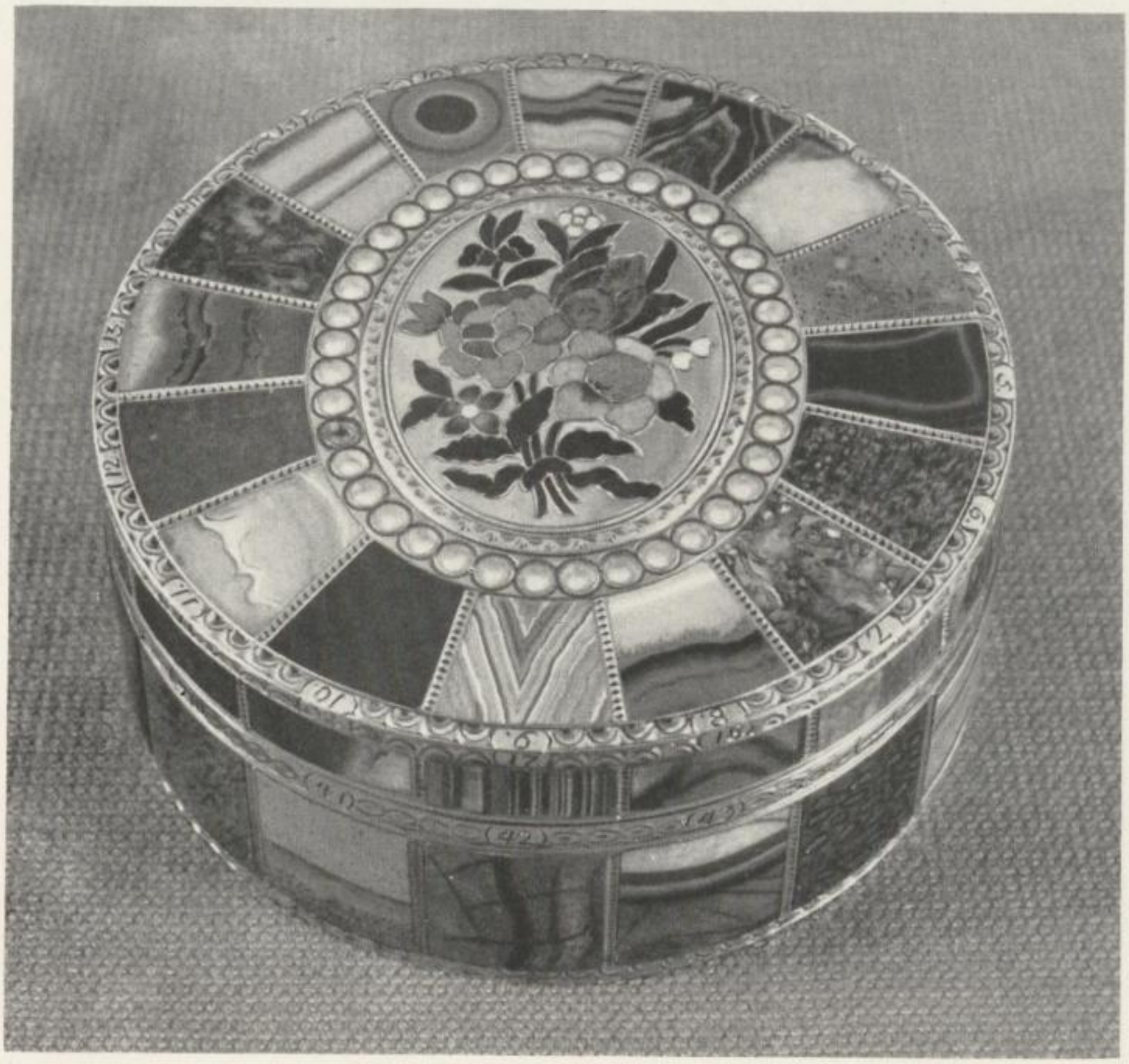


Bild 6a. Brakteaten von Reinhardtsgrimma Bild 6b. Runde „Neuberdose“

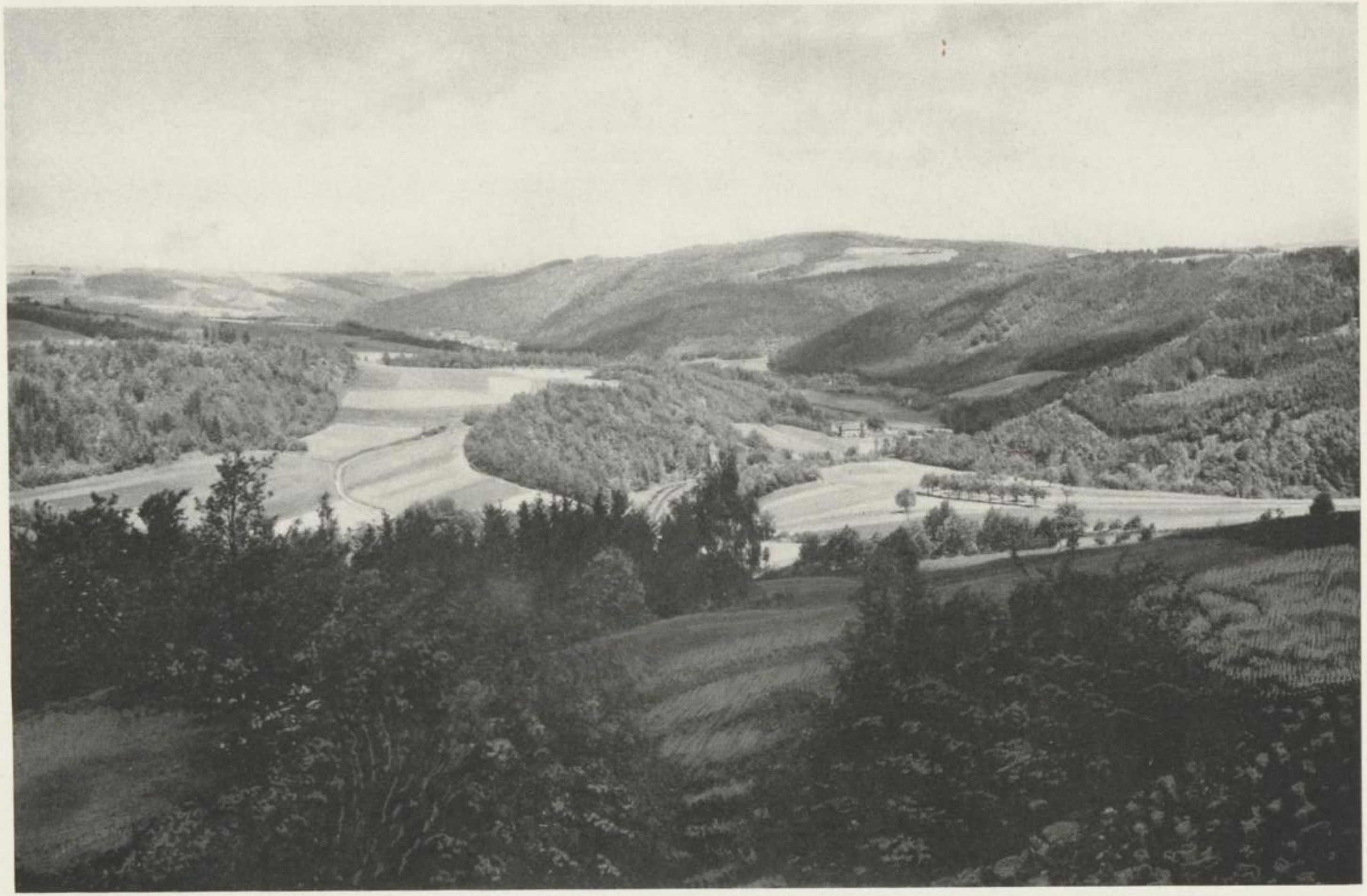


Bild 7. Blick in das Müglitztal bei Oberschlottwitz

Bild 8. Kirche zu Schmiedeberg

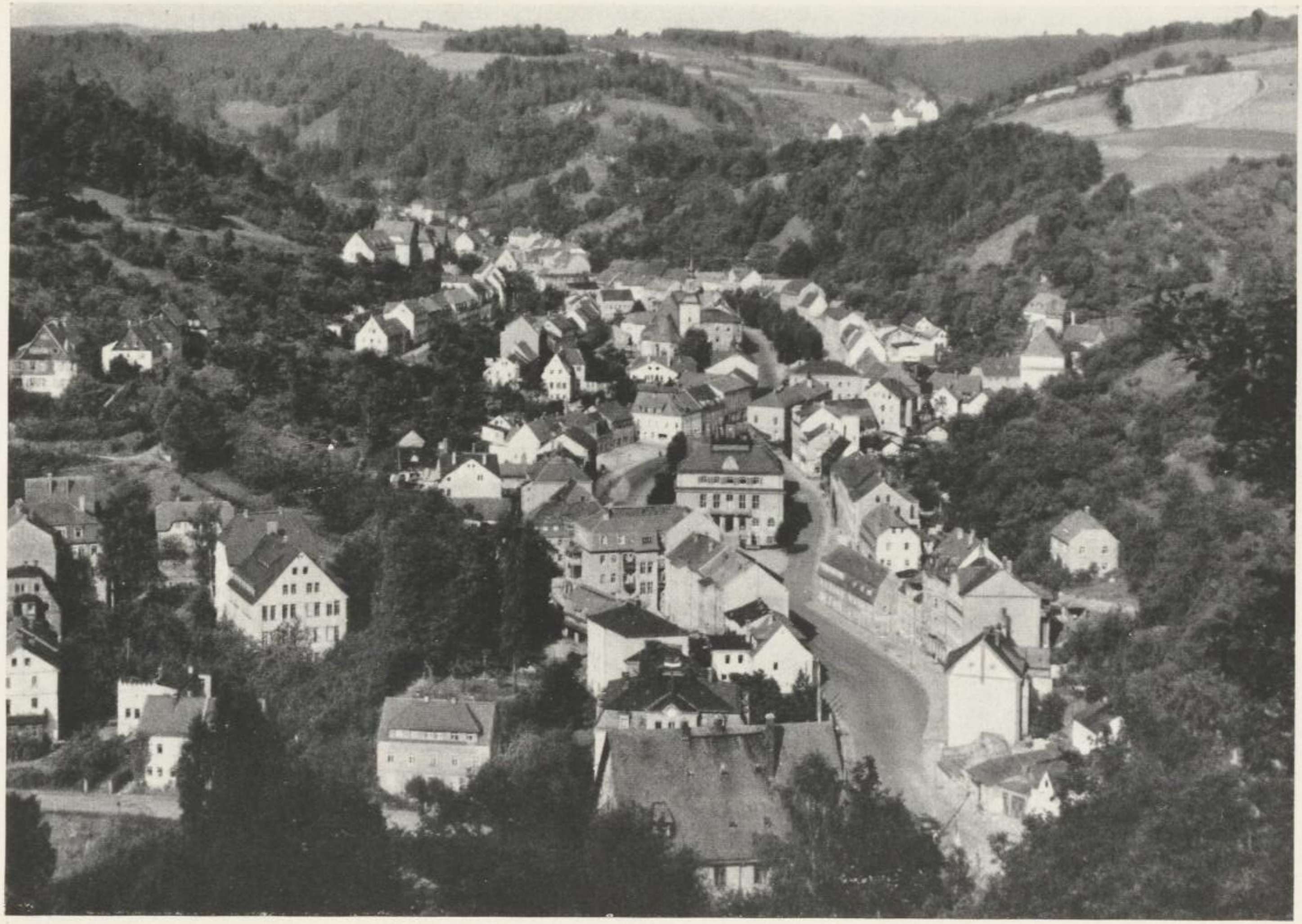


Bild 9. Blick auf Glashütte von Osten

Bild 10. Montage-Arbeitssaal des VEB Glashütter Uhrenbetriebe

Bild 11. Montage beim Chronometerbau

Bild 12a + b. Unwetterkatastrophe 8./9. Juli 1927 in Glashütte

Bild 13. Das Müglitztal bei Bärenklau nach dem Hochwasser vom 8./9. Juli 1927

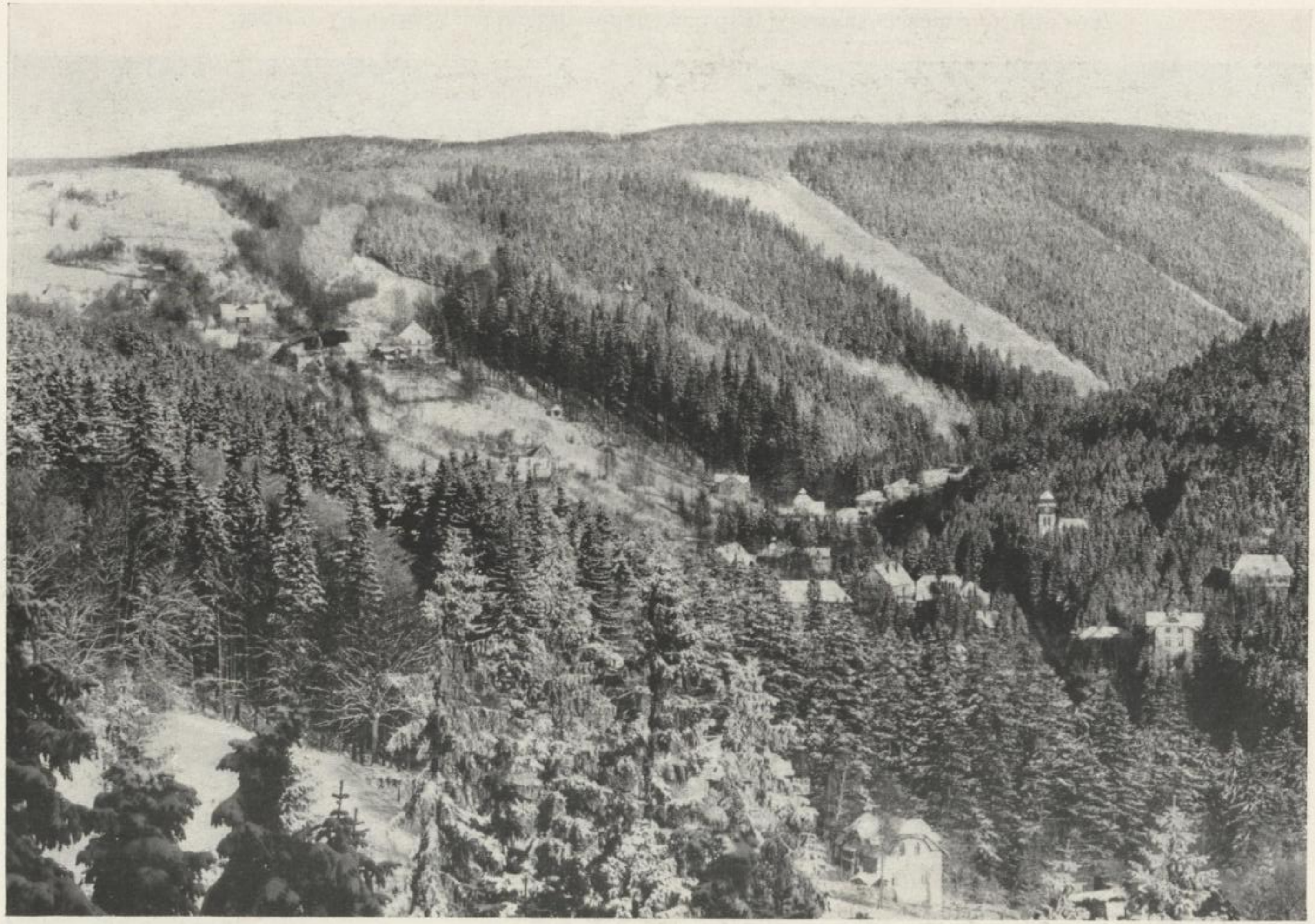


Bild 14. Blick in das Rotweißeritztal bei Kipsdorf

SLUB
Wir führen Wissen.

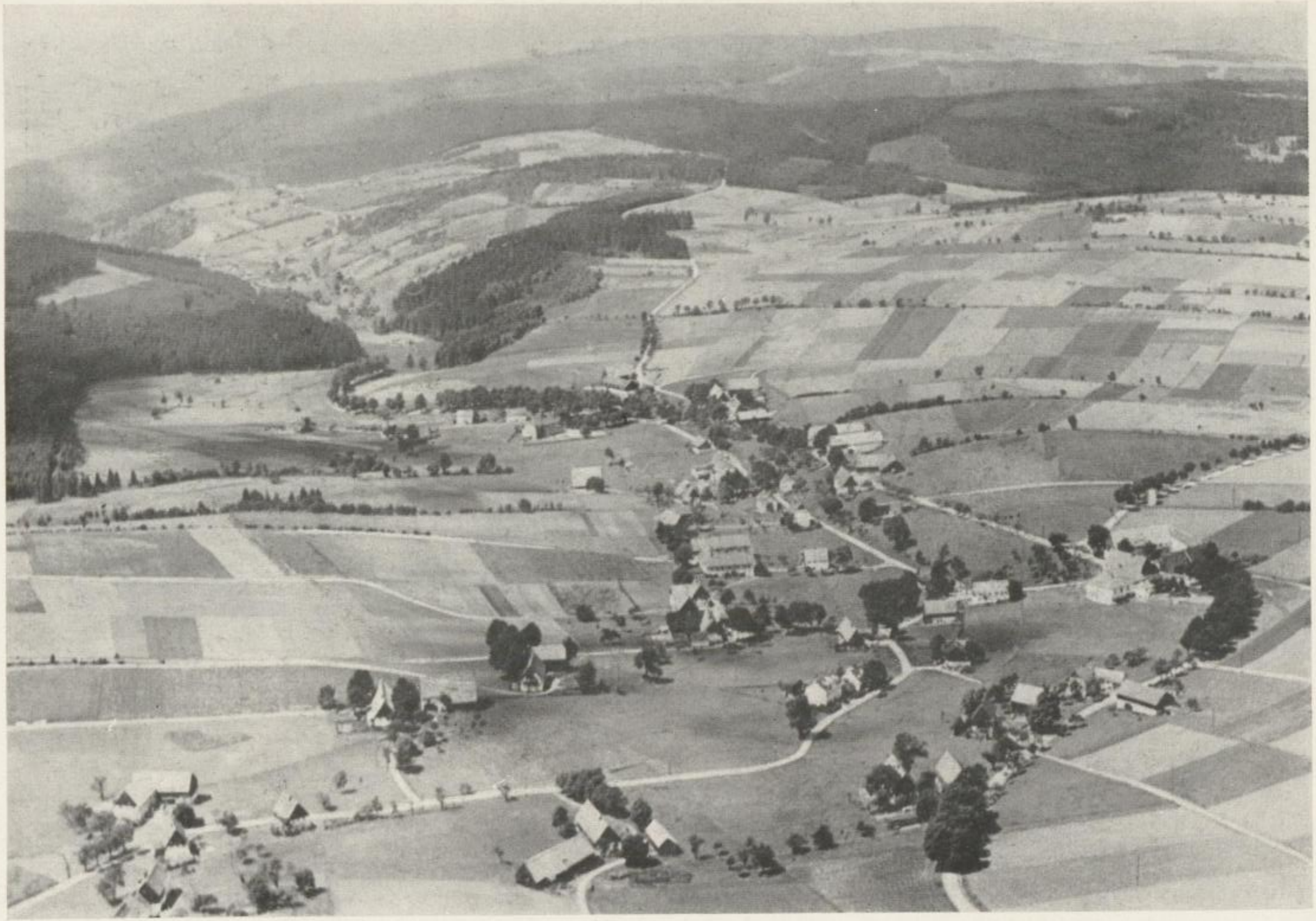


Bild 15. Luftbild von Falkenhain

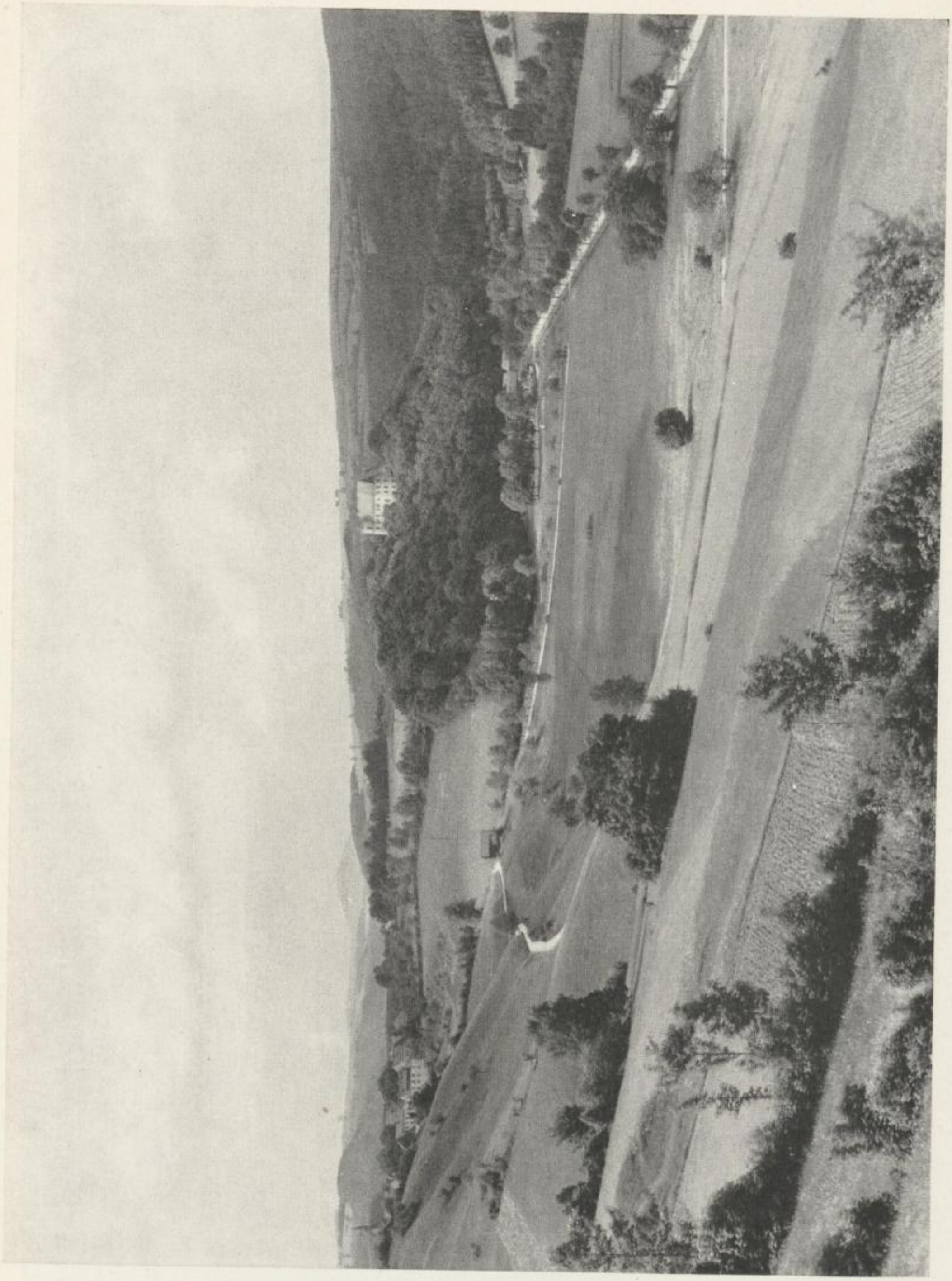
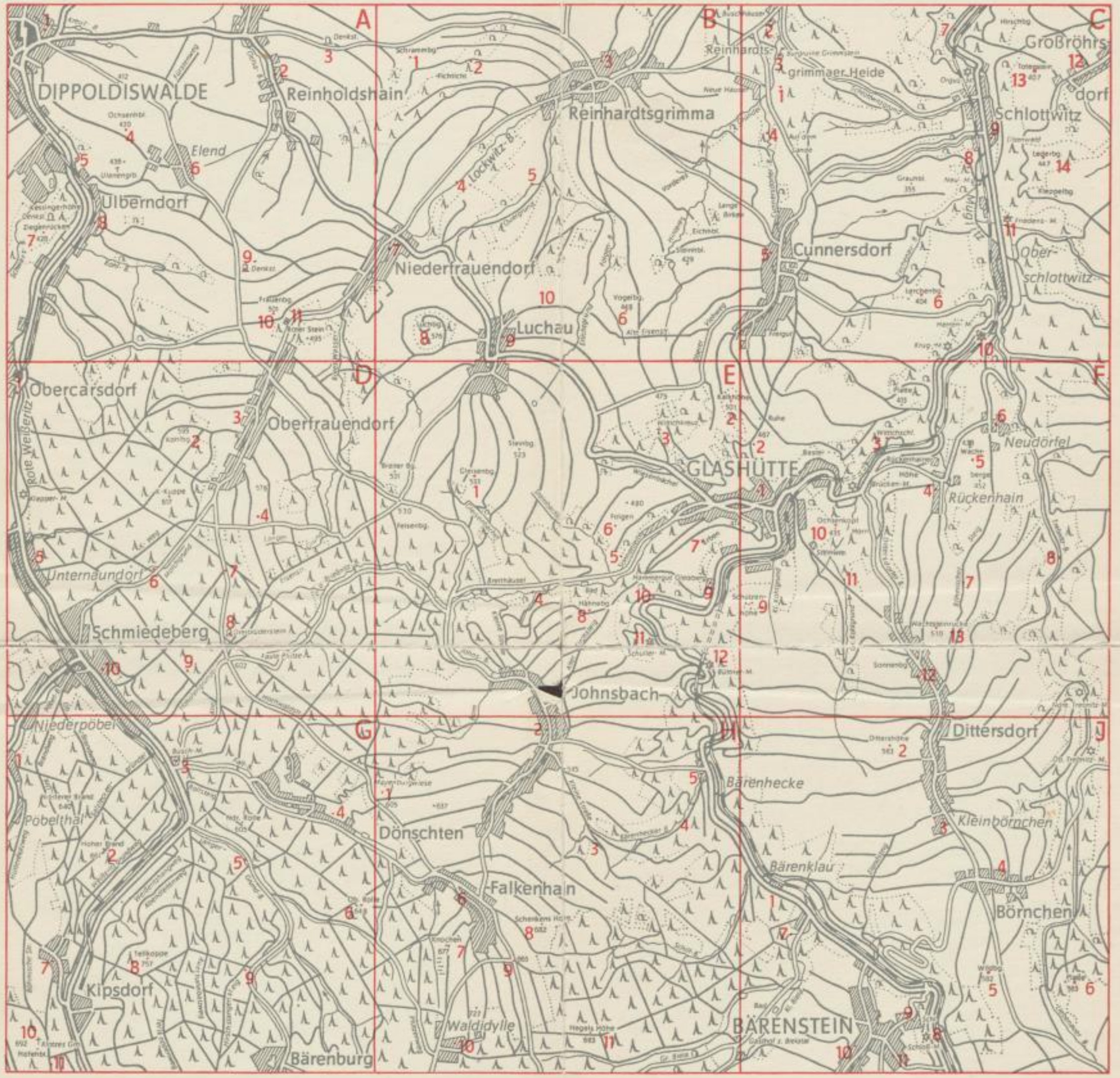


Bild 16. Blick in das Müglitztal bei Bärenstein

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.



GLASHÜTTE *Stadtgemeinde*
Ulberndorf *Landgemeinde*
Niederpöbel *Gemeindeteil*

1:50 000

Karte zu „Zwischen Müglitz und Weißeritz"
WERTE DER DEUTSCHEN HEIMAT, Band 8

Erschienen im Akademie-Verlag GmbH, Berlin
Lizenz-Nr. 202. Kartengenehmigung Nr. 246/64
Druck: Druckhaus „Maxim Gorki", Altenburg

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Universitätsbibliothek Dresden
1 0040158

SLUB Dresden 18

Fu 1830 17a 0665 008 001

Universitätsbibliothek Dresden
1 0040157